Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/derjesuithistori21voll

Der Jesuit.

Historisch-romantisches Gemälde

aus dem

Anfang des achtzehnten Jahrhunderts

nach

den hinterlassenen Papieren des Grafen

Orloff.

Bearbeitet von

Dr. Marbell.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Wigand'sche Verlags-Expedition.
1833.

RBR
Jantz
#157
bd. 2

Vierter Abschnitt.

I.

Es war im Winter des Jahres 1708, als zu Rom sich eine Art Kirchenversammlung bildete — nicht daß ein Concilium ausgeschrieben worden wäre, dies schien in jenen Tagen der allgemeinen politischen und religiösen Aufregung zu gewagt, allein von den mehrsten Orten der civilisirten Welt waren Geistliche im Vatikan angelangt, einer Berathung beizuwohnen, welche den Standpunkt betraf, auf dem die Jesuiten standen oder ferner stehen sollten. Fast nirgends war es den Monarchen entgangen, daß diese mächtigen Stützen der katholischen Kirche so feste Wurzel in dem Mark des Landes schlugen, wie nie irgend ein Orden vorher. Die religiöse Bildung des Volkes hätten die Regenten ihnen allenfalls überlassen, wohl auch gern überlassen — Niemand mochte in Abrede stellen, daß Unterthanen, so erzogen, wie es durch die Jesuiten geschah, leicht zu regieren waren —; daß jedoch diese Geistlichen sich selbst

mit den Regierungsgeschäften befassen wollten, war nicht allen angenehm und machte besonders in Frankreich den aufgeklärten Köpfen, welche die Regierung in Paris zusammensetzte, viel zu schaffen. Der südliche Theil des großen Reiches, von dem nördlichen in geistiger wie in physischer Kultur weit übertroffen, ja so weit, daß er, mit diesem verglichen, fast ein barbarisches Land zu nennen wäre, fühlte den Druck nicht. Die Residenz der Päbste in Avignon und die Nachbarschaft Spaniens und Italiens, so wie das milde, zur süßen Unthätigkeit einladende Klima mochten wohl das Mehrste dazu beigetragen haben. Unbestreitbar ist, daß, je verschwenderischer die Natur ihre Gaben über den nimmer müden, stets blühenden, Früchte tragenden Boden ausgießt, je träger und unthätiger der Mensch wird; muß er sorgen für den nächsten Tag, muß er dem kargen, unfruchtbaren Schooß der Erde sein Brod abringen, so belebt sich seine Erfindungskraft, sein Geist wird aufgeweckter, er findet in seinem Scharfsinn die Mittel, das, was die Natur seinem Lande versagt, zu ersetzen.

So ging von dem nördlichen Theile Frankreichs, von dem rauheren gebirgigen Theile Spaniens, so ging von Deutschland manche Klage ein

über die Anmaßung der Jesuiten, und der Pabst, welcher in ihnen seine treuesten Diener sah, befand sich in der unangenehmen Lage, entweder sie aufgeben zu müssen oder sich die Feindschaft der sie verklagenden Mächte zuzuziehen.

Beides wog ihm nicht leicht. In der jetzigen Zeit, in welcher das Ansehen des päbstlichen Stuhles immer tiefer sank, war ihm eine solche Stütze, wie die Gesellschaft Jesu ihm bot, hochwichtig; aber dieselbe Zeit machte auch, daß er der Feindschaft der großen Mächte nicht ruhig zusehen konnte, denn sein Bannstrahl, die allmächtige Waffe, mit welcher er die furchtbarsten Heere schlug, hatte all seine Kraft verloren.

Die Jesuiten hatten in kurzer Zeit sich auf eine unglaubliche Weise ausgebreitet, und stolz auf ihre Größe feierten sie im Jahre 1640 unter dem General (der Jesuiten) Vitelleschi ihr hundertjähriges Jubelfest. Sie waren an allen Höfen wohlgelitten, hatten sich überall zu Beichtvätern aufgeworfen, hatten die wichtigsten politischen Erfolge herbeigeführt oder vorbereitet; — sie waren im dreißigjährigen Kriege die thätigsten Theilnehmer an den religiösen Händeln, sie waren die Seele der katholischen Ligue, welche nichts ohne sie that; — allein auf der andern Seite wurden so viele

Beschwerden gegen sie erhoben, daß Clemens XI. nicht wußte wo aus noch ein.

Sie standen den Bischöfen, Pfarrern und dem ganzen Unterrichtswesen für die höhere Ausbildung, den Akademien und Universitäten, im Wege, indem sie, sobald sie die außerordentlichen Vorrechte, in deren Besitz sie sich befanden, geltend machten, die Geistlichkeit auf jede Weise beeinträchtigten. Die älteren Mönchsorden waren durch Eingriffe in ihr Gebiet aufgeregt, ihr Neid war erwacht, und sie gaben demselben durch ihr ungeistliches, zweideutiges Betragen sehr viel Stoff zu heftigen Anklagen und giftigen Ausfällen. Nirgends wollten sie sich eine Grenzlinie zeichnen lassen, und wie die Lehrer der Religion, so machten sie auch Staatsbeamte und Juristen gegen sich aufgebracht, indem sie sich in ihre Angelegenheiten auf die lebhafteste Art und sehr unberufen mischten. Man wußte wohl, welche Wirkung ihr thätiges Eingreifen in Portugal, unter König Johann III. und unter Sebastian, gehabt hatte, und daß sie die Haupturſache der Ueberlieferung des Reiches an die spanische Krone waren. So kam es, daß sie in Frankreich lange zu kämpfen hatten, bevor sie daselbst festen Fuß fassen konnten, denn das Parlament und die hohe Geistlichkeit dieses

Landes erklärten sie, mit Uebereinstimmung der Universität Paris, für unnütz und unverträglich mit den Rechten der französischen Kirche. Nur der Gunst des Hofes hatten sie es zu danken, daß sie, mit Verzichtleistung auf den Gebrauch ihrer bedeutendsten und wirksamsten Vorrechte, unter dem Namen der Väter des Collegiums von Clermont auftreten durften. Doch hatten sie immer mit ihrer ältesten Feindin, mit der Universität, zu kämpfen, und die Ermordung Heinrichs III., das wiederholte Trachten nach dem Leben Heinrichs IV. und die endlich erfolgte Ermordung desselben wurden ihnen zur Last gelegt, so daß sie sich unaufhörlich zu wehren hatten, um nur in Frankreich zu bleiben, aus welchem Lande sie zu verschiedenen Malen als Hochverräther und Majestätsverbrecher feierlich verwiesen wurden, bis Ludwig XIV. ihnen durch seinen Schutz eine bleibende Stätte zusicherte.

So wankend zwischen Sollen und Wollen stand der Pabst in einer unangenehmen Lage, und nun erhob sich an seinem Hofe, was er wohl hätte voraussehen können, ein eben so gewaltiger Streit unter den Vätern der Kirche, davon die eine Partei für, die andere gegen die Jesuiten war. Viele drangen auf Abschaffung des ganzen Or-

dens, Andere wenigstens auf Veränderung seiner Regeln und auf Schärfung der kanonischen Gesetze, auf Enthaltung von allen politischen Händeln. Allein ihr General, Lorenz Ricci, ein kühner fester Mann, der die ganze Gewalt des Ordens erhalten wollte, da er wohl einsah, daß er nur unter dieser Bedingung den Nutzen stiften konnte, welchen das Pabstthum sich von ihm versprach und welchen er bisher wirklich geleistet hat, sprach sein ernstes: Sint ut sunt, aut non sint! aus (sie sollen bleiben, wie sie sind, oder sie sollen aufhören zu seyn), und entschied jetzt damit ihr Fortbestehen, so wie späterhin ihren Untergang; die Festigkeit seines Sinnes erhielt sie jetzt, wie späterhin dieselbe Halsstarrigkeit sie stürzte.

Da nun einmal das Bestehen der Gesellschaft beschlossen war, so schien es nicht mehr schwer, den Pabst zu auffallenden Schritten für dieselbe zu bestimmen. Furcht unter allen Bekennern des Katholicismus hatte die reine Lehre Jansen's erregt. Von Brabant war dieselbe ausgegangen, hatte sich über ganz Nord-Frankreich verbreitet und in einzelnen Zweigen bis tief in das südliche fortgesetzt. Schon bei'm Leben des wackern Jansen waren mehrere seiner Lehrsätze verdammt worden. Quesnel erweiterte und reinigte sein Lehrsystem.

Es fand viele Anhänger, und je mehr sich die Zahl derselben vergrößerte, desto besorgter ward die jesuitische Partei an Ludwigs XIV. Hofe.

Le Tellier, Beichtvater des Königs, ein Jesuit natürlich — andere Beichtväter hatten die katholischen Könige damals nicht — entwarf ein Verdammungsurtheil gegen den Jansenismus. Quesnel, sonst Priester am Oratorium zu Paris, war schon verbannt; nun wollte auch seine Lehre abschaffen, und 101 unverfängliche, fast wörtlich mit den Kirchenlehren und der Bibel übereinstimmende Sätze, welche Quesnel seinen viel gelesenen moralischen Betrachtungen über das neue Testament angehängt hatte, wurden als ketzerisch, gottlos, anstößig oder gotteslästerlich anathematisirt!

Die Wuth der Jesuiten gegen Pater Quesnel und gegen den Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles, weil der erstere nach Arnauld's, Jansen's und Nicole's Tod als das Haupt der jansenistischen Partei angesehen wurde, und gegen den letztern, weil er seine Unabhängigkeit von dem jesuitischen Beichtvater des Königs als Erzbischof und Cardinal männlich behauptet und Quesnel's Werk sogar öffentlich empfohlen hatte — war unbeschreiblich, und nur diese Wuth — ein Zu-

stand, in welchem man gewöhnlich seiner Sinne nicht Meister ist, machte es begreiflich, daß die sonst so besonnenen Jesuiten ihre Fassung ganz verloren und Schritte thaten, welche ihnen augenblicklichen Vortheil zwar, desto größern Nachtheil aber für die Zukunft brachten.

Hiezu gehören namentlich die berüchtigten Gewaltstreiche gegen die Jansenisten. Le Tellier legte sein Verdammungsurtheil dem Pabste vor und dieser ward bewogen, dasselbe als Bulle bekannt zu machen. Sie hat in der Geschichte eine seltene Berühmtheit erlangt; sie beginnt mit den Worten: **Unigenitus Dei filius ac redemptor noster**, und wird daher von dem ersten Worte die Bulle oder die **Constitution *Unigenitus*** genannt. Außer diesem ward das Kloster **Port royal des champs**, das man als die Festung der Jansenisten betrachtete, durch die königliche Polizei aufgehoben, die unglücklichen Nonnen, waren sie alt, verjagt, waren sie jung, gemißbraucht und dann gleichfalls ins Elend gestoßen, die Gebäude niedergerissen, Quesnel's neues Testament verboten und verbrannt ꝛc.

Nach so mächtigen Erfolgen wollte man dem Pabste jedoch auch zeigen, daß er nicht unwürdige Glieder der Kirche beschützt, und der General, vereint

mit dem Admonitor, erstattete demselben Bericht über die Wunder, welche sie verrichtet, unter denen dann die Aufnahme Ludwigs XIV. in den Orden der Jesuiten *), so wie ihr Eindringen in Rußland, Polen, Preußen, ja sogar im Einzelnen in England, nicht unwichtige Punkte waren, — und Clemens war zufrieden gestellt. Nicht so aber die Väter des Ordens selbst. Der General, so wenig als der Admonitor, sahen ihre Erwartungen vollkommen erfüllt und waren deßhalb begierig auf den nächsten Jahresbericht, der namentlich über einen Theil des südlichen Deutschlands, in welchem keine Jesuitercollegien sich befanden und wohin nur verkappte Emissäre dringen konnten, und über das, was seit 1704 daselbst geleistet, Licht verbreiten sollte.

II.

Vor dem ernsten General, Lorenz Ricci, und vor dem Admonitor nebst den fünf Assistenten oder geistlichen Räthen, welche die fünf Hauptna-

*) Historisches Factum. Er war Coadjutor, der zweite Grad bei den Jesuiten, — weltlicher Mitarbeiter.

tionen, der Spanier, Portugiesen, Franzosen, Deutschen und Italiener, repräsentirten, stand in seiner Ordenstracht ein Scholastiker der Jesuiten, einer von den sprachgelehrten, gewandten Männern, deren sich der Orden in seinen Collegien bedient, um die Jugend zu unterrichten, oder die in Städten und an fürstlichen Höfen predigen, als Hofmeister und Beichtväter Familien beobachten, oder wichtige Missionen übernehmen, überhaupt selbstständig handeln, und, nachdem ihnen der Zweck, das Ziel ihres Bestrebens aufgegeben ist, in der Wahl ihrer Mittel unbeschränkt sind.

Das Haupt des Scholastikers, sonst wohl gewohnt, hoch getragen zu seyn, war ein wenig geneigt; es schien, als drücke eine Art von strafendem Bewußtseyn dasselbe nieder in der Gegenwart seines souverainen Gebieters. Er mochte schön zu nennen seyn, doch war etwas Störendes in dem Gesicht, das sehr viele Züge und äußerst wenig Charakter zeigte. Ein gewinnendes Wohlwollen sprach daraus, aber dem Nähertretenden entlockte zurückstoßender Frost in demselben unwillkührlichen Schauder; alle Leidenschaften schienen darin gewühlt und es wieder verlassen zu haben; nichts war übrig als der Blick des vollen-

deten Menschenkenners, der jedes Auge verscheuchte, worauf er traf.

Hier aber schien er dem Auge des Generals, das forschend auf ihm ruhete, ausweichen zu wollen.

Lange stand er so, und fast schien es — in peinigender Lage, bis endlich Ricci etwas hämisch sprach: Nun Schüler! so beichte deine Schülerstreiche.

Euer Eminenz, erwiederte jener, ich habe nur einen zu beichten, — der ist, daß ich, ohne zu prüfen, auf die Nachricht des ehrwürdigen **Patris societatis Jesu, Hieronymus Balder**, bauete. Dieser empfahl mir ein Mädchen, katholischer Religion, aus Mecklenburg gebürtig, von einer alten adeligen Familie, leicht und üppig erzogen, als ein vorzügliches Werkzeug zur Bekehrung des Herzogs von Würtemberg. Ich ging, von hier an den würtembergischen Hof gesandt, nach Stuttgart, lebte dort unter dem Namen Camillo Landriotti als Hauptmann und dann als Major in Diensten Ludwigs, veranlaßte den Herrn von Gräfenitz, seine Schwester, eben das mir empfohlene Mädchen, kommen zu lassen, ward von der Hülflosigkeit ihrer Lage wie von ihrer Schönheit und Charakterlosigkeit bestochen, sie, ohne fernere

Untersuchung, auf des ehrwürdigen Paters Balder Wort hin für unsere Zwecke brauchbar zu halten und veranlaßte nun alles, was geschah. Der Herzog ward von seiner Gattin abgezogen; das Mädchen brachte ich durch mehrere Todesverbrechen, unter denen Zaubereiversuche die geringsten sind, so völlig in unsere Gewalt, daß ich glaubte, es gäbe gar kein Mittel mehr, sie aus den Banden der Dienstbarkeit zu reißen. Sie fesselte dann mit großer Kunst, — welches mich noch mehr an ihre Brauchbarkeit glauben machte, — den unbeständigen Herzog, brachte ihn zu dem Verbrechen der Bigamie und ließ mir keinen Zweifel, daß sie unseren Aufträgen, ihn zur katholischen Religion zurückzuführen, vollkommen genügen würde.

Als es so weit war, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf andere, gleichfalls wichtige Gegenstände. Der Marquis Tallard, später von Lanoy, war in Marlborough's Hause. Der Feldherr, der Engländer, hatte ihn in der unglücklichen Schlacht bei Hochstätt, in welcher das Licht des Glaubens auf deutschem Boden beinahe dem Verlöschen nahe gebracht ward, gefangen (eben nach jener Schlacht war auch ich in der Kleidung eines bairischen Hauptmanns zum würtembergischen Heere gekommen, gleichsam als Flüchtling

und Ueberläufer). Marlbarough gewann den jungen Lanoy sehr lieb und behielt ihn bei sich, während er den Vater, den Feldherrn der Franzosen, der gleichfalls in der Schlacht gefangen ward, nach England schickte.

Der Herzog hat eine schöne Tochter. Sie ward von dem jüngern Lanoy geliebt. Ihre Neigung zu ihm war nicht zweifelhaft, der Heirath zwischen beiden stand nur der Stolz der Mutter im Wege. Dieser wäre durch die dauernde Liebe der beiden jungen Leute und durch des Vaters Machtwort wohl zu besiegen gewesen. Die Verbindung zwischen dem Franzosen, dem Rechtgläubigen, und der ketzerischen Engländerin schien mir gefährlich — wäre das Mädchen katholisch, der Mann Protestant gewesen, so hätte ich derselben nichts in den Weg gelegt, denn der Beispiele, daß die Männer zur Religion der Frauen übergegangen sind, gibt es nicht wenige,— wozu ist so ein verliebter Herr nicht zu bewegen?

Hier schien mir dasselbe, sehr zum Nachtheil der allein seligmachenden Kirche, gleichfalls möglich, darum mußte die Sache hintertrieben werden. Die Mutter ging mit der jungen Dame nach London, und es schien Alles beendet. Allein Lanoy ging ihr nach, und nun war meine Ge-

genwart dort nöthig. Unsere weltlichen Collaboratoren hatten das Geheimniß der Verkleidung des Ritters schon heraus, es blieb mir also nur die Entdeckung desselben gegen die Fürstin. Der Ritter ward gefangen gesetzt, und damit ein für allemal aus der Heirath nichts werde, beredete ich die Mutter, Leontine — so hieß die Geliebte des Chevaliers — anderweitig zu vermählen, welches auch geschah.

Unterdessen näherte ich mich dem Vater. Dieser wußte von der Anwesenheit seines Sohnes in London nichts. Ich hütete mich wohl, ihm etwas davon zu entdecken, weil er sonst durch die Sorge für denselben zu sehr beschäftigt gewesen wäre, um in meine Plane einzugehen. Sie gingen dahin, den Anhang, den er am Hofe der Königin Anna hatte, zu vermehren. Man war ihm als gutem Gesellschafter gewogen; diese Gewogenheit mußte er als Politiker zu benützen suchen. Ich gab ihm hiezu die beste Anleitung und machte es ihm noch dadurch leicht, daß ich den Stolz der Herzogin auf einen solchen Grad steigerte, daß sie die Königin Anna öffentlich beleidigte, indem sie behauptete, in jeder Gesellschaft den ersten Platz haben zu müssen, da sie die Gattin des ersten Pairs des Reiches der drei In-

seln, eigentlich die Gebieterin der Königin, wenigstens die Gattin ihres Gebieters sey, in welchem das Parlament herrsche und nicht der König, also der erste Rath im Oberhause der Regent des Reiches sey.

Ein Mann wäre nach solcher Aeußerung des Hochverraths schuldig gewesen, der Frau ward nachgesehen, was sie thöricht gesprochen. Doch ward es nicht vergessen, wie der Erfolg zeigte. Der Gatte solch einer Frau war gefährlich, ihn länger am Ruder zu lassen, war gegen alle Regeln der Vernunft. Er glänzte nicht gerade durch überraschende Ideen oder blendenden Witz, allein er hatte so viel Scharfsinn und so viel gesundes Urtheil, daß er darin nicht leicht von Jemand übertroffen ward. Was konnte ein solcher Mann nicht wirken! Bedenkt man nun noch, daß er mit männlicher Schönheit eine hinreißende Anmuth und Beredsamkeit verband, und daß tiefe, wahre Begeisterung für die Religion seine Handlungen leitete; daß es ihm allein gelungen war, die Mächte Deutschlands mit England zu dem großen Hauptzweck zu vereinigen, obwohl die Privatansichten und Interessen sehr aus einander liefen; daß er, wenn sein Hof wankend oder gleichgültig gegen den Bundeszweck ward,

ihn durch sein bloßes Erscheinen auf den rechten Weg zu bringen wußte; — bedenkt man, daß in allen seinen Thaten ihn nur Liebe zum Vaterlande und Haß gegen Ludwig XIV., welchen wir beschützen, leitete, so wird mir zugegeben werden, daß ich im Interesse unseres Ordens handelte, als ich sein Gebäude untergrub.

Er ist uns jetzt nicht mehr gefährlich, er ist gestürzt, er ist vom Staatsruder abgetreten. Die Verbündeten haben ihre mächtigste Stütze, sie haben in ihm allein ein Heer verloren. Die Königin, erzürnt über die fortwährenden Anmaßungen der unerträglich stolzen Frau des Herzogs, welche sie selbst, so wie ihren Liebling, die Hofdame Elisabeth Masham, stets von Neuem beleidigte, ernannte ein anderes und zwar ein Tories-Ministerium. Marlborough stimmte mit den Whigs für Krieg, die Tories waren für Frieden. Marlborough ward angeklagt, seiner Aemter und Würden beraubt und lebt jetzt in einer freiwilligen Verbannung. Er wird uns nicht mehr schaden. Die Sache der Feinde ist verloren. Ludwig darf die mit den Verbündeten eingegangenen Verträge nicht mehr halten. Pater Le Tellier ist ja bei ihm, und die Bedingungen wurden ja gemacht, als er im Nachtheil war, — er wird nicht Thor genug

seyn, um nicht einzusehen, daß die Sachen jetzt, da er im Vortheil ist, ganz anders stehen.

Euer Eminenz sehen, daß ich Ihr Vertrauen gerechtfertigt habe; dafür, daß der ehrwürdige Pater Hieronymus das mir empfohlne Fräulein nicht kannte, dafür allerdings konnte ich nicht.

Euch ziemt, Euer Urtheil schweigend zu hören, nicht Euch mit prahlenden Reden hochtrabend zu vertheidigen und wohl gar noch Lob für Eure Mißgriffe zu erwarten, sprach der General. Ihr hättet selbst prüfen sollen, Ihr kanntet ja Hieronymus als einen alten, schwächlichen Mann, dessen Geist, schon durch die Jahre gebeugt, nicht mehr scharf genug blickt, um in die Tiefen des menschlichen Herzens, um in seine verborgenen Falten zu dringen! Dazu gehört jugendliche Frische, gepaart mit männlicher Reife. Wir wählten darum Euch; allein mir scheint, wir selbst haben uns einer größern Uebereilung anzuklagen, als die ist, deren wir Euch zeihen. Wir hätten vernünftiger wählen sollen — daß Ihr schlecht wähltet, könnt Ihr mit unserer Unvorsichtigkeit entschuldigen.

Sagt nun, wie steht es jetzt an dem Hofe von Stuttgart? — in jedem Falle werden wir dort eine gänzliche Veränderung des anfänglichen Planes durchzuführen haben.

Der Jesuit beschrieb Stand und Lage der Sachen, und die nöthigen Verabredungen für das Fernere wurden getroffen. Wir aber wollen uns selbst dort umsehen, um zu erfahren, wie es in jener Zeit herging.

III.

Die Gräfin von Urach hatte sich des Herzogs so ganz bemächtigt, daß gegen sie zu verfahren und sie fortzuschaffen nicht leicht schien. Wenn die aufgeklärteren Leute nicht gewiß gewußt hätten, daß Zauberei ein Unding, und daß Zauberer Betrüger oder selbst betrogen sind, so hätte man glauben müssen, die Mittel, welche sie ergriffen, um nach ihrer Meinung des Herzogs Gunst zu gewinnen und ihn an sich zu fesseln, seyen wirklich nicht erfolglos.

Das Leben, welches sie seit drei Jahren führte, war so unerhört, daß in der Geschichte dieses Landes, ja des ganzen deutschen Reiches nichts Aehnliches vorkam. Frankreich allerdings hat der Beispiele mehrere aufzuweisen, — vor dem ernsten Deutschen aber erscheint die Verblendung, in welcher der Herzog befangen war, als etwas Wunderbares.

Uebrigens überhob die Gräfin den Herzog aller Sorge um sein Land; sie wußte es zum Besten ihrer Kasse wohl zu verwalten, unbekümmert übrigens, ob es dabei zu Grunde ging oder nicht. Von der Camarilla, welche sie zusammengesetzt, war schon früher die Rede; um sie jedoch noch fester an sich zu knüpfen, ward ein förmlicher Vertrag aufgesetzt, nach welchem beide Parteien einander in günstigen wie in widrigen Angelegenheiten auf das kräftigste beistehen und eine der andern Glück und Unglück wie ihr eigenes ansehen sollten. Alle Sachen von Wichtigkeit wurden, ehe man sie dem Herzog vorbrachte, von ihnen vorher besprochen und entschieden, dagegen aber auch alle Verantwortlichkeit, wenn es je dazu kommen sollte, mit gleichen Schultern getragen. Auch theilten sie alle Vortheile gleichmäßig unter einander und nahmen Maßregeln, welche sie für den Fall eines plötzlichen Absterbens des Herzogs sicher stellten*).

So entstand zu des Landes Unglück eine förmliche Verschwörung. Die Gräfin herrschte al-

*) Pfaff Geschichte Würtembergs. Zweiter Band, zweite Abtheilung.

lein, der Herzog vollzog nur ihre Befehle, die Unterthanen waren ihre Knechte. Wollte je irgend einmal der Herzog selbstständig handeln, so wurden seine Befehle nicht mehr geachtet — man legte sie auf die Seite und ließ sie in den Fächern eines alten Schreibtisches vermodern.

Aemter, Titel und Gnadenbezeugungen waren in den Händen der Gräfin, Alles mußte ihr dienen, ihren nimmersatten Geldgeiz zu befriedigen? — so kann man wohl nicht sagen, in sofern sie nie befriedigt wurde — ihn zu nähren, ihn zu steigern scheint der richtigere Ausdruck, denn mit der Masse Geldes, welche sie zusammenscharrte, stieg ihre Begier nach mehrerem, und um diesem Hange zu genügen, war bei ihr Alles um Geld feil. Dienste jeder Art wurden an denjenigen verkauft, der am mehrsten daran zu wagen Lust hatte, und zwar verhandelte sie nicht allein diejenigen, welche zu besetzen der Herzog Recht und Befugniß hatte, auch die Aemter und Stellen in den Gemeinden, in Dörfern und Städten, verhandelte sie auf solche Weise; — noch nicht genug, daß sie die Stelle selbst verkaufte und mehr anstellte, als eigentlich Posten vorhanden waren, auch mit der Hoffnung trieb sie und ihr Anhang einen abscheulichen Wucher, — die sogenannten Exspectanzien

wurden eingeführt und die Aussicht auf dermaleinstige Anstellung um theures Geld verliehen.

Der Herzog hatte eine Privatkasse, in welche die sogenannten Chatoullengelder flossen, welche bestimmt waren, seine unmittelbaren Bedürfnisse zu bestreiten. Selbst diese ließ sie nicht unangetastet. Der Herzog behielt vertragsmäßig nur ein Drittel derselben, ein zweites sie, und das letzte sollten die Minister erhalten. Diesen jedoch gab sie was sie wollte, und des Herzogs Theil nahm sie auch für sich — zu seiner Kasse hatte sie einen eigenen Schlüssel; wie oft sie gefüllt wurde, die Gräfin hatte sie gleich wieder geplündert.

Die Kammergüter mußten die Einnahmen an sie abliefern. Die Reisen, welche sie mit dem Herzog machte, bezahlte sie, um die Rechnung darüber führen und sich dann immer viermal so viel dafür geben zu lassen, als sie ausgelegt.

Außer den früher genannten Gütern schenkte ihr der Herzog noch das Dorf Stetten nebst dem daran belegenen herzoglichen Schlosse, die Herrschaft Welzheim, den Marktflecken Brenz und das Städtchen Gochsheim. Ihr Bruder aber bekam die beiden Herrschaften Heimsheim und Malschalkenzinnern — Schenkungen, zu denen sie durch

die Geschicklichkeit eines von ihr begünstigten und erhobenen jungen Juristen, des Hofraths Weissensee, sogar die Einwilligung der Stände und des Prinzen Alexander, so wie seiner Brüder zu erlangen wußte.

Nun residirte sie mit ihrer Camarilla bald da, bald dort, und wo der Herzog sie besuchte, ward ihr an allen möglichen Naturalien geliefert, um ein kleines Heer davon zu erhalten; sie aber hatte nach jedem solchen Besuch eine große Rechnung für Auslagen, welche des Herzogs Anwesenheit verlangt habe, und diese Rechnung mußte immer vor jeder andern befriedigt werden. Wenn kein Handwerker sein Geld bekommen konnte, so war sie des ihrigen stets gewiß.

Dieser Geiz, diese unersättliche Habgier warf den häßlichsten Schein auf das Weib, welchem man Leichtsinn hätte verzeihen können, welches aber durch so schmutzige Laster bald allgemeinen Abscheu erregte. Ihr indessen schien alles dies noch nicht genug, sie und ihr Anhang wußten immer neue Quellen zu öffnen, welche des Landes Schätze in ihren Schooß leiteten; so mußten zum Beispiel die Beamten vor ihrer Anstellung Caution leisten und zwar stets in baarem Gelde, welches, wie alles Uebrige, der Gräfin zukam. Ja

das Eigenthum der Kirche tastete sie an, erzählt uns der Magister Pfaff mit hohem Entsetzen, — Wittwen und Waisen wurden nicht verschont; noch mehr, sie hielt sich eigene Kundschafter, welche im Lande umherspäheten nach reichen Leuten; — diese wurden einer peinlichen Anklage bedroht, welche zu unterstützen es ihr nicht an falschen Zeugen gefehlt haben wird*).

Auf so schändliche Weise häufte sie Schätze auf Schätze. Was sie an baarem Geld einbekam, was ihr nebenbei der Herzog schenken mußte — und dies war nicht wenig, indem sogar die Summen, welche bestimmt waren, verpfändete Ländereien einzulösen, in ihre Kasse flossen — das sandte sie in auswärtige Banken, nach Amsterdam, nach Venedig, nach Genf und Hamburg. Sie selbst brauchte nur wenig für sich, da Küche und Keller ihr mit

*) Beispiele solcher Erpressungen kommen mehrere in der peinlichen Anklage vor. Ein Amtmann in Weiltingen mußte pro abolitione processus criminalis 3000 f., ein anderer daselbst pro abolitorio in puncto sexti 1500 f., wegen des nämlichen der Voigt zu Oeffingen 4000 und gleich darauf noch weitere 2250 f., — ein Vaihinger Handelsmann 5000 f. zahlen. Ein solcher Kundschafter hieß Urlsperger (die Nachwelt hat seinen Namen an den Galgen geschlagen). Auch Hofjuden wurden inquirirt.

allem Erdenklichen so zum Ueberfluß versehen ward, daß sie selbst davon noch verkaufte.

Wie sehr der Herzog auch verblendet war, so konnte ihm das Geschrei seiner Unterthanen doch nicht entgehen; er mußte überall die Gräfin und ihren Anhang verwünschen hören. Sein getreuer Freund, der Oberhofmeister von Forstner, brachte es endlich dahin, daß eine Landesuntersuchungscommission ernannt wurde, welche den schreienden Bedrückungen abhelfen sollte, indem die Beamten, von den Ministern gepreßt, hinwiederum an dem unglücklichen Bauernvolk sich schadlos hielten.

Die ganze Untersuchung hatte nichts zur Folge, als einen tödtlichen Haß, den die Gräfin auf den Baron Forstner warf. Das Resultat der Commission, an deren Spitze der Geheimerath Sittmann stand, war eine neue Beutelschneiderei, welche in den Seckel der Commissäre mehr Louisd'ors leitete, als Pfenninge in die Finanzkassen des Herzogs. Sittmann, ein Mensch, der keine andern Verdienste hatte, als daß er der Schwager Wilhelminens war, unwissend, von erbärmlichem Hochmuth aufgeblasen, wie alle Emporkömmlinge, von schmutzigem Geiz besessen, verwandelte die Untersuchung in eine Finanz-Operation für sich; das Land war überall zufrieden, nur einzelne Böse-

wichter, Feinde der edlen Gräfin, konnten etwas anderes erfinden; es war der Wohlstand des Volkes so groß, daß es noch zehnmal größere Abgaben leisten konnte, ohne gedrückt zu werden ꝛc. ꝛc. — kurz, es blieb Alles beim Alten, oder es wurde vielmehr von Tage zu Tage schlimmer.

Die unglückliche Herzogin, welche bis jetzt mit unermüdlicher Geduld alles sich auf sie häufende Unglück ertragen, sollte noch größere Prüfungen bestehen. Die Gräfin von Urach, im Volke unter dem Namen Landverderberin oder Landschaden bekannt, verlangte, daß Elisabeth aus dem Schlosse weichen und ihr, als der rechtmäßigen Gattin des Herzogs, dasselbe einräumen sollte.

Dies schien die milde Frau, welche bisher Alles ertragen, doch zu heftig zu erschüttern, und weinend ging sie in ihren Gemächern auf und ab, zwar fest entschlossen, nicht zu weichen, aber doch durch die Zumuthung (welche ihr zeigte, daß ihres Gatten übles Leben nicht eine bloße Verirrung sey, von der sie hoffen konnte, daß er endlich zurückkehren würde) an sich so tief erschüttert, daß ihre Fassung gebrochen, daß ihre Stärke, ihr standhafter Muth gewichen war. Sie schloß ihren Sohn mit Heftigkeit in ihre Arme und sprach:

Nur Du hältst mich noch aufrecht, mein liebes Kind, nur Dir will ich durch mein Bleiben Dein Erbe erhalten, sonst könnte die Landverderberin ihre Brut wohl gar auf den Thron bringen. Nein, nimmermehr, wenn Sie mich nicht mit Gewalt fortführen, so verlasse ich den Sitz, der mir zur Residenz angewiesen ist, nicht.

In diesem Augenblick sprang die Thüre des Gemaches auf und der Herzogin zierliches Bologneser-Hündchen lief herein, einen feinen zusammengerollten Pergamentstreifen tragend, auf welchem die Worte standen: „Klagt bei dem Kaiser!“

Beim Himmel! rief Elisabeth aus, der ist kein Feind, der mir dieses räth! sogleich will ich's befolgen. Vielleicht wird auf solche Art von höherer Hand diesem armen Lande Ruhe verschafft, ihm der Segen wieder gegeben, den ihm die Natur verlieh und den jenes böse Weib zerstört hat.

Mit diesen Worten setzte sie sich zum Schreibtisch und entwarf einen Brief an den Kaiser, in welchem sie demselben die ganze traurige Lage ihrer selbst und ihres Sohnes schilderte, des Herzogs Grausamkeit mit so milden Andeutungen, als ihr möglich, berührte, — in welchem sie dagegen die Unthaten der Gräfin von Urach mit den lebhaftesten Farben darstellte, sagte, wie sie sich

durch geheime Mittel das Herz des Fürsten auf einen solchen Grad zu eigen gemacht habe, daß nicht nur er jeder Pflicht gegen sie, all seiner Schwüre, seiner Treue und Liebe vergäße, um der Andern zu leben, sondern sogar sie verstoßen, sie nöthigen wolle, das Schloß zu verlassen, auf daß das Frauenzimmer, mit welchem er sich ehelich verbunden, mit welchem er sich habe förmlich trauen lassen, als Herzogin in dieser Residenz der würtembergischen Herzoge residiren könne.

Was sie hier in einem Augenblick ausgeführt, mit Niemanden besprochen, Niemanden anvertraut hatte, das blieb ein Geheimniß; deßhalb konnte sie durch einen treuen Diener den Brief an den Hof von Wien senden, und das Ungewitter brach über die sicher sich Fühlenden urplötzlich in seiner ganzen Schwere los.

IV.

Schon lange war am Hofe zu Wien der Unfug bekannt, welcher durch die Gräfin von Urach und ihren Anhang in dem unglücklichen Lande getrieben wurde. Niemand nahm sich der Herzogin an, sie selbst klagte nicht, ein Einschreiten des

Kaisers aus eigener Machtvollkommenheit schien demnach nicht wohl thunlich. Jetzt war das anders, nicht nur kam der Brief der Herzogin an, welcher um Abhülfe bat, der Kaiser Joseph I. hörte auch von einem Baron von Ringen die auffallendsten Dinge über das böse Weib, welches so viel Unheil gestiftet.

Was dieser letztere erzählte, war so gravirend für Wilhelminen, daß sie alsbald verurtheilt war, ohne daß man nur abwartete, ob sie sich würde vertheidigen können, ja ohne daß man sie nur überhaupt in Anklagestand versetzte. Das feine, einschmeichelnde Benehmen des Barons, seine geistreiche Unterhaltung, sein ganzes Wesen war dem Kaiser so angenehm, daß er sich oft stundenlang vertraulich mit ihm über diesen Gegenstand unterhielt, um so lieber, als er außer dem Deutschen das Lateinische, Spanische und Italienische mit vorzüglicher Geläufigkeit sprach, etwas, das der Kaiser, der sich am liebsten so unterhielt, daß nicht Jedermann an dem Gespräch Theil nehmen konnte, besonders gern sah.

Ringen erzählte, daß er die Gräfin kenne, und machte eine so lebendige Schilderung von ihr und von ihren üppigen Reizen, daß Joseph auf den Gedanken kam, der Baron müsse ein

verschmähter Liebhaber von der Gräfin seyn, denn nur ein solcher mochte mit diesem Entzücken von ihrer Schönheit und mit solcher innern, fast wilden Aufregung von ihren Lastern und Verbrechen reden. Das Aussehen des Fremden bestätigte diese Meinung nicht gerade, denn Ringen war noch ein schöner Mann zu nennen, und mochte es vor einigen Jahren in viel höherem Grade gewesen seyn. Daß die Ueppigkeit der Gräfin eine so vortheilhaft scheinende Eroberung sollte zurückgewiesen haben, war nicht ganz denkbar; dennoch versicherte der Baron, daß Seine kaiserliche Majestät sich irre und er blos für das Wohl der Herzogin und des Landes spreche.

Ob nun schon in den Zügen des Barons, welche bei vielem anlockenden Wohlwollen doch etwas Zurückstoßendes hatten, ja der Tummelplatz wilder Leidenschaften gewesen zu seyn schienen, ein ironisches Lächeln sichtbar ward, indem er die angeführte Betheurung machte, der Kaiser also seine Meinung bestätigt zu sehen glaubte, so war er doch geneigt, einen entscheidenden Schritt zu thun. Das forschende Auge Ringen's durchdringend und scharf, wie das des vollendeten Menschenkenners, ruhete auf dem Kaiser, als wolle es bis in das Innerste seiner Seele dringen, um

seinen Entschluß kennen zu lernen, bevor er noch zu Josephs eigenem Bewußtseyn kam. Geschickt wußte er durch einzelne Andeutungen des Kaisers Gedanken so zu lenken, daß er glaubte, in ihm selbst sey aufgestiegen, was der Fremde ihm zugeflüstert.

So kam denn wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel der kaiserliche Befehl an die Gräfin, „sie solle sich Angesichts dieses anderwärts, weit vom Herzogthum Würtemberg begeben und reversiren, künftighin, weder im ledigen noch im verheiratheten Stande, nicht nur des Herzogs Gebiet nicht wieder zu betreten, sondern auch die Nachbarschaft zu meiden und sich allen Verkehrs mit demselben zu enthalten, sonst würde man nach der Strenge der Gesetze gegen sie verfahren und weder ihre Ehre, noch Leib und Güter verschonen.

Aller Muth verließ das kecke Weib auf einmal, sie wußte sich gar nicht zu helfen. So eben kam der Herzog zu ihr. Ihm zeigte sie in ihrer Todesangst den Brief; er aber zeigte ihr einen andern gleichzeitig erhaltenen vor, in welchem sich des Kaisers Majestät höchst mißfällig aussprach über Eberhard Ludwigs Benehmen, und anzeigte, daß Churbraunschweig, Wolfenbüttel und Hessendarm-

stadt von Reiches wegen beauftragt worden seyen, gegen ihn zu verfahren und seine Aufführung zu untersuchen.

Der Herzog war nicht bestürzt, sondern ergrimmt und höchst aufgebracht. Das geheime Kabinet ward sogleich zusammenberufen. Diesem erklärte er, daß er gesonnen sey, Alles auf's Spiel zu setzen, ehe er von der Geliebten lasse. Die Räthe jedoch, einsehend, in welcher Gefahr sie selbst sich befanden, machten dem Fürsten begreiflich, daß eine gewisse Nachgiebigkeit hier dem ohnmächtigen, Alles verderbenden Trotz bei weitem vorzuziehen sey. So ward Ludwig dahin gestimmt, dem Prälaten Osiander und dem Geheimenrath von Rathsamhausen den Auftrag zu ertheilen, mit der Herzogin Elisabeth und mit den genannten Fürstenhäusern zu unterhandeln; ja an die letzteren schrieb Ludwig selbst, dankend für die Mühe, die sie sich nehmen wollten, jedoch dabei äußernd, „es sey dies eine Sache, die Zeit und Menagement erfordere, um zum Zwecke, zu Ehr und Reputation zu kommen.“ Osiander erklärte der Herzogin und ihrer Mutter, „es wolle sich der Fürst mit seiner Gemahlin reconciliiren, sie als einige Gattin mit allen Emolumentis und

Honneurs anerkennen, auch alles Vergangene aufgehoben haben, dagegen solle man ihn wegen völliger Abandonirung der Gräfin nicht poussiren, sondern ihm Zeit dazu lassen."

Dieser Vorschlag jedoch genügte weder der Herzogin noch den vermittelnden Fürsten, und Eberhard Ludwig sah sich nach manchem Kampf genöthigt, noch weiter nachzugeben. Er erklärte dann, jedoch mit dem sichtbarsten Widerstreben, „obwohl man mit ihm so hart verfahren, wie niemals mit einem Reichsfürsten erhört worden, und er deshalb eine ganz andere Erklärung thun sollte, so habe er doch allein aus Liebe zu der Frau Gräfin und auf ihr inständiges Bitten, sie, so schwer es ihm auch falle, zu entlassen sich entschlossen, und hoffe, daß man ihn, als einen um den Kaiser und das Reich so hoch verdienten Fürsten, nicht weiter beunruhige und zum Aeußersten bewegen werde. Schon habe er die Aufhebung seines Eheverlöbnisses mit der Gräfin dem Prälaten Osiander eingehändigt, aber entlassen könne er sie nicht, als nach gänzlicher Erfüllung folgender Bedingungen:

Erstens müsse sie der Kaiser in seinen besondern Schutz nehmen.

Zweitens müsse das Haus Baden-Durlach *) versprechen, sie nicht zu verfolgen.

Drittens müsse ihr, als einer Person, die er mehr als sich selbst liebe, und deren Entfernung ihn nicht minder schmerze, als wenn man ihm die Seele aus dem Leibe risse, für einen anständigen Gehalt gesorgt und ihr deßwegen eine baare Summe von hunderttausend Speziesthalern ausgezahlt werden."

Natürlich gab dieses zu bedeutenden Verzögerungen Anlaß. Die Gräfin schickte ihr fac totum, den Geheimerath Schütz, nach Wien, um ihre Sache zu verfechten, und dieser trug nicht Scheu, sogar falsche Briefe auf die Herzogin zu schmieden, sie einer ungetreuen und ehebrecherischen Liebe zu beschuldigen und teuflische Gezücht auf sie zu bringen. Allein der Baron Ringen hatte unversehens und in kurzer Zeit ein solches Ansehen bei Hofe erlangt, daß alle Demarchen nichts fruchteten. Ein neuer Befehl, mit Androhung gewaltsamer Aufhebung und gefänglicher Einziehung, gegen die Gräfin erging und sie ergab sich endlich darein, der Nothwendigkeit zu weichen.

*) Die Gattin des Herzogs, Elisabeth, war eine Prinzessin von Baden-Durlach, daher diese Clausel.

Der Herzog selbst, welcher vernahm, daß die mit der Vermittelung oder bewaffneten Einschreitung beauftragten Fürsten bereits ihre Truppen an den seinen Staaten nicht gelegenen Grenzen versammelten, um die ihnen übertragene Execution der kaiserlichen Befehle zu vollziehen, bestimmte sie, obwohl mit großer Ueberwindung, dazu; er rieth ihr, in die Schweiz zu gehen, dort der Dinge Lauf abzuwarten und sich auf seine Treue und Liebe zu verlassen.

Weil Ludwig befürchtete, man könne gegen Wilhelminen irgend eine Gewaltthat unternehmen, ließ er sie mit dem größten Theile ihres Hofstaats nicht nur, sondern mit einer bedeutenden Escorte von seinen Haustruppen an die Grenze der Schweiz bringen, von wo die Gräfin sich nach Genf begab und dort ziemlich eingezogen lebte.

Vierzehn Tage mochte sie daselbst zugebracht haben, nur durch einen in der Zwischenzeit eingelaufenen Brief vom Herzoge getröstet, als ein fremder Herr sich bei ihr melden ließ. Der Name war nicht gesagt; es sey ein alter Bekannter, sprach der Bediente, welcher wissen wollte, ob die Gräfin sich wohl seiner noch erinnere.

Der Fremde ward vorgelassen.

Landriotti! rief Wilhelmine erschreckt, und eine

Zentnerlast fiel auf ihr Herz. „Ja Landriotti,“ sprach der Grieche ernst, sie bittend, die Zeugen zu entfernen. Auf ihren Wink verließ die Dienerschaft das Zimmer.

„Dein Erschrecken,“ sagte Camillo, „zeigt mir deutlich, daß Du fühlst, wie unrecht Du gehandelt, wie sehr Du Dich meines Tadels, meiner Mißbilligung werth, meiner fernern Hülfe unwerth gemacht hast. Alles, was zwischen uns verabredet war, ist von Dir vergessen worden, keinen Auftrag hast Du erfüllt, den eigentlichen Zweck Deiner Sendung ganz aus den Augen verloren — habe es nun! Ich hätte Dich auf der stolzen Höhe erhalten, auf welche ich Dich hob — Dein Geiz ließ Dich vergessen, wer Du warst, Du sahest Dich als den Mittelpunkt des Weltalls an, Dir sollte es zinsbar seyn; Du bedachtest nicht, daß Du ein Werkzeug, zu Zwecken auserwählt warst, welche ich für höher ansah, als Deinen höchsten Zweck — den, Dich zu bereichern. Du hättest auch dies gekonnt, wenn Du das andere nicht unterlassen. — Wisse, Wilhelmine, ich habe Dich gestürzt, — ich war am Hofe des Kaisers Derjenige, welcher die Sache gegen Dich am eifrigsten betrieb! ich war es, dessen Einfluß den Kaiser bewog, sich der unglücklichen Fürstin anzunehmen und Dich von dem Hofe,

an welchem Du mir nichts genützt, zu entfernen. Sey Dir dieses Wort eine Lehre für die Zukunft — noch bist Du schön und jung genug, um vielleicht einem andern Mitgliede meines Ordens ein taugliches Mittel zu erscheinen, andere Plane durchzuführen — keinem derjenigen, welche ich kenne — vielleicht Jemanden, der mir zu fern steht. Doch sollte es der Fall seyn, so hüte Dich, ihn zu hintergehen — Dich rettet nur die Liebe, welche ich einst für Dich empfand, von der schmählichsten Strafe — vor dem Tode!

Mit furchtbarem Ernst sprach der Jesuit diese Worte. Die erhobene Hand schien den Blitz aus den Wolken herabzufordern auf das schuldige Haupt. Vor der fast dämonischen Gestalt, welche erbleicht war im heftigsten Zorn, bebte Wilhelmine im Innersten ihres Lebens zusammen.

Landriotti ging. Unruhig schritt die Gräfin auf und ab — wie ihr Schritt immer schneller und schneller ward, wie ihr Blut in heftigere Wallung kam, wie ihre Wangen sich lebhafter rötheten, ihre Augen heller funkelten, so kehrte ihr Muth, ihre Fassung wieder; die geballte Hand ausgestreckt, dem Fortgegangenen nach, mit fest zusammengekniffenen Lippen, mit knirschenden Zäh-

nen murmelte sie: Du! Du!! Dann blieb sie plötzlich stehen, richtete sich höher auf und sprach stolz: Ich bin ein Weib und soll mich besiegen lassen von einem listigen Mann! Laß sehen, Du Räthselhafter, wer der Sieger bleibt im Kampfe — Du hast sehr thöricht daran gethan, mich für Deine Plane brauchen zu wollen; ich habe zu viel Selbstständigkeit, um dies zu dulden. Doch noch viel thörichter warst Du jetzt, da Du mir sagtest, Du habest mich gestürzt — was ich als Fügung des Schicksals erduldet hatte, dagegen sträube ich mich, seit ich weiß, daß es von Dir ausging — jetzt erst werde ich alle Künste aufbieten, alle Kräfte der Seele anspannen, um Dir den Triumph über mich zu entreißen. Lächle nur, hämischer Bösewicht, falscher Teufel — Du hast des Weibes Stolz, des Weibes List herausgefordert — nun laß uns sehen, wessen Waffen besser treffen!

V.

Die Kriegsfurie, unter deren Geißel ganz Europa gezittert, war vom Schauplatz abgetreten. Der Friede zu Utrecht hatte dem Streit über die spanische Erbfolge ein Ende gemacht. Marschall

Tallard, unterstützt durch geheime Hülfsquellen, hatte Marlborough gestürzt. England schloß 1713 einen Separatfrieden, welchem Spanien, Portugal, Preußen, Dänemark, die Niederlande, Italien ꝛc. beitraten. Kaiser Joseph I. war genöthigt, gleichfalls Friede zu machen, da er allein gegen Frankreich nicht kämpfen konnte. Die lange schmerzlich herbeigewünschte Ruhe trat endlich für ganz Europa ein; die Helden der Feldzüge verließen den Schauplatz, oder suchten, wie Prinz Eugen, in den Schlachten wider die Türken neue Lorbeern zu ernten, oder suchten in ihrer Heimath, den Wissenschaften und dem Vergnügen lebend, Erholung nach so langen Mühen.

Auch der tapfere Prinz Alexander von Würtemberg, der unterdessen zum kaiserlichen Generalfeldmarschall gestiegen war, verließ die Fahne, um eine Zeitlang sich selbst zu leben.

An seinem Hofe sich aufzuhalten, konnte ihm nicht wohl behagen. Als dritter Prinz des Hauses war seine Aussicht auf die Thronfolge sehr gering, er daher nicht gar hoch geehrt und auch nicht reich dotirt. Dies mochte ein Grund seyn, warum er nicht in Stuttgart blieb; der andere, wohl wichtigere, war des regierenden Herzogs von Würtemberg große Schwäche, durch welche

er sich die Mißbilligung und Nichtachtung aller hohen Häuser Deutschlands zuzog.

Die durch den Kaiser von seinem Hofe verwiesene Gräfin von Urach hatte alle Mittel aufgeboten, um ihn wieder in ihre Schlingen zu ziehen. Endlich war ihr, was sie wünschte, gelungen — er war ihr in die Schweiz gefolgt und führte dort das ausschweifendste Leben in ihren Armen. Bald war es ihm unerträglich, die Geliebte nicht mehr an seinem Hofe zu sehen, und Wilhelmine, welche ganz des Herzogs Gefühle hierin theilte, welche es gleichfalls unerträglich fand, nicht mehr die Herzogin repräsentiren zu dürfen, sann auf Mittel, ihren Zweck zu erreichen.

Um diese Zeit kam er ein österreichischer, aus Schlesien gebürtiger, Graf von Würben nach Genf. Er war nicht eben reich zu nennen und machte sich nichts daraus, seinen Namen gegen eine gewisse Summe an des Herzogs Geliebte abzutreten. Er ward mit Wilhelmine, Gräfin von Urach, getraut, erhielt eine Pension von 10,000 Gulden unter der Bedingung, die Ehe nicht zu vollziehen und das Land sogleich zu verlassen, ward zum würtembergischen Landhofmeister ernannt und in dieser Eigenschaft als Gesandter nach Wien geschickt; die neue Landhofmeisterin aber zog im

Triumph in Stuttgart ein, trat in all ihre früheren Rechte und trieb ihr entsetzliches Unwesen ärger als vorher.

Es wandte sich zwar die Herzogin an den Kaiser, die Erfüllung seiner Drohung gegen das böse Weib verlangend, allein Joseph antwortete, die Geliebte des Herzogs vermochte er von seinem Hofe zu entfernen, nicht aber die Gattin des ersten Staatsbeamten Würtembergs. So war die unglückliche Frau dann auch von dieser Seite ganz verlassen. Nur daß der Herzog einen Krieg mit ihrem Hause befürchtete, hinderte ihn, sie gewaltthätig aus dem Schlosse zu Stuttgart zu entfernen, in welches die nunmehrige Gräfin Würben einziehen wollte. Um endlich sie in seinem Hause zu haben, ließ er eine neue Stadt anlegen, die nachmalige zweite Haupt- und Residenzstadt Ludwigsburg. Ein prachtvolles Schloß, ein Gebäude von außerordentlicher Ausdehnung, ward erbaut, jedes Oberamt mußte ein Haus aufführen, schöne Plätze und gerade Straßen zierten den Grundriß der Stadt, bedeutende Vortheile und Abgabenfreiheit auf viele Jahre hinaus ward denjenigen zugesichert, welche sich in der neuen Residenz niederlassen wollten. Endlich zog der Herzog mit seiner Landhofmeisterin dorthin, verlegte

alle Dicasterien und alle Landescollegia oder sonstige Behörden nach Ludwigsburg, so daß es sich schnell hob — eine prachtvollere Residenz, als die verlassene, wie aus der Erde gewachsen, da stand, von wo aus die Landverderberin ihre Polypenarme nach allen Seiten ausstreckte, um das unglückliche Reich vollends auszusaugen.

Daß es unter solchen Bedingungen einem Mann, wie Alexander war, dort nicht gefiel, ist wohl begreiflich. Er ging in die Türkei, und nachdem er siegreich gegen den Erbfeind gefochten, machte er Reisen — und so finden wir denselben im Sommer des Jahres 1718 in Venedig, incognito, unter dem Namen eines Grafen von Neuffen.

Die große, prächtige Stadt, einst die Königin der Meere, und noch, obwohl Hollands und Englands Flotten jetzt mit ihr wetteiferten, herrlich und reich, zog ihn an; es war ihm ein neues Schauspiel, eine Stadt von solcher Ausdehnung eigentlich ohne festen Grund, auf einer Menge kleiner Inseln, auf neunzig — wenigstens auf zwei und siebenzig — im strengsten Sinne genommen, aber auf lauter Pfählen ruhen zu sehen, — eine Stadt, deren Hauptstraßen aus prachtvollen breiten Kanälen bestehen, — eine Stadt, welche vier-

hundert und funfzig Brücken zählt, ringsum vom Meere eingeschlossen ist, dem sich ihr Nahenden auf dem Wasser zu schwimmen scheint.

Seinem natürlichen Ernst sagte das ernste, fast düstere Leben zu. Unbekannt und unerkannt, wie er dort war, hatte er nirgends auf die lästige, geisttödtende Etikette zu sehen. Seine Diener waren verschwiegen, sein Sekretair, Baron Fahrnbach und sein anderer Begleiter, von Zetwitz, wußten das Geheimniß wohl zu verwahren; so konnte er ganz für sich leben, konnte ganz nach seinem Gefallen sich der Schönheiten der Gegend, wie der Merkwürdigkeiten seiner nächsten Umgebung freuen, sie nach seinem Gefallen genießen, etwas, das von jeher seine Lieblingsneigung gewesen war, da er, in den großartigsten Weltverhältnissen, in den Kriegen erzogen, welche die ganze Erde erschütterten, die kleinlichen Erbärmlichkeiten kleinlicher Rücksichten verachten gelernt hatte.

Gut von Herzen war Wohlthätigkeit ihm ein Bedürfniß, und die geringe Apanage, welche nicht gereicht hätte, seinen fürstlichen Rang zu behaupten, war hinlänglich, dem Grafen von Neuffen die Freude, manchem Armen zu helfen, zu verschaffen. Seine Schwester, ein höchst edles, reines Wesen, seit einigen Jahren mit Wilhelm Fried-

rich, Markgrafen von Ansbach, vermählt, und so zu einer größern Selbstständigkeit gelangt, vermochte ihn, wenn seine eigenen Gelder dazu nicht reichten, mit mancher Summe zu unterstützen, welche er nie unwürdig verwendete. Die Vergnügungen der üppigen Stadt lockten ihn nicht, und da er noch nicht geliebt, so hatte auch das weibliche Geschlecht keinen Reiz für ihn. Zur bloßen Unterhaltung schien es ihm zu edel oder zu fürchterlich, danach der Standpunkt war, von dem aus er es betrachtete. Daß er wohl Ursache hatte, frivole, leichtsinnige Verbindungen mit demselben zu scheuen, mochte Niemand läugnen, der da sah, wie das Land, das nicht ihm gehören konnte, durch ein niedriges Weib zerrissen, verdorben wurde.

Er war der dritte Prinz des Hauses. Der Thronerbe hatte sich im vorigen Jahre mit Henriette, der Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Schwet, vermählt und war von derselben mit einem Sohne beschenkt worden. Alexander selbst stammte von der Seitenlinie ab, deren Oberhaupt das Reich des jetzigen Herzogs Eberhard Ludwig bis zu seiner Volljährigkeit verwaltet hatte und der daher unter dem Namen des Administrators bekannt war. So schien für den Prinzen keine Aussicht zur Erbfolge, denn der regierende

Herzog hatte einen Sohn und dieser bereits einen Nachfolger. Auch war es ihm nicht in den Sinn gekommen, an die Möglichkeit, Beherrscher des kleinen Reiches zu werden, zu denken; sein Ehrgeiz war nie darauf gerichtet gewesen, der Kriegsruhm war ihm als etwas Höheres erschienen. Nun war ringsum Friede, er lebte jetzt sich und den heiteren Wissenschaften.

Seitdem er ein wenig zur Ruhe gekommen war, beschäftigte er sich viel mit Lectüre. Allein da die Kriege, an denen er schon in seinem zwölften Jahre Antheil genommen, seine Erziehung unterbrochen, seine Ausbildung unvollendet gelassen hatten, wußte er nicht zu wählen; er fühlte, daß ihm Vieles noch fehle, er wünschte dieses zu ersetzen, und bemühete sich eifrig, die Lücken auszufüllen. Da er jedoch keine Leitung hatte, so häufte er nur Schätze auf, — Schätze, ohne daß er sie brauchen konnte, weil er nicht wußte, was er besaß, das Angeeignete nicht zu finden, nicht am rechten Orte anzuwenden vermochte. So ohne festen wissenschaftlichen Grund vermehrte alles, was er an neuen Materialien hinzuthat, nur das unordentliche Chaos, während bei einigem System in seinem Verfahren aus dem vierten Theil ein tüchtiger Bau aufzuführen gewesen wäre.

Bekannt mit seiner Schwäche in diesem Falle war er zurückhaltend, weil er fürchtete, sich eine Blöße zu geben. Wer nicht den Schlüssel zu diesem Betragen hatte, hätte ihn manchmal für menschenfeindlich halten können. Und darum ging er in dem lautesten Gewühle von Menschen einsam einher. Nur einmal hatte sich sein Herz der Freundschaft geöffnet, den Strahlen dieses schönen Sternes, welcher den Fürsten so selten leuchtet, welcher ihnen, wie Tycho's Stern in der Cassiopeia, nur alle zweihundert Jahre einmal erscheint. Dann glänzt er herrlich, dann überstrahlt er alle anderen Gestirne und ist, wie jener, am hellen Tage selbst sichtbar. Aber wie wenig Glückliche sind, die es erleben, wie wenig, in deren kurzes Daseyn gerade der kurze Zeitpunkt seiner Sichtbarkeit fällt.

Lanoy war es, an welchen der freudige Jüngling sich geschlossen hatte; des Freundes herbes Leid war ihm zu Herzen gegangen, des armen Mädchens Liebe hatte sein innerstes Bedauern erregt, sie führte ein trauriges, sieches Leben an der Seite eines alten, abgezehrten Gatten, bis nach langen Leiden sie der Tod erlöste. Er war glücklicher — nach wenigen Jahren, obschon sie auch ihm lang und drückend geworden, befreite ihn eine

Kugel von der Last eines nicht geliebten Daseyns.

Nun stand Alexander wieder allein, und tiefer Ernst, ja eine schwärmerische Melancholie hatte sich seit jener Zeit seines Innern bemächtigt. Nur im Gewühl der Schlacht, wenn die eisernen Würfel des Völkergeschickes donnernd daher rollten, fühlte er für Augenblicke sich von dieser Wehmuth befreit; doch mit der wiederkehrenden Ruhe kehrte auch sie wieder zurück in seine, allen anderen Empfindungen verschlossene Brust. Darum, in seine Phantasienwelt verloren, war er in der wirklichen ein Fremdling; darum hatte er auch keine Menschenkenntniß, denn, so wie sein ganzes Leben nach innen gerichtet, er nicht beobachtete, so konnte er aus einer zufällig gemachten Bemerkung keine Schlüsse ziehen; darum hatte er auch kein Urtheil und achtete fremdes um so höher; darum war auch Niemand leichter zu leiten und zu lenken, als er, weil er sich fremder Ansicht fast unbedingt hinneigte, ohne deßhalb schwach zu seyn. Allein hatte er irgend eine Meinung einmal gefaßt, und war sie auch nicht die richtige, so vermochte er für dieselbe sein Leben zu lassen, wie er es thun konnte, um eine andere, welche nicht die seinige werden konnte, mit seinem Leben zu bekämpfen.

VI.

In dieser ernsten Stimmung war ihm das düstere Venedig ganz angenehm. So lange er sich auch schon daselbst befand, war er sich genug gewesen, und hatte nur eine einzige Bekanntschaft, die mit einem Engländer Seymour, gemacht, und das nur zufällig auf einem Kaffeehause — auch wiederum nur, weil sich im Gespräch ergab, daß jener mit ihm zugleich unter Marlborough gedient, und daß sie manche Schlacht mit einander ausgefochten hatten, ohne sich zu kennen.

Der Engländer, fast eben so ernst als der Prinz, hatte wenigstens eine Neigung mehr als dieser letztere — das war die Liebe zum schönen Geschlecht. Wenn es auch in der Regel in Venedig nicht ausgezeichnet schön ist, so gibt es doch in den höheren Ständen weibliche Gestalten, welche einen Titian und einen Canova zu den höchsten Kunstleistungen begeistern könnten, und Seymour, obschon er nichts mehr verachtete, als jene modische Libertinage, welche das weibliche Geschlecht nur als ein angenehmes Spielzeug betrachtet, war nicht Stoiker genug, den Freuden, die der Umgang mit demselben gewährt, zu entsagen.

Nicht leicht entging ihm daher eine ausgezeich-

nete Figur, ein besonders schönes Gesicht, in dessen Anschauen, wie er sagte, für ihn eigentlich der höchste Genuß lag. Ein Abenteuer aber beschäftigte ihn vor Allem. Vor kurzem hatte er Wien verlassen. Bei seinem Aufenthalte dort, in jenem schönen Eichwalde, der auf einer Donauinsel, ganz nahe an der Stadt, liegt, unter dem Namen Prater (dem spanischen Prado entlehnt) allgemein bekannt, verweilend, war ihm in einem der einsamsten Gänge, in frühester Morgenstille, lange, ehe noch die vornehme Welt die Betten verläßt, ein Mädchen begegnet, das der Kleidung und der Begleitung nach zu der vornehmen Welt im eigentlichsten Sinne des Wortes zu gehören schien.

Die Morgenkühle mochte den Stoff des Kleides entschuldigen — es war vom feinsten schwarzen venetianischen Sammet, aber es war so fremdartig geschnitten, daß es deutlich die Ausländerin verrieth, obwohl Seymour die Nation, welcher die Tracht angehörte, nicht herausbringen konnte. In reichen Falten schlang es sich um Brust und Schultern, aus denselben gingen weite Aermel hervor, welche jedoch oben nur bis zur Hälfte des Armes reichten, unten hingegen sehr viel länger waren, so daß sie, auf den Armen liegend, dieselben bis über die Fingerspitzen bedeckt hätten. Die

Unterkleidung war von schwarzem Atlas und schmiegte sich so eng an, daß die schöne Fülle des Armes, trotz der demselben nicht günstigen dunkeln Farbe, unverkennbar war; von den Hüften floß das Kleid in schweren Wellen nieder und gab der hohen, schlanken Gestalt eine reizende Fülle. Ein breiter Spitzenkragen verbarg den feinen weißen Hals, ein Sammetbaret mit schwarzen Federn, von einem einzelnen Brillanten gehalten, zierte das Haupt, blonde Locken quollen unter demselben hervor, den Nacken umschattend. Das Gesicht zu beschreiben gab er sich vergebliche Mühe. Das edelste griechische Profil hätte darauf schließen lassen, sie stamme aus jenem Lande der heiteren Götter, wenn die blendende Frische des Teints und das weiche Blond ihrer Haare dem nicht widersprochen, indem dieses in Griechenland zu den höchsten Seltenheiten gehört. Das Auge war vom tiefsten Blau, es blickte mit unnennbarer Unschuld und Milde unter den langen seidenen Wimpern hervor. Um den kleinen, aufgeworfenen Mund spielte ein Zug der reinsten Gutmüthigkeit, zu dem sich ein Lächeln gesellte, das den himmlisch schönen Kopf eines Engels würdig machte, — als sie Seymour's Erstaunen über ihren Anblick gewahrte.

Eine Dame von höherem Alter, fein gekleidet,

doch an Pracht weit hinter der jüngern zurückbleibend, schien die Pflegerin derselben zu seyn. Ein kleiner Mohr, in orientalischem Costüm, folgte beiden von fern.

Seymour war, in dem Anblick versunken, stehen geblieben, bis beide Frauen längst entschwunden waren. Vergeblich durchwandelte er alle Salons, vergeblich suchte er in allen Kirchen, in den Gallerien der Großen des Reiches, in den öffentlichen Gärten unter den Spazierengehenden, in dem Schauspiel — die Unbekannte — sie war nirgends zu finden.

Nur einmal glaubte er ihr auf der Spur zu seyn; doch auch diese Hoffnung verschwand. In der Gallerie des Fürsten Lichtenstein umhergehend, mehr um die Fremden zu mustern, als an dem Anblick der herrlichen Gemälde sich zu erfreuen, bemerkte er in dem letzten, nur begünstigten Personen offenen Kabinet, in welchem die seltensten Meisterwerke der größten Künstler sich befinden, einen jungen Maler, der emsig an einer Madonna malte, in deren wunderschönem Antlitz er unverkennbar die Züge seiner Unbekannten wieder fand.

Voll Hast trat er auf den Maler zu und frug, wen das Bild vorstelle.

Eine Madonna, wie Sie sehen, sprach jener.

Es ist ein Portrait! nicht zu bezweifeln! das erfindet man nicht. Wer hat zu diesem Bilde gesessen?

Der Maler sah befremdet auf den Engländer und sagte dann kalt: es ist nicht nach dem Leben gemalt.

Ich habe die Dame gesehen! rief Seymour heftig; Sie sollen mich nicht irre machen — da Sie sie gemalt haben, müssen Sie wissen, wer sie ist!

Der junge Mann zog einen Vorhang von einem großen Bilde in vergoldetem Rahmen, eine schöne Frau im Fürstenschmuck, mit einer herzoglichen Krone auf dem Haupte, trat hervor, und Seymour erkannte in dieser die auffallendste Aehnlichkeit mit der Madonna auf der Staffelei des Malers. Einzelne geringe Abweichungen, wie ein feineres, etwas dunkleres Augenbraun, eine kleine Vertiefung, ein sogenanntes Grübchen im Kinn und dergleichen, konnte man wohl der Phantasie des Künstlers zuschreiben, obschon auch diese Einzelnheiten auf die Unbekannte genau paßten.

Was wollen Sie für das Bild? frug Seymour den Maler.

Es ist nicht verkäuflich, erwiederte dieser.

Copiren Sie die Madonna für mich und for-

dern Sie jeden Preis, ich zahle ihn! fuhr der Engländer, immer dringender werdend, fort.

Ich male nicht für Geld! sprach der eigensinnige Künstler, machte eine Verbeugung und ging, sein Gemälde von der Staffelei nehmend und sich durch eine Seitenthür entfernend.

Unangenehm berührt war Seymour durch diesen Vorfall, und daß der Gallerieinspector von dem ältern Bilde nichts weiter wußte, als daß es das Portrait einer deutschen, dem Hause entfernt verwandten Prinzessin sey, verbesserte seine Stimmung nicht. Um sich loszureißen aus dem unangenehmen Schwanken zwischen Furcht und Hoffen, verließ er Wien, suchte bald hier, bald dort Zerstreuung, indem er Italien rasch nach allen Richtungen durchwanderte. Nach einigen Monden kam er in Venedig an. Das Eigenthümliche des Ortes fesselte seine Aufmerksamkeit mehr, als die schönen Gegenden oder die Prachtbauten der neueren wie der älteren Städte, und hier war es, wo er sie wieder finden sollte, um sie abermals zu verlieren.

Wenige Tage war er in Venedig gewesen, als er nach dem anmuthig gelegenen, mit Anlagen überstäeten Murano fuhr, eine Vorstadt, wenn man so sagen will, eine etwas entferntere Insel,

mit Landhäusern der reichen Nobili geziert, um so reizender für den Fremden, als er dort in reichem Maaße findet, was er in Venedig fast ganz vermißt — Bäume, grüne Rasen, überhaupt Gärten und Feld.

Kurz vor ihm war eine Gondel gelandet, aus welcher er vier Personen steigen sah. Die drei ihm bekannten Gestalten konnte er nicht verkennen: das schöne Mädchen, die ältliche Dame und der kleine Mohr waren da. Die Züge der jüngern, ihm so treu in das Gedächtniß geprägt, ließen ihn keinen Augenblick im Zweifel. Der fremde Mann, der sie begleitete, schien über die ersten Jahre der Jugend hinaus, doch hatte er etwas so Imponirendes als Anziehendes in seinem ganzen Wesen. Die Entfernung war zu groß, als daß er die Physiognomie hätte fest auffassen können, doch zeichnete sie sich durch Regelmäßigkeit der Züge und durch ein Auge aus, dessen Blick Seymour selbst in solcher Weite nicht ertragen zu können glaubte, als er zufällig auf ihn fiel.

Der Engländer ließ den Gondelier so sehr als möglich eilen. Mit zwanzig Ruderschlägen war das Ufer erreicht. Allein diese zwanzig Secunden waren genug gewesen, um den Fremden die Entfernung möglich zu machen. In welches der ge-

genüberstehenden Häuser sie gegangen, hatte er bei der Masse des Volkes, die sich immer auf den Quais umhertreibt, nicht wahrgenommen. Er befand sich mit der lang Gesuchten auf demselben kleinen, beschränkten Raume, ohne sie finden zu können.

Vergebens lief er bis zum späten Abend hin und her, vergebens paßte er jeder Gondel auf — er vermochte nicht, sich zu theilen; an zwanzig Landungspunkten zugleich zu seyn; sie konnte ja auch von Murano nicht gerade nach Venedig zurück, vielleicht nach San Secondo, Mazarbo, Torcello, San Helena oder nach anderen Inseln außerhalb der eigentlichen Stadt, fahren, und kam dann natürlich nicht mehr bei ihm vorüber.

Spät in der Nacht gab er die Hoffnung auf, sie wieder zu finden, und kehrte mißmuthig heim, wenig erheitert durch die sommerlaue Nacht, durch die heilige Stille der See, auf welcher die fernen Lichtlein zu schwimmen schienen, nicht erfreut durch den romantisch schönen Gesang der Gondeliers, welche einander in einfachen Melodien die herrlichsten Stanzen des Tasso, des Ariost, die lieblichsten Sonette des Petrarca zuriefen.

VII.

Die Fremden, welche Seymour verfolgt, hatten die Hast, mit der er auf sie zeigte, und mit welcher er dem Ruderer zu eile bnefahl, wohl bemerkt. Der ernste, hohe Begleiter hatte sich umgeschaut und jenen durchdringenden Blick auf den Engländer geworfen, welcher ihn selbst in der großen Entfernung fast verletzend getroffen. Dann waren sie durch das Volksgewühl gedrungen und, von demselben geschützt und verborgen, in ein Haus getreten, das einen Ausgang durch den großen Garten hatte, und sie nach ein paar anderen Straßen der Insel und, wenn sie wollten, nach einem andern Landungsplatze führte. So vermochte natürlich Seymour nicht sie zu finden.

Aber nicht er allein drohte den Fremden, ein anderer, noch viel gefährlicherer Späher kam, ohne daß sie es ahnten, auf ihre Spur.

Don Galonfiero de Ripera e Sarto, der Gesandte des spanischen Hofes bei der Republik Venedig, hatte vor einem halben Jahre etwa eine blühend schöne Römerin, welche kaum achtzehn Sommer gesehen, zur Gattin gewählt. Ein Opfer ungünstiger Familienverhältnisse, hatte Donna Jazinta, jung und schön und arm, den häßlichen,

alten, hochmüthigen, aber reichen Spanier nehmen müssen. Jetzt plagte diesen eine wüthende Eifersucht, und er plagte mit derselben das junge Weib, dessen er allerdings nicht werth war — vielleicht war dieses Bewußtseyn der Hauptgrund zu seiner blinden Leidenschaft.

Die Tugend der schönen Frau hatte bis jetzt noch keinen Makel. Dem Leichtsinn ist jedoch nichts heilig. Unter allen Libertins des reichen Venedig war der Marchese Civitella der reichste und der ausschweifendste; allein der Neid mußte ihm zugestehen, daß die Natur selbst ihn hiezu gestempelt zu haben schien.

Mit der höchsten männlichen Schönheit verband er eine Leichtigkeit, eine Gewandtheit des Umgangs, welche zur Bewunderung hinriß. Alle Talente, welche den guten Gesellschafter und den Mann von der feinsten Bildung zieren sollen, vereinte er auf einen seltenen Grad ausgebildet in sich, und hiezu hatte ihm die weise Mutter der Welt das flüchtigste Blut gegeben, das je in den Adern eines Italieners gerollt. Zur Nothwendigkeit schien ihm der Umgang mit dem weiblichen Geschlecht geworden, und wo er irgend eine reizende Dame sah, sparte er keine Kunst und kein Mittel anderer Art, sich in ihre Gunst zu setzen,

um sie bald wieder aufzugeben, einer neuen Eroberung nachzulaufen.

Dieser verwegene Ritter, dieser Schrecken aller Liebhaber (aller Ehemänner würde man in Deutschland sagen — in Italien aber sind in der Regel nur die Liebhaber eifersüchtig, während die Männer den Frauen jede Freiheit gestatten, ja sie dazu ermuntern und ihnen einen Cicisbeo verschaffen, wie die Spanier dasselbe im Cortege thun) hatte kaum die reizende Römerin gesehen, als er bis zum Wahnsinn in sie entbrannte und — natürliche Folge seines Temperaments — auch alles Mögliche versuchte, sich den Besitz des schönen Weibes zu erringen.

Bei der außerordentlichen Lebhaftigkeit seines Charakters konnte es nicht fehlen, daß die Klugheit ihn gar oft verließ. Sein Oheim, der Cardinal Amalfi, hielt ihm so das Verbrecherische wie das Thörichte seines Beginnens vor. Jener aber führte ihm Aeneas Sylvius Geschichte zweier Liebenden*) an, und die Geständnisse, deren der ver-

*) Pius II. als Pabst, aus dem Geschlechte der Picolomini. Aeneas Sylvius, unter welchem Namen er bekannt, waren seine Taufnamen. Er schrieb einen der zügellosesten Romane, Historia de Eurialo et Lucretia, se amantibus. Es ist die Geschichte des österrei-

liebte Pabst sich nicht schämte, und sagte: Wenn das ein Geistlicher und das Oberhaupt der christlichen Kirche that und diese Thaten drucken ließ, so werde ich, der ich der berühmteste Bonvivant bin und gar nicht darauf Ansprüche mache, jemals für einen Heiligen gehalten oder gar Cardinal und Pabst zu werden, mich doch nicht so sehr zu hüten brauchen!

Nun trieb er es fort wie vorher und toller

---

chischen Kanzlers Grafen von Schlick und einer adeligen Dame aus Siena, woselbst Kaiser Sigismund mit seinem Gefolge einige Zeit verweilte. Als Aeneas Sylvius Pabst wurde, ließ er große Reue über die Verfertigung dieser Liebesgeschichte blicken, allein in dem Briefe an Sozinus, welcher dem Roman vorausgeschickt ist, sagt er von sich selbst: „Wo findet man einen Mann, der aus Liebe nicht „einige tolle Streiche begangen hätte. Ich schließe von „mir auf Andere. Ich schaudere, wenn ich an die Ge„fahren zurückdenke, in welche Liebe mich gestürzt; tau„sendmal dank' ich's meinem Schutzengel, daß er mich den „Fallstricken, die mir gelegt waren, so geschickt entzogen „hat, denn öfter als einmal lief ich Gefahr, als ein zwei„ter Mars mit meiner Venus von dem garstigen Vulkan „gefangen und der Schande preis gegeben zu werden." — Von der Freude, sich Vater nennen zu hören, konnte ihn sein guter Genius doch nicht befreien. In einem Briefe an seinen Vater vertheidigt er sich gegen dessen Vorwürfe hierüber und hält der Liebe zu dem schönen Geschlecht mit aller Beredtsamkeit eines feurigen, lebenslustigen Jünglings einen Panegyrikus mit Anakreontischem Schwunge.

Anm. des Herausgebers.

wie vorher, darnach ihm gerade der Kopf stand. Ein ungeheures, ganz unabhängiges Vermögen setzte ihn in Stand, all seinen Launen nachzuhängen und den Unternehmungen gehörigen Nachdruck zu geben. Die Hälfte der Gondeliers war in seinem Solde, kein Kanal, an welchem nicht hundert Arme auf seinen Wink paßten — und nicht etwa, weil er sie förmlich unterhielt, wozu denn auch wohl der Reichthum eines Königs nicht hinlänglich gewesen wäre, sondern allein dadurch, daß er ein Lire oder einen Paul gab, wo ein Anderer nur das gesetzliche Fährgeld bezahlte. Da es nun eine Schande ist, sich seiner eigenen Füße zum Gehen zu bedienen, er aber immerfort sich auf den Straßen, das heißt auf den Kanälen, umhertrieb, so mußte er bald unter der Zunft der Barcarioi bekannt seyn. Eben so waren die Führer jener leichten zweirädrigen Wagen, die den Namen Chiàsi führen, — eben so waren die unzähligen Bettler, die Bravi und all das müßige, verwegene Gesindel, welches Nahrung und obdachlos Venedig durchschwärmt, ihm ergeben und wurde gelegentlich zur Ausführung dieses oder jenes lustigen, verwegenen, manchmal auch schlechten Streiches (obwohl Entführung einer schönen Donna und Ermordung ihres Liebhabers u. s. w. nach den

Begriffen seiner Zeit und seines Landes nichts Schlechtes war) gebraucht.

Civitella hatte die reizende Römerin kaum gesehen, als er sie auch schon für seine Beute hielt, natürlich allein auf sich, und gar keine Rücksicht auf ihren Gatten nehmend, als welcher, wie er meinte, es für eine Ehre halten müsse, wenn ein tüchtiger Cavaliere servente sich seiner Donna und der Schwäche ihres Gatten annehme.

Der eifersüchtige Spanier betrachtete die Angelegenheit nicht von dieser Seite. Je weniger er, ein Greis, im Stande war, sich des Lebens zu freuen, desto weniger gönnte er die ihm verbotenen Freuden einem Andern. Er schrieb an Civitella einen Brief in den heftigsten Ausdrücken, ihm Vorwürfe über sein zu freies Betragen machend; dann verbot er ihm geradezu sein Haus.

Dies war Civitella nun eben recht; mit der offenen Feindseligkeit war er jeder Schonung entbunden. Zuerst wollte er sich an dem groben, hochfahrenden Spanier rächen, dann seinen Plan durchsetzen, der in nichts Geringerem bestand, als die schöne Römerin auf eines seiner Landgüter zu entführen, so lange es ihm gefalle, dort mit ihr zu hausen und dann sie wieder in das Haus ihres Gemahls zurückzubringen. Die Lust, sich auf eine

possenhafte Weise Rache zu verschaffen, vereitelte seinen ganzen Plan.

Wer Venedig nicht zu Wasser durchfahren hat, kennt dasselbe gar nicht. Die größte und prachtvollste Straße — das, was für Paris das Palais Royal, was für Wien der Graben und der Kohlmarkt ist, der Ort, an welchem alle Schätze, alle Kostbarkeiten und alle Näschereien für jeden Sinn aufgehäuft sind, — ist die Merzeria, und diese Straße hat die Breite von acht bis zehn Fuß, so daß zwei Personen, welche sich unter den Armen gefaßt haben, mit den anderen freien Händen zugleich die Häuser beider Seiten berühren können. Die Hauptstraßen haben sechs, ja sehr viele gangbare Straßen nur drei und zwei Fuß Breite.

Auf solche Art sieht man, Venedig durch*wandernd*, nichts von seiner Pracht. Die Façaden der Häuser sind alle nach den Kanälen gerichtet, unter denen sich der große Kanal durch mehr als hundert — hundertfunfzig Fuß, Breite, auszeichnet. Nur nach dem Meere zu, in der Gegend des Markusplatzes, sind breite Quais, welche der Venetianer **Fondamento** nennt. Wo sonst noch dergleichen zu finden sind, haben sie auch nur einige Fuß. In der Regel steigen die Paläste unmittelbar aus dem Wasser auf, und die

Hauptthüre führt auf eine Treppe, welche in den Kanal hinein geht. An derselben liegen die Gondeln, deren jedes Haus mehrere, so wie immer bereit stehende Barcarioi, Diener der Herrschaft, hat. Sie sind Privateigenthum und unterscheiden sich von den gewöhnlichen nur durch das glänzendere Schwarz, während die öffentlichen, welche die Stelle der Fiaker vertreten, braun mit schwarzer Einfassung gemalt sind. Gegen Abend erhalten alle diese Gondeln einen Aufsatz, ein erhöhtes Dach, unter welchem zur Noth sechs sehr schlanke Personen sitzen können — gewöhnlich fahren nur zwei in einer Gondel. Das Häuschen ist auswendig mit schwarzem Tuch überzogen, inwendig mit schwarzem geblümtem Seidenzeug tapezirt, hat verschließbare Jalousien, nach der Vorder- und Hinterseite des Schiffchens einen Ausgang. Manchmal ist sein Inneres noch mit ein paar Spiegeln oder einem Heiligenbild geschmückt. Ueber der vordern Thüre befindet sich eine Laterne, welche sowohl nach innen als nach außen ihr Licht wirft.

Diese Einrichtung macht die Gondeln für Liebesleute sehr bequem; wenn sie dieselben bestiegen haben, sind sie vor aller Welt verborgen, und der Führer derselben würde eher sein Leben lassen, als

verrathen, wen er führt oder was in seinem Schiffchen vorgeht. Aber auch drollige, so wie gefährliche Verwechslungen begünstigt das ähnliche, bei Nacht das völlig gleiche Aussehen, so der Privat- als der öffentlichen Gondeln. Hierauf baute Civitella seine Posse.

Mehrere Abende hinter einander hielten Barcarioi von seiner Bekanntschaft unter dem Palaste des spanischen Gesandten. Argwohnlos betrat er einstmals eine solche Gondel, sie für die seinige ansehend. Kaum war er darin, als zwei vermummte Männer ihn ergriffen, und ehe er noch einen Laut von sich geben konnte, ihm den Mund verstopften, die Augen verbanden, dann aber ihm zuflüsterten, sie seyen Diener der geheimen Staatsinquisition und auf Befehl der Regierung hier, um ihn in den Dogenpalast zu bringen, woselbst er verhört und wegen seiner großen Verbrechen gerichtet werden sollte.

In Todesangst machte der Spanier alle möglichen Zeichen, um seine Unschuld zu betheuern; in schweigendem Ernst saßen die beiden Sbirren neben ihm. Er vernahm nur, wie aus dem Geräusch des großen Kanals er sich nach stilleren Gegenden der Stadt entfernte. Endlich nach einer langen Fahrt ward er, immer noch mit ver-

bundenen Augen, aus der Gondel geführt, durch ein paar enge, hallende Gänge in einen großen Raum gebracht. Die Binde fiel von seinen Augen und — mit Entsetzen erkannte er nach oft gehörten Beschreibungen den Sitzungssaal des geheimen Tribunals. Schwarz sind die Wände bekleidet, ein schwarz behangener Tisch steht in der Mitte des Raumes, auf ihm ein silbernes Cruzifix, dessen Fußgestell ein Todtenkopf ist. Zehn schwarzverhüllte Männer sitzen um die eine Hälfte des Tisches, dessen andere unbesetzte Hälfte gegen den Gefangenen gerichtet ist. Selbst ihre Häupter sind mit Kappen bedeckt; eine jede hat jedoch zwei schmale Oeffnungen, durch welche die glänzenden Augen der Richter den Spanier anblitzen.

Das Verhör beginnt; er ist beschuldigt, den Staat verrathen, an Spanien verkauft zu haben, zu welchem Zweck allein er nach Venedig gekommen seyn soll. Sein Läugnen hilft nichts — ihm soll die Tortur gegeben werden, wozu man alle Anstalten trifft. Endlich fühlt einer der zehen eine Art Mitleid mit dem armen alten Mann; es wird beschlossen, ihm nicht das Geständniß abzuzwingen, sondern ihn als überwiesen anzunehmen und ihn schnell mit dem Strange vom Leben zum Tode zu bringen. Die eine Seitenwand verschwindet,

eine ganze Reihe Gehangener wird sichtbar. In der Mitte ist noch ein Platz leer; dahin wird, trotz alles Flehens und Sträubens, der Gesandte geführt. Man legt einen Strick um seinen Hals, trägt ihn auf einer Leiter empor; dann wird er hinabgeworfen — aber er hängt nicht, er fällt unter schallendem Gelächter der aufstehenden Zehnmänner zu Boden; sie umringen ihn, enthüllen sich, doch nicht ihre Gesichter, sondern abscheuliche Teufelsfratzen kommen zum Vorschein, welche ihn angrinzen.

Nachdem er ein wenig zur Besinnung gekommen ist, erhebt er sich, doch der nächste Schritt, den er vorwärts thut, öffnet eine Fallthüre unter seinen Füßen; er stürzt herab in den Schlamm eines Kanals, welcher nur zur Zeit der Fluth ein paar Schuh hoch Wasser hat; bereit stehende Gondeliers fischen ihn auf; er wird unter das Verdeck der Barke gebracht und ist in einer halben Stunde durch eine Menge verworrener Umwege an seinem Hause abgesetzt.

Kaum hat er festen Boden unter seinen Füßen, so ruft er um Hülfe, so schreit er, daß man die Barcarioi aufhalten solle. Doch diese sind unter den hundert Gondeln, welche den großen Kanal noch zur späten Nachtzeit durchkreuzen, ver-

schwunden. Vergeblich ist's, ihnen nachzusetzen, jede Barke sieht der andern gleich; die Männer selbst hat er nicht gesehen, man muß von dem Vorhaben, sie zu ergreifen, abstehen.

Die Mißhandlung und Mystification einer so wichtigen Person, wie die des spanischen Gesandten, war ein Verbrechen, dessen Enthüllung dem Doge von Bedeutung seyn mußte. Dem Marchese Civitella ward die That von Seiten des Spaniers geradezu Schuld gegeben; da jedoch gar keine weiteren Beweise gegen ihn vorlagen, als die Anklage selbst, und er auf Befragen seine Unschuld betheuerte, konnte man nicht gegen ihn verfahren. Die Spione der Republick wurden in Bewegung gesetzt; allein obwohl die Gondeliere selbst zu der Zahl der geheimen Polizeidiener gehören mochten, so kam doch aus Liebe ihrer zu dem jungen Sausewind, und aus Furcht vor der Strafe als Theilnehmer an dem Frevel nichts heraus, und dem Gesandten blieb nur übrig, seine Privatrache an dem Thäter zu nehmen. Der Mord drohte dem Marchese von allen Seiten. Er entfloh also. Um jedoch sein geliebtes Venedig nicht ganz zu verlassen, ging er nach Murano, woselbst er ein schönes Haus, dessen gegen Osten gelegene Fronte in einen großen Garten sah, be-

zog. Hier lebte er wie bisher mit seinen vertrauten Freunden, welche ihn einzeln des Nachts besuchten, dieselbe in seiner Gesellschaft bei gutem Wein durchschwärmten, und ihn Morgens vor Tagesanbruch verließen, worauf er den Tag zur Nacht machte und schlief, bis die Abendsonne ihm die Stunde der Vereinigung mit seinen Freunden verkündete.

VIII.

Tiefe Stille war auf den Wellen des Meeres, auf den nicht bewegten spiegelglatten Lagunen. Kaum konnte es drei Uhr Morgens seyn. Eine purpurne Nacht ruhete nördlich und östlich auf der grünen Wasserfläche. Am Saum der Lagunen verkündete ein hellerer goldener Streif das baldige Nahen des Tagesgestirnes, das schon mehr als eine Stunde vor seinem Aufgang Dämmerung über den Bergen verbreitete.

Auf Murano wie auf allen übrigen Inseln lag noch Alles im tiefsten Schlaf. Das Leben der Venetianer dehnt sich weit in die Nacht hinein. So muß die Nacht sich über einen großen Theil des Tages ausbreiten; zwei Stunden nach Mit-

ternacht geht man gewöhnlich erst zu Bette. Der Mann, der in dem schönen Garten, welcher an die Kirche und das Kloster von San Jacobo stößt, einsam umherwandelte, mochte wohl nicht zu jenen Schwärmern gehören. In einen großen dunkelblauen Mantel gehüllt, den mit schwarzen, wallenden Federn geschmückten Hut in das Gesicht gedrückt, stand er zuweilen am Gestade der Lagunen still, nach Osten schauend, wo um die Gartenmauer her er die Ankunft irgend Jemandes zu erwarten schien.

Der goldige Schimmer am Horizont ward heller und ließ die Züge des fremden einsamen Mannes unterscheiden. Er schien sich den Vierzigen zu nähern. Vielleicht mochte er zwei oder drei Jahre weniger zählen. Dem Gesicht fehlte zwar jugendliche Frische, es war bleich und ein großer, ein lange dauernder, mächtiger Kampf schien darin seine Spuren zurückgelassen zu haben; allein es lag so viel Theilnahme Erregendes in diesen Zügen, welche durch eine innere Wehmuth, die den Fremden ganz zu erfüllen schien, etwas unnennbar Weiches und Rührendes enthielten, daß er beim ersten Anblick für sich gewinnen mußte.

Die große edle Gestalt schien gebeugt. Oft richtete der Fremde sich auf, oft erhob er den Kopf,

doch bald sank er wieder zusammen — die Willenskraft reichte nicht hin, um die körperliche zu ersetzen.

O käme sie nur bald, flüsterte er endlich, damit ich der Qualen los würde, welche mich verzehren wollen. Da stehe ich am Wendepunkte meines Lebens. — Knechtschaft war meine Kindheit, meine Jugend und mein Mannesalter war Knechtschaft — und ich gehe dem Greisenalter entgegen, um auch dann noch ein Knecht zu seyn! Hartes, bitteres Geschick! Doch viel, viel bitterer noch eine Blume zu pflegen, zu erziehen —— und sich ihrer Farbenpracht und ihres Duftes nicht freuen zu dürfen!

Antonia, ich trug dich als Kind von sieben Jahren auf meinen Armen aus dem brennenden Kloster, ich brachte dich nach Deutschland, um dich zu erziehen — — wozu — — ach zu den Zwekken meines Ordens, dem auch ich nur Werkzeug bin, wie du es mir seyn solltest. In des Kindes Busen keimte eine stille Neigung für den Retter auf, in der Jungfrau keuscher Brust entwickelte sich der schöne Keim zur zartesten Blume — mir blüht sie — du holdes, liebliches Wesen — du liebst mich, deinen Verderber! — — — nein! noch habe ich dich nicht verdorben. Ich habe dich

so hoch vollendet, als mein Geist es im Stande war; dein Herz, dein Gemüth ist ausgeschmückt mit aller Fülle des edelsten Gefühls, wie dein Verstand gereift, wie dein Sinn gebildet ist — — noch habe ich dich nicht verdorben, allein bestimmt bist du dem Verderben, und ich soll es seyn, der dich überliefert.

O hartes Loos der Dienstbarkeit!

Ich kann mich trennen von der schmählichen Verbindung — — nein das ist sie nicht — eine erhabene muß sie genannt werden, nur ihre Mittel sind schmählich! — und warum waren sie es mir denn sonst nicht? — warum that ich alles, was mich zu dem Zweck der Gesellschaft führte? — warum sah ich denselben als meinen eigenen Zweck an? — warum nur jetzt nicht mehr? — Ich könnte mich losreißen von dieser Verbindung — ich könnte sie, die mich liebt und die ich anbete, mit mir hinwegführen — o sie würde mir folgen über das Meer — — aber wo wäre ich denn sicher vor den Furchtbaren, die mit ihrem starken, nicht gesehenen Netz die ganze Erde umspannen — überall würden sie mich finden, sie, denen jeder Welttheil ja nur eine Provinz ist — überall würde ich erreicht, würde sie mit mir unglücklich werden — am Nordcap vielleicht allein

nicht! weil dort Niemand wohnt — doch zöge sie mit mir dahin, so zöge mir auch der Fluch nach, der mich zermalmen würde, ehe ich ahnete, daß er über meinem Haupte ist.

Umsonst martere ich meine Gedanken, daß sie mir ein Mittel zeigen. O hätte ich nicht Profeß gethan, wäre ich nicht in die Mysterien des Ordens so tief eingeweiht, dann hätte ich doch Hoffnung, und ich würde glücklich seyn können, bis seine Macht mich erreicht; ich würde glauben, es gäbe einen Ort, an welchem ich mich vor den Augen der Alles Wissenden verbergen könnte — doch so — nein — vergebens, daß ich den Wahn festzuhalten suche, als gäbe es noch einen Rettungsweg!

O hartes, grausames Geschick! rächst du an mir die Frevel, die ich früher beging, wälzest du jetzt auf mein Herz die Thränen, die ich manchem Mädchen, das meine Beute und dann mein Werkzeug wurde, erpreßt? Sollen mich die Seufzer, sollen mich die Klagen erdrücken, die ich auf mich eindringen, anstürmen höre, — die Seufzer der Armen, die ich elend gemacht, die ich langsam gemordet, die ich in die Arme des glühenden Moloch gelegt, um meinen Herren zu dienen?

Nein! Trotz geboten! es ziemt sich auch mir,

dem ausgelernten Verbrecher, weich und wehmüthig zu seyn — ach nur sie konnte mich so weich stimmen — — ich habe sie gebildet und nun entzückt mich der Ton des lieblichen Instruments so, daß ich vergesse, wie es unter meinen Händen hervorging und wie ich sein Herr und Meister bin!

Sey fest, sey ein Mann, bekämpfe die Leidenschaft mit der Gewalt, welche Dir sonst über Andere wie über Dich selbst zu Gebote steht; Du darfst nichts auf der Erde lieben — Du bist gebunden, scharf gefesselt, Du selbst bist keiner Rücksicht werth und hast keine auf Dich zu nehmen, nur der große Zweck, zu welchem Du mitwirken sollst, darf Dir vor Augen schweben — die Herrschaft über den Erdkreis mußt Du Deiner Religion und Deinem Orden erringen helfen — was liegt an einem Verworfenen, der im Schmerz untergehen wird — was liegt an einem edlen Herzen, das gebrochen wird!

Kaum hatte der Unbekannte so geendet, als eine Gondel um das Kloster flog, an dem Garten anlegte und die schöne Dame, welche Seymour am Abend vorher auf Murano gesehen und gesucht hatte, mit ihren Begleitern, der ältern Frau und dem kleinen Neger, ausstieg. Der Fremde, der nämliche, welchen der Engländer damals ihr

folgen sah, ging der lieblichen Erscheinung entgegen, das holde Mädchen breitete die Arme aus und eilte auf ihn zu, doch der ernste Mann wich der Umarmung aus, indem er der Begleiterin eine Verbeugung machte, der jüngern Dame aber die Hand reichte und sie mit einem freundlichen Druck wieder losließ.

Du bist so ernst, Camillo! sprach das schöne Mädchen. Schon gestern hast Du mich so ernst verlassen — ich hoffte Dich heute vor Deiner Abreise freundlicher gestimmt zu sehen, und siehe ich finde Dich noch düsterer — bin ich schuld an Deinem Kummer?

Ja Antonia, sprach Camillo, Du trägst die Schuld meines Kummers.

Wie? frug das liebliche Kind, ich? wirklich? o sage mir schnell, was habe ich gethan, das Dich erzürnte? Du, der mir alles ist, was ich auf der Welt Theures mein nenne, — Du, den ich liebte wie einen Vater, weil er mir mehr als Vater war, — Du, in dem ich das Ideal männlicher Würde und männlichen Edelmuthes sah, und den ich bald, als die Jungfrau den kindlichen Gefühlen entwuchs, mit einem noch theureren Namen nennen, noch inniger lieben lernte, — Du solltest nicht von mir erzürnt werden! O bei der hei-

ligen Jungfrau, zu der ich täglich um Dein Wohl bete, Dich wollte ich nicht kränken! Sag' mir, womit ich Deinen Unwillen verschuldet; das Bewußtseyn, daß ich der Gegenstand Deines Unmuthes bin, drückt mich, die ich Dich so innig liebe, zu Boden!

Nicht also, Antonia, nicht, was Du mir gethan, ist's was mir Schmerzen macht, erwiederte Camillo. Du bist zu gut, um kränken zu wollen, und nur der Vorsatz macht ja schuldig — nein, was Du leiden wirst, das ist's, was mich so schmerzlich niederdrückt!

Camillo! ich werde Dich ja wiedersehen, bald wiedersehen, wie Du mir sagtest. Sieh, mit solchen Reden machst Du mich ängstlich, so daß ich die Ruhe, welche Du mir selbst eingeflößt, nicht genügend finde, um mich vor trüben Ahnungen zu bewahren — — solltest Du nicht so schnell wiederkehren von Rom, wie Du mir versprochen? — ich habe Dich immer wahr gefunden, gieb mir auch jetzt Wahrheit!

Der Fremde schwieg. Beide gingen in der Hauptallee langsam auf und ab. Die ältere Dame hatte Camillo's Barcariol am Ufer gesehen; sie flüsterte dem Burschen, mit welchem sie gekommen, einige Worte in das Ohr; alsbald erhob er seine Stimme, und, jene schönen Stanzen aus dem Tasso rezitirend, mit denen Ubaldo den träu-

menden Rinald aus Armidas Armen ruft, begann ein lieblicher Wechselgesang zwischen den beiden Barcarioi:

Ob sich die Christenheit mit Macht erhebt,
Ob sich empor Europa, Asia raffen,
Wer Christum ehrt und wer nach Ruhme strebt
Sey immerhin auf Syriens Erd' in Waffen — —
Der Erde fern, im engen Winkel, lebt
Der Sohn Bertholds und läßt die Andern schaffen,
Ihn nur geht nichts der Welt Bewegung an,
Ihn, einer Dirne wack'ren Kriegesmann!

Was reizt Dich wohl auf diesen Felsgestaden?
Welch eine Schlaffsucht lullt den Muth Dir ein?
Auf, auf! vom Heer, vor Gottfried eingeladen,
Schon harrt das Glück, die Siegespalme Dein.
Komm, um nun bald auf schön betret'nen Pfaden,
Verhängnißvoller Held, am Ziel zu seyn,
Der schnöde Tempel, den Du schon erschüttert,
Sey durch Dein unvermeidbar Schwert zersplittert.

Armes Weib! murmelte Camillo, spöttisch lächelnd, und ein Zug der tiefsten ironischen Verachtung flog über sein Gesicht; armes Weib! wenn ich nicht mehr Kraft hätte, als der Gesang Deiner Gondoliere, als die Reime des Tasso mir geben, — wenn ich nicht höher durch eigenen Willen als durch fremde Gedanken stünde, so wäre es gar übel für uns alle drei!

Schweigsam wie zuvor schritt er, in sein tiefes Sinnen versunken, neben Antonia auf und ab.

Das schöne Mädchen schien durch Camillo's Ernst eingeschüchtert. Sie lenkte seine Schritte von der Hauptallee ab nach dem Platze hin, wo ihre Begleiterin sich niedergelassen hatte; doch auch hier war ihr nicht wohl und nicht heimlich, sie eilte dem lichtern, offenen Gange wieder zu.

Ueber den östlichen Lagunen hatte sich der Himmel geröthet, der Horizont brannte im reinsten bläulichen Purpur, während das hohe Gewölbe über demselben einen fast grünlichen Ton annahm, überstrahlt von dem gelben Licht der nahenden Sonne; die Berge in tiefer Ferne, das hohe Friaul und Krain, und die mächtige Kette, welche sich nach Illyrien hinunterzieht, brannten im herrlichsten Violett — die Wandelnden sahen es nicht; die Sonne erhob sich in der höchsten Pracht über den Gebirgen und ihre Strahlen vergoldeten das Meer und setzten die Lagunen in Flammen — aber die Fremden sahen es nicht; das Heer der Singvögel, welche auf diesen Lagueninseln in zahlloser Menge sind, weil sie keine Verfolgung von Raubvögeln mit oder ohne Federn zu fürchten hatten, begannen ihr heiteres, tausendstimmiges Lied — die schweigenden Wanderer hörten es nicht. Ach in solchem Schweigen liegt so viel Beredtsamkeit; Keiner fühlt, daß der Andere stumm ist, nur daß

er selbst nicht sprechen kann, bemerkt ein Jeder, aber er denkt, wie seines Herzens Tiefen vor dem geliebten Gegenstande offen sind, so müsse er auch wissen, welche Gedanken das Hirn durchkreuzen und welche Wehmuth die Brust beklemmt und die Lippen schließt.

IX.

So einsam der Garten schien, so gut die Zeit gewählt war, um allein zu seyn, so waren die Fremden doch nicht unbeobachtet. Das Haus, zu welchem die Anlage gehörte, war dasjenige, welches Civitella bewohnte. Nach seiner Art zu leben, hatte er auch diesmal seine Freunde bei sich gesehen und sie erst, als der Morgen schon im fernen Osten graute, entlassen. Am offenen Fenster stehend, sog er in tiefen vollen Zügen die erquikkende Luft ein, welche sich in langsamen Strömen von dem festen Lande herüber ergoß und den Duft der Tannen- und Pinienwälder, in voller Blüthe eben stehend, auf ihren Schwingen weit in das Meer und auf die Inseln trug.

So dem Aufgang der Sonne entgegenharrend, überschaute er den zu seinen Füßen ausgebreiteten,

eine Halbinsel bildenden, sich in die Lagunen dehnenden Gärten; er bemerkte die Ankunft der Damen und verfolgte mit seinen Blicken die Wanderer. Als das heitere Tagesgestirn höher stieg, die Dämmerung dem Lichte wich, stellte er zwischen Blumentöpfe, die seine Fenster schmückten, ein Fernrohr auf und zauberte sich dieselben so nahe als möglich — eine überirdische Erscheinung glaubte er zu sehen. Der edle, engelschöne Wuchs der Dame, der freie Anstand des Mannes, die Hoheit seines ganzen Wesens ließen ihn auf Personen aus den ersten Ständen der Gesellschaft schließen. Doch wie er des Mädchens holdes Antlitz erblickte, trat er staunend zurück, sein Auge floh geschlagen von dem blendenden Licht. So viel Anmuth bei so viel Majestät, so viel Geist und Adel bei so viel blühender Jugend hatte er noch nie gefunden — er kannte Schönheit erst von diesem Augenblick.

Eine rasende Leidenschaft ergriff sein Herz, eine wilde Flamme seine Sinne; vergessen waren alle früheren Abenteuer, vergessen die herrliche Römerin, des spanischen Gesandten Gattin — nur sie, nur sie lebte noch in seiner Brust. Er suchte das Paar wieder mit seinem Rohr, sie wandelten jetzt in der Hauptallee auf und nieder, schienen

wenig mit einander zu sprechen, die Dame jedoch etwas mehr, als der ernste Mann.

Als sie sich wieder zu ihm wendeten, betrachtete er auch diesen. Doch wie ihn der Zauber von des Mädchens Schönheit geblendet hatte, so fesselte ihn des Fremden Anblick. Von keiner Menschenstirne strahlte ihm noch so viel Hoheit und Geist entgegen, ja er selbst, obwohl gesichert vor jeder Entdeckung durch den Schutz, den ihm die dichte Wand von Blumen gab, vermochte nicht den durchbohrenden Blick zu ertragen, als derselbe zufällig in die Gegend fiel, in welcher sein Versteck lag. Um die Augen Camillo's schwebte eine stille, rührende Traurigkeit und ein Zug des Wohlwollens, der das Spöttische der scharf und fein gezeichneten Lippen milderte, machte zugleich den Ernst, welcher das ganze Antlitz überschattete, anziehend.

Jetzt verließ Civitella's Späherauge die Besucher seines Gartens nicht mehr. Unbegreiflich schien ihm des Mannes Benehmen. Mit liebevollem Ausdruck, ja mit Leidenschaft in allen Mienen sich aussprechend, ruheten seine Blicke auf dem schönen Mädchen, wenn dasselbe wegsah, und seine Augen wandten sich von ihr, als wolle er ihr nicht zeigen, daß er sie angeschaut, als wolle

er ihr verbergen, was in seinem Innern vorging, sobald ihr Blick auf ihn fiel. Er schien plötzlich ganz gleichgültig, und sah sie wieder fort, so war es, als wolle er sie verschlingen mit seinen Augen, als wolle er jeden ihrer Züge sich unauslöschlich einprägen für Zeit und Ewigkeit.

Bei dem Bassin einer Fontaine blieben sie stehen. Das offene, seelenvolle Auge des Mädchens ruhete auf dem edlen Manne, forschend schien es ihn durchschauen und jeden Gedanken von seiner Stirne nehmen zu wollen. Der Fremde dagegen schien nicht den Muth zu haben, ihr in das holde Antlitz zu sehen; er suchte ihr Bild in der spiegelnden Fluth oder blickte starr auf den Delphin, welcher aus dem weit geöffneten Rachen einen breiten Wasserstrahl empor sprühete.

Das Mädchen schien das Peinliche dieser Lage nicht länger ertragen zu können. Sie trat zu ihm, mit einem ganzen offenen Himmel in dem unnennbar liebevollen Blick schlug sie den linken Arm um seinen Nacken und senkte das schöne Köpfchen auf seine Brust, dann ergriff sie mit der Rechten seine Hand, drückte sie an ihr Herz, führte sie zum Munde und küßte sie, indem eine glänzende Perle aus den übergehenden Augen darauf fiel.

Die Thräne schien den ernsten Mann wie ein Blitz zu durchzucken; seine Hand legte sich um ihre schlanke Taille, doch nur leicht drückte er sie an sich, die Liebkosung blieb unerwiedert. Es war in diesem Auftritt etwas Erschütterndes, innig Rührendes. Der Mann war es, welcher Civitella rührte. Es schien ein heftiger, verzweifelter Kampf in seinem Innern zu toben, es schien eine unwiderstehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein starker unsichtbarer Arm ihn zurückzustoßen. Still, aber schmerzhaft war der Kampf, das zeigte die Bewegung seiner Züge, über welche der Fremde bei aller Gewalt, die er über sich zu haben schien, nicht Herr werden konnte.

Welch ein Muth, dachte Civitella, solchen Kampf zu unternehmen, einen Kampf, in welchem die Gefahr so schön, so lieblich, so lockend gegenüber steht, daß man wünschen muß, zu unterliegen, daß der Sieg über dieselbe nicht den tausendsten Theil der Freude des Entzückens gewähren kann, als der Verlust desselben. Er kann, er wird ihn nicht erringen!

Noch wenig Augenblicke steht er so, dann winkt er dem kleinen Neger, welcher dem Paare bis jetzt immer von ferne gefolgt war, sich fortzubegeben. Mit einem Seitenblitz aus den grellen großen

Augen, welcher deutlich sagte: „Ich weiß, was jetzt geschieht!“ sprang der kleine Bursch davon, und auch Civitella erwartete nichts anderes, als eine reuige Abbitte, ein heißes Flehen um Verzeihung für die unverzeihliche Kälte, eine mit tausend Küssen und Schwüren besiegelte Versöhnung — kurz alles das, was solche Auftritte so angenehm, so reizend macht, daß man mit der Geliebten immer in Zwist leben möchte, um sich nur immer wieder mit ihr versöhnen zu können.

Nichts von allem dem geschieht. Der unbegreiflich ernste, kalte Mensch nimmt ein versiegeltes Päckchen aus einem Taschenbuch und giebt es dem Mädchen. Dieses legt beide Hände auf die seinigen, blickt ihn, mit tiefer Trauer im holden Antlitz, wehmüthig an, bis heiße Thränen dem blauen Auge entquellen, dann senkt sich ihr Haupt und sie folgt schweigend dem Fremden, welcher nach dem Meere zu sich wendet.

Nicht ferne davon tritt die ältere Dame hinzu, welche, wie es schien, der Neger gerufen hatte, denn um des Alleinseyns willen hatte der Fremde ihn, wie man jetzt deutlich sah, wohl nicht fortgeschickt. Das schöne Mädchen hing sich an den Arm der andern Frau; der Geliebte folgte langsam. Die Damen schienen mit einander zu spre-

chen, der Begleiter seinen schweren Kampf noch nicht bestanden zu haben, denn bald ging er rascher ihnen nach, als wolle er sie schnell erreichen, bald blieb er wieder unschlüssig stehen, als fürchte er sich davor, dann sah er ihr mit starrem Blicke nach und schien in sich selbst zu versinken; die Knie versagten ihm den Dienst, er faßte einen Baum des Laubganges; auf einmal aber richtete er sich in aller Majestät und Größe seines stolzen Wuchses auf, bog in einen Seitengang und war verschwunden.

Die Damen wandern fort, ohne es zu bemerken; endlich fällt seine Abwesenheit auf, sie sehen sich um, theilen, wie es scheint, einander ihre Verwunderung mit, ihn nicht mehr zu sehen; sie bleiben stehen, um ihn zu erwarten, — er kommt nicht, es werden ein paar Schritte zurückgemacht, sie verdoppeln sich, er ist nirgends zu erspähen, zu erreichen. Da sieht der Marquis das Gebüsch am Ufer der Laguna sich theilen, er hat der Donna suchen geholfen, nun erblickt er den Fremden, wie er so eben in die Gondel steigt und dem Führer winkt, schnell abzufahren — dieser stößt vom Lande und pfeilschnell schießt das leichte Schiffchen dahin.

Es war dem Gefangenen, als sollte er den Damen zurufen: Dort ist er, dort entflieht er

euch! Nur die Furcht, seinen Aufenthalt zu verrathen, und der Gedanke, wie sehr es die Damen in Verlegenheit setzen müsse, wenn sie durch seine Voreiligkeit erführen, daß sie nicht unbelauscht geblieben, hielt ihn zurück. Endlich schienen sie selbst zu ahnen, was vorgegangen seyn mochte, sie eilten an das Gestade — — da winkte nur noch in tiefer Ferne sein weißes Tuch den Abschiedsgruß herüber.

Das schöne Mädchen, welches bis dahin sich mit übernatürlicher Kraft zusammengehalten zu haben schien, verlor mit der Entfernung des Geliebten den Muth und die Stärke; sie sank auf einen Steinsitz, stützte das schöne Haupt auf die zarte weiße Hand, das vorgehaltene Tuch verbarg das Gesicht und auch wohl die Thränen, welche ihren Augen entströmten. Die andere Dame suchte sie nicht zu trösten, ihr das Weinen auszureden; sie ging eine Strecke von ihr auf und ab und überließ sie ihrem Schmerz und ihren Träumen — wohl das Beste, was sie thun konnte, denn der zugesprochene Trost ist nicht tröstlich!

Endlich erhob sich das Mädchen, sah mit langem sehnsüchtigem Blick auf das Meer, dann suchte sie ihre Begleiterin auf. Der kleine Neger ward herbeigerufen; er sprang zur Gondel, legte das

Brett aus derselben ans Ufer, und nun regte der Gondelier sein Ruder und fort ging's um die Klostermauer auf die Stadt zu.

X.

Wenn der Marchese den Damen auch mit Gefahr, sein Leben unter den Händen eines von Don Galonfiero bezahlten Banditen auszuhauchen, hätte folgen wollen, so wäre dies doch unmöglich gewesen. Auf der Gartenseite befand sich keine Gondel, und ehe er zum Kanal und aus diesem in die Laguna, welche Murano von Venedig trennt, gelangt, wären die Verfolgten längst in einer der vielen hundert Wasserstraßen verschwunden. Er verlor sie sonach aus dem Gesicht, der Leser aber darf ihnen wohl folgen.

Nicht nach Venedig, sondern nach dem beinahe achtzehn Miglien entfernten, vor dem Ausfluß der Brenta gelegenen Chiozza ging die Fahrt. Die Stadt, dem mächtigen Venedig auf das Täuschendste ähnlich, ist, wie dieses, in den Lagunen gelegen, auf Pfählen erbaut, und unterscheidet sich nur durch seine geringere Größe davon, wie denn überhaupt die ganze Lagune eigentlich nur eine große Stadt bildet, in welcher das Meer die Plätze

und Spaziergänge darbietet, während Kanäle die Stelle der Straßen vertreten.

Unter der großen Brücke über den Hauptkanal, welche die mächtige, zehn Fuß hohe Signallaterne trägt, hindurch ging es nach einer mehrstündigen Fahrt, bei welcher der Gondelier sich des kleinen Segels seiner Gondel bediente, in die Stadt hinein, an deren südwestlichem Ende vor einem der schönsten Paläste das Schifflein still hielt. In dem weiten, hohen Gemach, welches Antonia bewohnte, angelangt, überließ sie sich, nun nicht mehr beobachtet, ganz ihrer tiefen Trauer. Auf den bunten, goldschimmernden Adern des spiegelglatten Marmorbodens ruhete das sinnende Auge, dem Thräne auf Thräne entquoll, bis zufällig ihr Blick auf das Papier fiel, das sie noch in der Hand hielt, wie es Camillo ihr gegeben.

Sie öffnete es hastig. Mehrere Briefschaften, ein Taufzeugniß und andere Blätter enthielt dasselbe, und ein Schreiben von Camillo's Hand.

„Ich bin Dir," so schrieb er ihr, „noch die Aufklärung über Dein Schicksal, über Deine ganze Dir unbekannte Vergangenheit schuldig; was ich mündlich zu thun nicht Muth, nicht Zeit hatte, das will ich diesem Papier, da ich es selbst in Deine Hände lege, anvertrauen. Bewahre das

Geheimniß wohl und vernichte darum diese Schrift, sobald Du sie gelesen. Alles Andere, was Du von mir empfangen wirst, muß in Chiffern geschrieben seyn, zu welchen ich Dir den Schlüssel hier beilege. Jeder Buchstab hat drei bis vier verschiedene Zeichen, von welchen ich bald das eine, bald das andere brauchen werde, welches das Entziffern äußerst schwer macht, so daß ich weniger in Sorge zu seyn brauche, sollte auch Jemand ein solches Blatt finden; es würde, wenn er nicht die höchste Meisterschaft in der Kunst der Geheimschreiber erlangt hätte, ihm ganz unbrauchbar seyn."

„Es war nach der Schlacht bei Hastenbeck, woselbst ich in dem Zelte eines deutschen Generals einen schwer verwundeten französischen Offizier fand. Der General war zum Prinzen Eugen, dem Feldherrn der Verbündeten, gegangen, ich befand mich allein bei ihm, und sterbend entdeckte er mir ein schweres, ihn drückendes Geheimniß. Es war der Marquis von Lanoy."

„Die Jahre seines Mannesalters, er mochte kaum mehr als dreißig zählen, waren ihm ernst, ja trübe verflossen, eine unglückliche Liebe hatte düstere Trauer über sein Leben verbreitet. Früher war er nicht so, war er leichten Sinnes gewesen,

und mit diesem hatte er den Frauen und Mädchen nachgestellt, wo er es nur vermocht. Seine männliche Schönheit, sein ganzes Wesen, der Adel seines Benehmens machten ihm die Siege leicht. Manches unschuldige Geschöpf ward des Schuldigen Beute, und als er im Jahre 1701 von Ludwig XIV. an mehrere der kleinen deutschen Höfe gesendet wurde, gelang es ihm, das Herz eines schönen jungen Mädchens, einer Tochter des Fürsten, an dessen Hofe er sich befand, zu gewinnen — — — Du warst die Frucht ihrer verbotenen Liebe."

„Ein tiefes, undurchdringliches Geheimniß hatte das Unglück der Mutter jedem Auge entzogen. Du warst nach Flandern gebracht, einer treuen Wärterin, einer alten Dienerin des Hauses seiner Eltern übergeben. Die Tochter derselben ward Deine Amme. Als Du fünf Jahre zähltest, brachte er Dich in das Kloster Rose la Sainte in Frankreich, auf der Grenze von Brabant, und übergab Dich der Priorin zur Erziehung. Der Krieg durchtoste Frankreich und Flandern, Deutschland und Italien. Sein Sturm wehete auch ihn bald da, bald dorthin, bis in der Schlacht von Hastenbeck zwei schwere Verwundungen ihn auf das Sterbebette warfen. Er entdeckte mir sein

Geheimniß, gab mir seine Brieftasche, welche die nöthigen Legitimationen enthielt, ohne welche ich Dich nicht hätte aus dem Kloster nehmen können, und verschied in meinen Armen."

Antonia hielt inne mit Lesen, es schwammen ihr die Buchstaben vor dem Blick, das ihr so lange verborgen Gebliebene trat jetzt auf einmal mit nicht erfreulicher Helle vor sie hin, sie fühlte sich verlassen und einsamer als vorher, der Freund, der ihr zur Seite gestanden, war nicht mehr bei ihr, den Vater hatte sie verloren, ehe sie ihn kannte, die Mutter hatte ihr entsagt, als sie kaum das neugeborene Kind gesehen. Nach einiger Zeit las sie weiter.

„Zwei wilde Heere standen einander gegenüber. Die Franzosen hatten unter Melak und Monclar in Deutschland fürchterlich gehaust, hatten alle Gräuel, welche entmenschte Bösewichter nur ersinnen können, verübt. Jetzt waren die Deutschen Sieger, und wenn auch nicht mit dieser grausamen Wuth wie die Räuberhorden des Melak, so verfuhren sie doch auch nicht milder mit dem Lande, aus welchem die Verwüster ihrer Fluren, die Mörder ihrer Kinder, die Peiniger ihrer Weiber, ihrer greisen Mütter gekommen waren, und manches

Dorf und manche Stadt ward ein Raub der Flammen, welche die Rache angeschürt."

„Ich wanderte nach dem mir von Deinem Vater bezeichneten Kloster, — ach es war auch nicht verschont von der Kriegsfackel, es brannte, und schreiend und jammernd verließen die Nonnen ihren Aufenthalt, um in die Arme der lachenden Sieger, der bärtigen Deutschen, zu laufen."

„Da sah ich Dich in einem Fenster des hohen Gebäudes stehen, ringsum von Flammen umspielt. Du riefst, Du rangst die kleinen Hände, Keiner hörte Dich und Keiner hatte den Muth, Dich zu retten."

„Ich stand einen Augenblick vor dem großen Bau, seine Façade betrachtend, um darnach so viel als möglich auf seine innere Einrichtung, auf die Vertheilung seiner Zimmer zu schließen, dann tauchte ich meinen Mantel in eine Cisterne, warf ihn auf meine Schultern und sprang in das brennende Haus, glücklich erreichte ich Dich, verbarg Dich unter meiner Hülle und entkam mit etwas versengten Augenbraunen der Gefahr."

„Lange schweifte ich in der Gegend umher, hoffend, die Priorin oder eine der älteren Nonnen zu finden, welche mir vielleicht nähern Aufschluß über Dich gegeben hätte, denn ich war zweifelhaft,

ob Du es seyest, die ich suchte, Lanoy's Tochter; vergebens wartete ich auf einen günstigen Zufall. Gewaltsam waren die jüngeren Nonnen von den Kriegern hinweggeführt und in das Getümmel des Krieges gerissen. Ich konnte nicht einmal erfahren, von welchem Regiment die Mordbrenner waren, denn eine Bande verdrängte die andere. Im ersten Augenblick fehlte mir die Geistesgegenwart, ich war zu sehr mit Dir beschäftigt, als daß ich noch hätte an etwas Anderes denken können, denn als ich fragen wollte, waren schon vier oder fünf andere Truppenabtheilungen auf jene ersten gefolgt und ich konnte nichts erkunden. Die Priorin sollte verbrannt seyn, die älteren Nonnen hatten in fernen Klöstern oder in dem Gebirge eine Zuflucht gesucht, Nachfrage nach denselben hatte nur zur Folge, daß sie sich desto eifriger verbargen — es war nichts zu erfahren."

„Endlich fiel mir bei, daß ich ja noch das ganze Taschenbuch, welches ich in den Händen der Priorin niederlegen sollte, besaß. Ich konnte das künstliche Schloß daran nicht öffnen — das Leder wich der Scheere, und darin lagen so viel Beweise, als ich brauchte. Antonia nanntest Du Dich — Antonia war der Name, den der Taufschein angab; ein Kreuz mit einer Reliquie, un-

ter welcher eine blonde Haarlocke verborgen war, sollte Dir als Erkennungszeichen mitgegeben worden seyn. Das Ueberzeugendste war, daß Du Deine Amme und Deine alte Pflegerin kanntest und daß ein Miniaturbild, Deine Mutter vorstellend, mit Deinen Zügen die größte Uebereinstimmung zeigte."

„Du warst meine Tochter! ich liebte Dich, ich pflegte Dich, und Du hast mir durch Deine Liebe tausendmal vergolten, was ich an Dir gethan."

„Noch kannte ich Deine Mutter nicht. Ich hätte ihr so gern Nachricht von Dir gegeben. Dein Vater hatte sie mir nicht genannt, der Tod hatte seiner Zunge Fesseln angelegt; in den Schriften fand sich ihr Name nicht, ohne Zweifel aus weiser Vorsicht, damit nicht irgend ein Zufall ihn entdecke; auch ich wage es nicht, ihn dem Papier anzuvertrauen, aus Furcht, er könne verrathen werden — ich sehe Dich wieder, dann sey er Dir mitgetheilt."

„Deutschland und Frankreich schienen mir kein sicherer Aufenthalt für den Schatz, den Freundschaft mir zur Obhut anvertraut; ich flüchtete Dich nach England, in das Haus einer edlen, trefflichen Frau — in das Haus der Herzogin von Richmont, welche Dich mit aller Zärtlichkeit, deren

ein edles Herz nur fähig ist, aufnahm, welche Dir eine zweite, liebevollere Mutter ward, welcher Du die Freuden gabst, die eine traurige, unglückliche Ehe ihr versagte.“

„Ein mächtiger Orden, dem ich angehöre, forderte meine Dienste anderwärts. Ich mußte Dich verlassen. Ich sah Dich nur von Zeit zu Zeit, aber ich sah Dich immer schöner erblühen, immer herrlicher Dich entfalten; das Kind wuchs heran und ward zur Jungfrau, und der Jungfrau Neigung war mir geblieben, wie ich die des Kindes gehabt.“

„Ich kam nach Wien. Längere Zeit hielt ich mich dort auf. Meine Geschäfte ließen mir manche müßige Stunde, während welcher ich die Merkwürdigkeiten der alten Kaiserstadt besah. Eines Tages befand ich mich in der prachtvollen Gemäldesammlung des Fürsten Lichtenstein. Schon hatte ich oft und wiederholt die dort aufgehäuften Kunstschätze gesehen, immer wieder zog es mich dahin; halbe Tage lang verweilte ich, bald in diesem, bald in jenem Saal, um mir das Eigenthümliche einer jeden einzelnen Schule oder ihres Meisters, ihres Stifters einzuprägen. Da trat ich auch in jenes letzte Kabinet, in welchem die größten, herrlichsten Werke der Italiener aufbewahrt sind, —

siehe, da fiel mir ein Bild auf, zu welchem ich das Original gesehen zu haben glaubte. Lange wollte mir nicht klar werden, — wo und wann — da auf einmal fiel mir ein — Du seyest es — schnell zog ich das Bild Deiner Mutter aus der Brieftasche — Zug für Zug war es dasselbe, eines schien eine Copie des andern."

„Die Krone auf ihrem Haupt verrieth die Fürstin. Der Custos der Gallerie verrieth ihren Namen. Ich konnte keine glücklichere Entdeckung machen. Gern hätte ich gleich mich zu ihr begeben, hätte sie von Deinem Daseyn in Kenntniß gesetzt, hätte Dich zu ihr geführt — ach ich war nicht frei — ich mußte erst von meinem Orden die Erlaubniß einholen, und dieser zeichnete mir meine Schritte vor."

„Ich sollte Deine fernere Bildung übernehmen, und mir ward der schmerzliche Auftrag, Dich der edlen Frau, welche sich Deiner so liebevoll angenommen, zu entreißen. Sie hatte Deinen Vater geliebt, sie sah in Dir sein Kind und war glücklich in dem Besitz gewesen; nun solltest Du sie verlassen; nun sollte sie zurücksinken in ihre trübe, freudenlose Einsamkeit! Schwer ward es mir, zu gehorchen, und da lernte ich zuerst füh-

len, daß Gebieten etwas Großes, die Dienstbarkeit etwas Entsetzliches ist.“

„Ich kam nach England — eine harte Prüfung war an mir vorübergegangen — ich fand Dich am Grabe Deiner Pflegemutter! Sie war eingegangen in das andere, in das bessere Leben, ohne daß auf ihr schmerzvolles Daseyn noch der größte Schmerz gehäuft wurde, der Deines Verlustes.“

„Ich kannte dies Daseyn von seiner drückenden Seite und gönnte ihr den Tod und wünschte mir nichts Besseres. Dich nahm ich mit mir, und die ganze Liebe, welche Du der zweiten, treuen Mutter gespendet, legtest Du Deiner Liebe für mich zu — o ich hätte glücklich seyn können, wenn ich nicht ein Knecht gewesen wäre!“

„Unter dem Schutze Deiner Führerin wandertest Du mit mir nach Wien. Dort erblühete für mich die schönste — ach und eine wahre Schreckenszeit! Meine Liebe wuchs mit jedem Tage, ich war ein anderer Mensch geworden, ich hatte fühlen, empfinden gelernt, empfinden, daß es noch ein größeres Glück auf Erden gäbe, als Ueberfluß an Allem haben; der Glanz, in dem ich lebte, war mir verhaßt, denn ich sah darin die goldene Kette, welche mich wie Dich fesselte.“

„Immer reicher und herrlicher sah ich Dein Gemüth, Dein Herz sich erschließen, ach und ich — war der Drache, welcher die Früchte der Hesperiden bewachen mußte, ohne sich jemals an ihrer Fülle, an ihrem Ueberfluß laben zu dürfen. Mit der Bemühung, Dich zu einem vollkommenen Wesen auszubilden, vervollkommnete ich mich selbst, und wie ich Deiner nie würdig war, so wäre ich es in Deiner Nähe und durch Dich vielleicht geworden — es soll nicht, es darf nicht so seyn!“

XI.

O du thust dir Unrecht und mir wehe! rief Antonia aus, als sie diese Stelle las — du meiner nicht würdig! o wie tief stehe ich unter dir, wie weit stehe ich gegen dich zurück! dir danke ich ja alles, was ich bin und was ich ward; jede edle Empfindung pflanztest du ja in meine Brust, zu jeder guten Regung legtest du den Keim und pflegtest ihn sorgsam, daß er gedeihe und erblühe; meine innersten, geheimsten Gedanken waren dir offenbar, du hättest mich ja leiten können, wie du gewollt — aber du wolltest nur Gutes, Großes, Erhabenes mit mir, darum kannst du nicht

anders als gut und groß seyn, und kannst es nie anders gewesen seyn — wie vermöchte sich ein Mensch so zu verstellen, daß ein reiner, unschuldiger Sinn seine Flecken nicht gewahrte? Nein, du stellst dich umsonst vor mir herab — in meiner Seele wie in meinem Geiste nimmst du, was du und Andere auch über dich sagen mögen, den ersten Platz ein — ich will mir das schöne Bild nicht rauben lassen, ich liebe dich mit allen Kräften meines Innern ich glaube an dich! nichts soll mich erschüttern!

Der wahrhaft gute Mensch verfällt so leicht in den schönen Irrthum, daß, was er als gut erkannt, auch gut seyn müsse! O möge ihm nie die Täuschung entschwinden; es ist das herbste Gefühl, daraus geweckt zu werden, ein Wesen, an das man sich mit allen Kräften der Seele wie mit starken umschlingenden Polypenarmen klammerte, als unwerth zu erkennen, der Schmerz tönt durch das ganze Leben nach und macht den Unglücklichen, der ihn empfand, gewöhnlich noch unglücklicher durch das Mißtrauen, was er mit sich führt und was ihn nach solch einem traurigen Erwachen nie wieder zum rechten vollen Genuß der Freude am Menschen kommen läßt, weil er, gestört in seinen heiligsten Gefühlen, nun überall

auf seiner Hut ist, befürchtend, es möchte ihn solch ein Unglück noch einmal treffen, und er will lieber Allen mißtrauen, als sein Vertrauen noch einmal gemißbraucht sehen.

Antonia las weiter:

„Durch meinen Orden ward Deine Mutter in Kenntniß von Deinem Daseyn gesetzt, nicht um sie, nicht um Dich durch sie zu beglücken — ein Schreckbild warst Du in der Macht des Ordens, ein Schreckbild, das man ihr von fern zeigte und mit welchem drohend man sie für die Zwecke des Ordens zu gewinnen hoffte. Um sie zu überzeugen, daß es nur Deines Anblicks bedürfe, um einen Jeden zu überzeugen, daß Du wirklich ihr Kind seyest, ward Dein Bild von einem geschickten jungen Maler entworfen, und in der Gemäldegallerie des Fürsten Lichtenstein vor dem Bilde Deiner Mutter vollendete er dasselbe, um noch mehr Aehnlichkeit, als Du mit ihr schon hattest, hineinzulegen. So wurde es der Fürstin gezeigt, welche sich entsetzte und, doch zugleich von Mutterliebe zu Dir hingezogen, Dich, oder wenigstens das Bild als traurigen Ersatz haben wollte. Es ward ihr nicht gestattet, dasselbe zu behalten, noch andere Zwecke sollte es erfüllen, nur ihre Furcht wollte man wecken. Die Zwecke des Ordens sind

immer groß und erhaben, die Mittel, dazu zu gelangen, — alle, die sich denken lassen — vor jedem andern die Leidenschaften der Menschen.“

Was ist das für ein entsetzlicher Orden? so unterbrach Antonia wieder ihr Lesen; weßhalb bin ich, weßhalb bist du, Geliebter, in seinen unsichtbaren Fäden gefangen? — was für ein Orden, dessen Ziel so erhaben, dessen Wege dazu so kleinlich, so versteckt sind? — wer wollte denn die Furcht eines Menschen, die erbärmlichste Untugend, brauchen, um ihn zu irgend etwas zu bestimmen? — und doch muß er groß und gut seyn, wie möchtest sonst du, mein edler Camillo, ein Mitglied desselben seyn! O vergib mir, daß ich Böses ahnte, ich bin an dir selbst keinen Augenblick unsicher geworden!

Das Schreiben lautete weiter:

„Jetzt sind wir reif, jetzt sind wir beide bald am Ziel. Daß wir einander lieben, können sie nicht ahnen, schon der Unterschied der Jahre macht, daß sie es nicht glauben würden, wenn sie es auch wüßten.“

Ihr armen Leute! rief Antonia, liebe ich denn deine rothen oder bleichen Wangen? — deine Jugend oder dein Alter? du! du! ganz wie du bist, so groß, so herrlich, treu und gut, — du wirst

von mir geliebt und ich wollte nicht, daß du ein Jahr weniger zählteſt, denn ich würde glauben, daß du um ſo viel weniger Würde und Erfahrung hätteſt.

Sie las ferner: „Darum geſtattete man uns ſo lange das Glück, bei einander zu ſeyn. Die Stunde hat geſchlagen, welche uns trennt; Du biſt Deiner Beſtimmung nahe, ich gehe der meinigen entgegen, indem ich Dich verlaſſe. Wie ſchmerzlich es mir wird, ich muß Dir, ſcheidend, noch eine Lehre, einen Rath geben; wie ſehr es gegen mein Gefühl anſträubt, es iſt nothwendig — denke Antonia, wir wären Bruder und Schweſter, gewöhne Dich an den Gedanken, einem Andern anzugehören, in eines Andern Armen zu ruhen — mein — kannſt Du nie werden!“

Hier ſchloß der Brief. Wie? rief Antonia aus, als ſie ihn beendet, — ich ſoll dich aufgeben? o nimmer! nimmermehr! Camillo — konnteſt du mir dies rathen? — fühlſt du ſo wenig für mich, daß es dir leicht ward, dieſen Rath niederzuſchreiben? — Nein! leicht ward es ihm gewiß nicht. Wohl ſcheint es, er beuge ſich nur der Nothwendigkeit, aber wer iſt denn dieſe Nothwendigkeit, welche zwei Menſchenleben, durch die heiligſte Liebe mit einander vereint, nun gewaltſam trennen will?

Welches Ordens Mitglied bin ich denn, ohne es zu wissen, geworden, daß ich seinem Gesetze mich fügen muß? Ich will keines Andern seyn! Ihr Mächtigen im Verborgenen, ihr könnt ihn mir rauben, aber einen Andern mir aufdringen könnt Ihr nicht! und dann werde ich immer ihm gehören, wenn meine Arme ihn nicht umfangen; bleibt er nur meiner würdig — werde ich nur seiner nicht unwerth, so ist alle Mühe, uns zu trennen, vergebens — — Wie, oder soll ich das Unglück der armen Mädchen des Standes meiner Mutter theilen, durch Convenienz an einen Fremden gefesselt, mich nicht weigern dürfen, dem zu folgen, den man mir bestimmt? — das wäre entsetzlich!

Camillo, Camillo, warum blieb nicht Alles, wie es war? Ach es war zu schön und zu herrlich so, als daß es hätte bleiben können!

Das arme Mädchen eilte zu ihrer Pflegerin und klagte derselben ihr Leid, theilte ihr den Brief mit und bat sie um Rath.

Ich wußte das alles, sprach die Fremde; ich bin in alle Deine Verhältnisse eingeweiht; ich habe auch, nur leider zu spät, die Neigung erkannt, die in Deinem Herzen aufkeimte. Von ihm habe ich nichts besorgt und war darum ganz ruhig,

denn er ist ein Mann von der höchsten Geisteskraft und jedes Opfers fähig, sobald sein Orden dasselbe von ihm verlangt.

Was ist denn das für ein Orden, frug Antonia fast unwillig, der sich so unberufen in meine Angelegenheiten drängt?

Mein liebes Kind, so nahm die Frau, fast spöttisch lächelnd, das Wort, in Deine Angelegenheiten drängt er sich nicht; Du bist für die seinen bestimmt und erzogen, und, wie Dir Camillo schreibt, es ist das Beste, was er, was ich Dir rathen kann, — ergib Dich in Dein Schicksal, entsage ihm, erwarte ruhig, was über Dich verhängt ist; Dein Loos wird, wenn Du willig bist, nie trauriger werden, als es jetzt ist, ja Dich kann Dein Weg zu dem glänzendsten, herrlichsten Leben führen. Widersetzlichkeit würde nichts fruchten und würde Dich nur höchst unglücklich dazu machen. Was übrigens das für ein Orden ist, der, wie Du drollig genug sagst, sich in Deine Angelegenheiten drängt, so kann ich Dir seinen Namen nicht sagen, Du bist dazu noch nicht reif, Du würdest über dem Namen die Erhabenheit der Sache vergessen. Begnüge Dich damit, zu wissen, daß Du auf ein Ziel zugehest, welches sich der Mensch gar nicht höher stecken kann, — auf ein Ziel, des-

sen Größe Dich in Erstaunen setzen würde, wenn Du jetzt schon das Ungeheure des Gedankens zu fassen fähig wärest. Begnüge Dich damit, daß Camillo Landriotti eines der thätigsten, mächtigsten Mitglieder des Ordens ist, dessen höchster Grade ihn die Gesellschaft würdig hielt.

Das ist noch das Einzige, was mich fest stehen heißt auf dem schwankenden Brett, auf welches ich urplötzlich geschleudert worden bin — Camillo ist gut, ist edel und ist von so scharfem, durchdringendem Verstande, daß er des ersten wegen mich nicht hintergehen kann, des andern wegen sich selbst nicht täuschen lassen konnte; mich stellt zufrieden, daß er mitwirkt — der verborgene Zweck, von welchem Ihr sprecht, kann nicht verwerflich seyn, da er ihn anerkennt, die Mittel können nicht schlecht seyn, welche er wählt.

Dabei möge es für's Erste bleiben, Du gutes Kind, sprach etwas ironisch die Matrone.

XII.

Civitella war noch immer in seinem Hause auf der Insel Murano gefangen. Schön geträumt glaubte er zu haben, als er am folgenden Abend

erwachte. Im Schlafe hatte er den ganzen kleinen Roman fortgesponnen; aber als er sich wieder auf den ganzen Verlauf desselben besann, kam ihm die Wahrheit so unwahrscheinlich vor, daß er selbst nicht daran glaubte, was er doch mit eigenen Augen gesehen. Daß ein Mann, wie jener Fremde, geliebt, wie er es schien, von dem holdesten Mädchen, das die Erde trägt, allein mit ihr in einem weiten, einsamen Garten, zu einer Stunde, wo er nicht die mindeste Störung befürchten darf, seine Zeit nicht besser zu benutzen wußte, als spazieren mit ihr, in dem breitesten, freiesten Gange auf und ab zu wandeln, das war zu unsinnig, als daß es etwas anderes, als ein Traum seyn konnte.

Der Italiener, der Spanier hält es für unmöglich, mit einer Dame zwei Minuten allein zu seyn, ohne Angriffe auf ihre Tugend zu machen. Civitella gehörte unter den wilden Italienern selbst zu den zügellosesten, was Wunder, daß er diese Meinung seiner Landsleute theilte und was er nicht begreifen konnte, für ein Phantasiegebild hielt? Er dachte nicht mehr an den Traum, als wie man an ein schönes Bild denkt; höchstens wunderte er sich, daß seine Einbildungskraft besser malen konnte, als die schaffende Natur bilden, —

dies mußte er sich doch gestehen, daß sein Phantasiegemälde alles, was er jemals in der Wirklichkeit gesehen, übertraf.

Mehrere Tage anhaltenden Regenwetters hatten ihn von seinen Fenstern, in sofern sie ihm den Genuß des Sonnenaufgangs nach einer durchschwärmten Nacht gewährten, fern gehalten. Am Tage schlief er. So kam es, daß er auch kein Bedürfniß fühlte, in den Garten zu gehen.

Eines Abends jedoch, nachdem ein frischer Seewind die Atmosphäre gereinigt, das Wetter wieder heiter geworden war, trat Civitella, um sich des Meeres noch und seiner lieblichen Stille zu erfreuen, bevor seine lärmenden Freunde kamen, an die Fenster — und wer beschreibt sein Erstaunen, als er die Erscheinung seines Traumes verwirklicht sieht. Das schöne Mädchen kam mit ihren beiden Begleitern, der Matrone und dem kleinen Neger, die Allee herauf. Hätte er sie auch nicht daran schon erkannt, ihr nymphenhafter Wuchs, in dem weißen Kleide, das sie diesmal trug, noch mehr gehoben, würde sie verrathen haben; so gebaut, so reizend und zart, so voll und so schlank zugleich war nur sie — sein Fernrohr setzte ihn außer Zweifel.

Das liebliche Geschöpf, von dessen Anblick er

sich gar nicht losreißen konnte, wirkte, wie das letztemal blendend, so jetzt mit einer sanften, unwiderstehlichen Gewalt auf ihn, welche nicht minder mächtig war. Er folgte jeder ihrer Bewegungen; er sah, wie sie die Plätze aufsuchte, an welchen sie mit dem Fremden verweilt; er sah, wie sie sinnend da und dort stehen blieb und sich zurückzurufen schien, was er hier oder was sie gesprochen, vielleicht nur, was sie gedacht; immer höher stieg, je länger er sie betrachtete, sein Entzücken, aber auch immer mehr verschwand das Göttliche der Erscheinung — vor seinem Sinne stand nur noch das schönste Weib, was er je gesehen, und er beschloß, sie zu gewinnen, es koste, was es wolle.

Unschlüssig, ob er hinab zu ihr in den Garten solle, oder ob es nicht besser sey, wenn er durch seine Diener eine Gondel an das Ufer bringen ließ, um ihr nachzufliegen und ihre Wohnung zu erspähen und dort sie aufzusuchen, stand er noch an dem Fenster, als in der Gartenmauer, welche das Kloster umschloß, ein Pförtchen sich öffnete, ein finsterer, glatzköpfiger Karmelitermönch aus demselben trat und auf die Fremden zuschritt. Das junge Mädchen flog ihm entgegen, er zog einen Brief aus dem Busen, nach welchem sie begierig haschte; dann entfernte er sich wieder.

In diesem Augenblick meldete sich Civitella's Abendbesuch. Schon glühete bei dem bloßen Gedanken, daß ein Anderer sie sehen, sie ihm rauben könnte, die Eifersucht in all ihrer Gewalt in des Italieners Busen. Um also nie Jemanden Gelegenheit zu geben, an das Fenster zu treten, vermied er selbst die Zimmer, welche da hinausgingen, und hielt sich in jenen, welche auf den Kanal schaueten, auf.

Kopfschmerzen und Unwohlseyn vorschützend, brachte er den zu frühen Besuch etwa nach einer Stunde aus dem Hause. Nun flog er wieder an seine Warte — aber der ganze Garten war wie ausgestorben, war leer. Er eilte hinunter, suchte hier, suchte dort das blendende Gewand der schönen Fremden — er fand es nicht. Aber im Sande sah er etwas Weißes schimmern — es war der Brief, den sie von dem Mönch erhalten — — ohne Aufschrift, in Chiffern verfaßt — das Siegel war ein Sphinx.

Sogleich eilte der Marchese mit seinem Fund nach Hause. Mit dem Entziffern gab er sich keine Mühe, wohl aber mit dem schleunigsten Abschreiben desselben. Er mußte eilen, denn er konnte wohl vermuthen, daß sie ihn vermissen und zurückkehren würde. Kaum auch war er mit

der Copie fertig, als beide Damen wieder erschienen. Der kleine Neger blieb diesmal in der Gondel zurück, und die Matrone und die schöne Fremde durcheilten nach allen Richtungen den Garten, um das Papier zu suchen.

Nachdem sich Civitella eine Zeit lang an der Verlegenheit geweidet, auch bemerkt hatte, wie die Jüngere der Andern ein ähnliches Papier zeigte, auf ihren Busen deutend, als habe sie es dort verwahrt, und er daraus geschlossen, daß er wohl nur einen Theil des Briefes besitze, ließ er seinen Fund, durch ein Steinchen beschwert, nach der Mitte der Allee hinfliegen, wo sie daran vorbei mußte. Bald auch kam sie; sichtbare Freude glänzte in ihren Augen, als sie das Papier ersah; sie eilte darauf zu, hob es auf und zeigte es frohlockend der Begleiterin. Doch jetzt betrachtete sie dasselbe sorgsam, als wolle sie erforschen, ob es nicht in fremder, ungeweihter Hand gewesen, — endlich nachdem sie es von allen Seiten prüfend beschaut, nachdem sie es in denselben Falten gefunden, in welche es gelegt gewesen, schien sie zufrieden. Mit einem dankbaren Blick auf die heilige Dryas, welche den Baum bewohnte, unter dem das Heiligthum bewahrt gewesen vor fremder Entdeckung, nahm

sie Abschied von dem Garten und eilte nach der Gondel hin, welche in den Lagunen ihrer wartete.

Civitella eilte nun hinab an das Ufer der See, um zu sehen, welche Richtung die Gondel nehme. Nur mit Mühe konnte er dieselbe in der zunehmenden Dunkelheit noch an dem weißen Kleid seiner Dame erkennen; sie fuhr nicht auf die Stadt zu, sondern um dieselbe herum. Endlich war sie ihm ganz aus dem Gesicht verschwunden, ohne daß er bei zunehmender Dunkelheit hatte bemerken können, in welcher Gegend sie landete.

Jetzt begab er sich in seine Wohnung zurück und machte sich an das Geschäft des Dechiffrirens. Wie glücklich ist der Fund! rief er aus; ohne Zweifel setzt mich derselbe in Kenntniß von ihren Verhältnissen. Sie ist in meiner Gewalt, was den Bitten und Schmeicheleien nicht gelingt, das soll den Drohungen gelingen; die Furcht ist ein gewaltiger Hebel — mein muß sie seyn, wenn sie noch im Bereich der vier Winde ist!

Die Arbeit war schwieriger, als er dachte. Er versuchte es mit der englischen, mit der französischen, mit der italienischen und spanischen Sprache — gleich vergeblich; die Zeichen waren so verworren, daß er gar kein System hinein bringen konnte; alle Kunstgriffe scheiterten daran.

Die griechische Sprache blieb ihm noch übrig — auch hier war die Mühe vergeblich. Deutsch verstand er nicht, und das hätte ihm vielleicht gerade auf die Spur helfen können. Da er sich so eine Zeit lang gequält, fiel ihm auf, daß hauptsächlich deshalb das Entziffern nicht gelingen wollte, weil der Zeichen zu viele waren. Er zählte nach und siehe, er fand hundert und zwölf verschiedene.

Nun war es heraus, entweder waren die Chiffern gar kein Alphabet, sie bedeuteten Wörter, Sylben, ganze Begriffe, oder jeder Buchstabe hatte mehrere Zeichen. Das Erstere schien nicht ganz wahrscheinlich, sowohl deshalb, weil dann der Schlüssel zu der Räthselschrift ein ganzes Wörterbuch seyn mußte, als auch, weil der Zeichen hiezu doch zu wenig waren. Das Andere schien ihm natürlicher und einfacher. Darum machte er sich noch einmal an die Arbeit, versuchte es wieder mit mehreren Sprachen, indem er zuerst auf die am häufigsten wiederkehrenden Zeichen sah, die anderen fast unberücksichtigt ließ, die ersteren aber mit den Buchstaben verglich, welche in der eben angewendeten Sprache am öftersten vorkamen, und siehe, durch Rathen und Aendern und Wiederverbessern kam er endlich mit der englischen Sprache zu einem günstigen Resultat. Der

ganze Brief, mit englischen Buchstaben überschrieben, stand auf einmal vollkommen lesbar vor ihm; nirgends war eine Inconsequenz; er hatte das Rechte getroffen. Voll Freude über seinen Fund las er:

„— — — nahm mich freundlich auf; ich „brachte ihr ja Nachricht von der Tochter, — „ach von ihr, deren Daseyn sie fürchten mußte, — „von ihr, deren Daseyn ihr nicht Heil, nicht „Freude bringend war. Ein schmerzlich Gefühl „durchbebte auch mich, als ich das Heiligste, was „der Mensch besitzt, Liebe und Ehre, brauchen „sollte als Mittel, einen fernen Zweck zu er„reichen — es mußte seyn, und ich begann ihr „die Gründe meiner Mission aus einander zusetzen. „Sie erstaunte, sie verwarf im ersten Augenblick „Alles, und ich vermochte es nicht über mich, der „edlen Dame, welche, noch immer schön, Dir so „ähnlich war, zu sagen, was mir befohlen. Ich „legte daher das Schreiben des deutschen Assi„stenten zu Rom in ihre Hände. O Du hättest „den Kampf in ihrem Innern sehen sollen, als „es sich darum handelte, ihre Ehre vor den Augen „der Welt zu verlieren oder ihrer gläubigen Ueber„zeugung zu entsagen. Barmherziger Himmel, rief „sie aus, wie strafst Du so hart ein Vergehen

„meiner Jugend, ach ein Vergehen, was vor Dir,
„Du milder Richter über den Sternen, gewiß
„keine Strafe findet. Nicht schuldbewußt betrat
„ich den Pfad der Sünde, gerade meine Unschuld
„ließ mich fallen! gerade sie war das Netz, in
„welchem ich mich verfing, und jetzt, nachdem ich
„siebzehn Jahre lang schon durch bittere Reue
„mein Vergehen gebüßt, kommt die Strafe, von
„Menschen mir gesendet, und das Kind meiner
„Liebe, das Kind, das ich unter dem Mutter-
„herzen trug und doch nie gesehen, wird mir ein
„drohend Schreckbild und soll mich aus meinem
„Glauben, aus meinem himmlischen Erbtheil,
„hinaushetzen, damit ich mein irdisches, die Ehre
„der Fürstin, bewahre!“

„Mich rührten innig die Klagen und ich ver-
„mochte es nicht über mich, ihr ferner zuzuspre-
„chen, ihr eigenes Nachdenken half mir dazu.“

„Schon am folgenden Tage sagte sie mir,
„daß sie entschlossen sey, meinem Wunsche nach-
„zugeben. Ich ändere meinen Glauben nicht
„mit Ueberzeugung und nicht um meiner Ehre
„willen; doch dem Hause, welchem ich angehöre,
„bin ich es schuldig, darauf zu achten, daß die
„seine fleckenlos bewahrt werde. Die Menschen
„sind hart genug, den Fehler, den ich beging,

„auf meiner ganzen Familie haften zu lassen.
„Ich durfte ihr versprechen, daß sie zum Lohn
„Dich sehen sollte. Sie wird in kurzem eine
„Reise nach Italien machen und dann Dich
„besuchen.“

Hier schloß der Brief. Ein Bruchstück also, wie Civitella vermuthet. Wohlan, rief er aus, frohlockend über sein günstiges Geschick, da wäre sie ja in meiner Hand. Der Brief hat zwar keine Adresse, aber die Fürstin wird doch wohl einen Namen haben. Die Prinzessin also, welche hieher kommt, um dich, du schönes Mädchen, aufzusuchen, ist deine Mutter — aber was für eine Fürstin — der Brief in englischer Sprache? — eine englische? — unmöglich, es sind ja kaum acht Tage über seiner Abreise verflossen. Während dieser Zeit mußte er die Reise machen, mußte seinen Auftrag vollziehen und den Brief mit der Nachricht hievon hieher senden, also kann es nicht weit seyn — drei Tage höchstens darf er zur Reise gebraucht haben. Freilich reiset solch ein Mann schnell, fünfhundert Miglien*) kann er

*) Italienische Meilen gehen, wie der englischen Seemeilen, 60 auf einen Grad des Aequators, fünfhundert machen also 125 geographische Meilen.

zurücklegen in solcher Zeit. Das wird er nun wohl nicht — aber wäre es auch, so könnte es doch England nicht seyn, was er erreichte — Ungarn, Deutschland, Italien liegen in diesen Grenzen. Wohlan, wir wollen aufpassen, und dann, gewinnt dich meine Liebe nicht, so soll dich meine Allwissenheit ängstigen, so soll dich, die sich nicht in meine Arme freudig werfen will, dieser Brief in meine Arme schrecken! Triumph! es ist vollbracht.

Fünfter Abschnitt.

I.

Antonia kam nach Chiozza, als es schon tief in der Nacht war. Die offene Gondel, obwohl versehen mit dem kleinen Häuschen, schützte doch nicht gegen die kalte Seeluft, und sie vermochte nicht noch am Abend die Entzifferung des erhaltenen Briefes, von welchem der Marchese das Ende gelesen, durchzuführen. Das ungewohnte Geschäft strengte sie zu sehr an, und es war sehr gut, daß sie es aufgab; der Brief war nicht gemacht, um sie zu erfreuen, sie bedurfte ihrer ganzen Kraft, um sich aufrecht zu erhalten, als sie seinen Inhalt erfahren. Er lautete wie folgt:

„Zwei Befehle fand ich in meinem Hause vor, „als ich am Morgen unserer Trennung daselbst „ankam. Sie nöthigten mich, augenblicklich abzu„reisen und nicht erst den folgenden Tag zu er„warten, wie ich beschlossen. Der eine betraf „Dich, der andere Deine Mutter. Du solltest „von mir vorbereitet werden auf eine höhere Be-

„stimmung, welche der Orden mit Dir im Sinne „hat. Dieses war bereits geschehen. Jetzt aber „sollte ich Dich auch davon unterrichten, daß Deine „Hand einem deutschen Fürsten bestimmt ist, wel„cher sich bereits in Venedig aufhält und wegen „dessen ich Dich auch von Wien dahin brachte. „Um die nahe Berührung mit ihm zu vermeiden, „mußte ich Chiozza wählen. Du warst so in „Venedig, ohne eigentlich dort zu seyn, wo der „Fürst sich aufhielt, und konntest zu jeder Stunde „und sobald man es nöthig finden würde, ihm „vorgestellt werden.“

„Deine Aufgabe ist, ihn zu Deiner Religion „zu bekehren. Er ist einem ketzerischen Throne „verwandt, ist bestimmt, denselben zu besteigen, „obgleich noch nicht erklärter Thronerbe und auch „noch zwei Personen ihm im Wege stehen. Die „Kränklichkeit dieser und seine Gesundheit, seine „physische wie seine moralische Kraft lassen nicht „zweifeln, daß er seine Vorgänger überleben und „die Fürstenkrone würdiger tragen wird, als Kin„der und Schwächlinge es vermögen.“

„Ich lüfte den Schleier, welcher bisher die „Mysterien des Ordens deckte, vor Dir, indem „ich Dir sage, daß eine der Hauptbestrebungen „desselben ist, alle Völker der Erde auf eine Reli-

„gion, auf die christliche, zurückzuführen, und daß „alle Spaltungen in dieser Religion so wie alle Sec„ten ausgerottet werden sollen. Die katholische Re„ligion wurde gewählt, Deine und meine Religion, „um die Welt zu beherrschen, nicht weil sie die „beste und reinste, sondern weil unter allen christ„lichen Secten sie am mehrsten, am weitesten aus„gebreitet ist, — wie, um eine Weltsprache zu ge„ben, ich keine neue erfinden, ich auch keine nur „auf einzelnen Punkten verständliche Sprache, wie „etwa die der Esthländer oder der Eskimos, son„dern die am weitesten verbreitete, die spanische „oder die portugiesische, wählen würde *). Der „zweite, eben so wichtige Grund für diese Wahl „ist — sie dringt zum Herzen, zum Gemüth! „und Religion ist Sache des Herzens, des Ge„fühls, nicht der Meditation. Glaubet, so wer„det ihr selig! sprach der Stifter unserer Lehre; „glauben, nicht grübeln soll man; seitdem die „Menschen grübeln, entstand jene Unzahl von „Secten. Zuerst zeigte sich in den beiden Haupt„theilen, in der griechischen und in der römisch-

*) Jetzt würde man wohl sagen: Die englische, obgleich das widerwärtige Gemisch von französischen, deutschen und gälischen Wörter sie für das Ohr Desjenigen, der ein paar andere Sprachen versteht, höchst widerwärtig macht.

„katholischen, jene mächtige Kluft, welche als ein „furchtbarer Riß durch das Gebäude der christli„chen Kirche drang und den Orient von dem „Abendlande trennte, dann stiegen aus diesem Ab„grund die übrigen hervor, die Spaltungen, welche „die evangelische und die Lehre der Reformirten „veranlaßten und welche durch Huß vorbereitet „waren, verzweigten sich immer weiter, so daß „wir jetzt in England allein 72 verschiedene Glau„bensbekenntnisse — und Bekenner aller zwei und „siebenzig finden.“

„Wohin dies führt, wenn dem Unwesen nicht „mit mächtiger Hand gesteuert wird, ist leicht zu „sehen — zu einer Auflösung, zu einer gänzli„chen Vernichtung des allgemeinen Bandes, wel„ches die Christenheit umschlingt. Wir wollen es „befestigen, wir wollen neue Fäden an das Ge„webe legen, auf daß es wieder Haltbarkeit be„komme.“

„Du siehst jetzt erst einen Theil des großen „Ganzen, des herrlichen Gebäudes, des Tempels, „an welchem der Orden arbeitet, aber schon die„ser eine Theil wird dem offenen klaren Sinn so „gut und so groß erscheinen, daß Du gern Dich „entschließen wirst, mit allen Deinen Kräften zu „dem Werke, das die Unsichtbaren vorbereiten,

„mitzuwirken. Antonia, ich schreibe mein Todes-
„urtheil mit diesen Zeilen, doch wer möchte nicht
„gern sich selbst für ein so erhabenes Werk op-
„fern! Es gab in jener frühern heiligen Zeit, da
„noch die Engel sichtbar auf Erden wandelten, da
„noch die Gesandten des eingeborenen Gottes in
„Knechtschaft und Niedrigkeit umhergingen und
„sein Wort predigten, — es gab damals Mär-
„tyrer, welche mit ihrem Blute ihren Glauben
„besiegelten, Märtyrer, welche für sich hätten thun
„und glauben können, was es immer war; doch
„dies schien ihnen nicht genug, nicht sie selbst, in
„Ruhe und Frieden, wollten Christen seyn, sie
„wollten das Heil, das ihnen widerfahren, auch
„Anderen hinterlassen, und der Tod in seiner gräß-
„lichsten Gestalt, am Andreaskreuz und unter der
„Säge und auf dem glühenden Rost, schreckte sie
„nicht.

„Siehe Antonia, die Zeit der Märtyrer rückt
„wieder heran. Verbrannt und zersägt und ge-
„braten wird Keiner mehr, aber wohl größere
„Opfer, als das des armen, dürftigen Lebens,
„fordert die anders gewordene Zeit von uns. An-
„tonia! wir sollen Märtyrer werden! erhebt es
„nicht Deinen Muth, daß wir Hand in Hand
„wandeln dürfen, um uns die Palme des ewigen

„Friedens durch das Opfer des irdischen zu er-
„ringen? — Wir lieben einander und unser süße-
„stes Glück wäre der Friede, den wir, Einer in
„den Armen des Andern, fänden — wir dürfen
„uns nicht angehören — ich darf Dich nicht, ich
„darf nie ein Weib besitzen — ich habe entsagt —
„mein Opfer ist gebracht — Dir bleibt das schwe-
„rere. Du sollst nicht nur dem Freunde entsa-
„gen, Du sollst auch noch einem Andern angehö-
„ren! Ich weiß, was ich fordere, allein ich weiß
„auch, von wem ich es fordere, was ich keinem
„andern Wesen bieten dürfte, das wird Antonia,
„welche ich erzog, leicht erfüllen — der Kampf
„wird nicht ausbleiben, allein der Sieg ist Dir
„nicht minder gewiß!“

„Ich erwarte keine Einwendung, ich weiß auch
„ohne Antwort, daß Du thust, was die Pflicht
„Dir gebietet — denke an das Ziel — denke an
„den Zweck! vergiß, daß die Mittel, die er for-
„dert, Dir viel kosten — der Lohn ist um so
„größer, je größer das Opfer ist — die Krone
„der Unsterblichkeit, der Nimbus der Heiligen wird
„Dein Haupt zieren.“

„Der zweite Befehl, welcher mich erwartete,
„war leichter auszuführen, obwohl die Mittel,

„welche mir geboten sind gehässiger aussehen —
„Drohung, Schreckbilder. Das große Werk der
„Bekehrung rückt mit Macht vorwärts; schon
„sind Viele in den Schooß der einigen und un-
„getheilten Kirche zurückgekehrt; die Abtrünnigen
„freuen sich ihrer Rettung, nur wagen sie es
„noch nicht, offen und laut mit ihrer Bekehrung
„hervorzutreten, sich vor Allen zu der Religion
„zu bekennen, zu welcher sie insgeheim zurückge-
„kehrt sind. Es fehlt das ermuthigende Beispiel;
„die gewöhnlichen, schwachen Seelen können nichts
„thun, ohne daß ein Anderer, auf welchen sie
„schauen können, es vor ihnen gethan hat. Einige
„deutsche Fürsten sind gewonnen, sie wollen zur
„katholischen Religion übergehen, sie wollen aus
„Ketzern Christen werden, wenn sie ein Bei-
„spiel haben, welches ihnen Muth macht, denjel-
„ben Weg zu betreten. — Der Mann, für wel-
„chen Du bestimmt bist, der Prinz Alexander von
„Würtemberg, soll der eine, Deine Mutter soll
„die andere seyn; beide werden, wenn die Beauf-
„tragten klug ausführen, was ihnen vorgeschrieben
„ist, öffentlich den Pfad, auf welchem sie bisher
„gingen, verlassen. — Deine Schönheit soll den
„Herzog, Dein Bild soll die Mutter gewinnen —
„den starken Mann wird die Liebe fesseln, das

„schwache Weib wird durch ein Schreckbild zu ih-
„rem Heil geführt werden.

„Als ich Dich verließ, begab ich mich an den
„Hof derselben. Noch an dem Tage meiner An-
„kunft stattete ich ihr einen Besuch ab. Sie
„nahm mich freundlich auf — — —“

Hier folgte das Blatt, welches der Marchese bereits entziffert und welches als Umschlag um die beiden anderen darin liegenden gedient hatte.

Camillo! Camillo! welche Prüfung bereitest du mir! Mich macht dein edles Vertrauen stolz, mich erhebt das Ziel, welches du meiner schweren Arbeit setzest! so rief Antonia aus. Aber werde ich es vollbringen können, was du von mir verlangst! ach, werde ich es wollen?! — du hast entsagt — mir entsagt — ist es dir so leicht geworden, daß du von mir ein Gleiches verlangst? O nein! leicht war es dir nicht; ich sehe darin nur die Größe deiner Kraft, deiner Gewalt über dich. Ja du hast recht, erhaben ist, was wir vorhaben, das Edelste, das Erhabenste, was ein schwacher Mensch erstreben kann. Ich bewundere jetzt deinen Orden, wie ich noch vor wenig Tagen mich vor ihm entsetzte, aber mit innerem Schauder erfüllt er mich noch immer. Was sind das für Männer, welche solches Ungeheure unterneh-

men, denken, fassen konnten — was für Männer, die nun zur Ausführung dieses Titanengedankens schreiten! O ich möchte sie sehen, sie kennen, die Erhabenen, die Göttlichen, welche eine ganze Erde beglücken wollen, welche sie auf den Weg zum ewigen Heil zu führen gedenken! Doch nein, der Lohn wäre zu groß; auch ohne daß ich sie sah, will ich ihr Werkzeug seyn, und mich ihrer würdig dadurch zeigen, daß ich ihren Befehlen gern und willig nachkomme.

Gern? so frug sie sich, wie erstaunt über ihre eigenen Worte, — gern das dahin geben, was dich allein zu beglücken vermöchte — den Besitz des geliebten, des theuren Mannes, meines Vaters, meines Lehrers, meines Erhalters, dessen, der mich dazu schuf und bildete, der aus mir erst machte, was aus mir geworden ist, der jedes edle Gefühl in meine Seele pflanzte — gern von ihm mich trennen? Nein — doch willig wohl, denn er, den ich liebe, athmete mir auch die Kraft ein, für das Gute und Große zu leben und zu wirken, sollte ich auch selbst darüber zu Grunde gehen. O Camillo, nur die eine Hoffnung raube mir nicht, die Hoffnung, dich dann und wann zu sehen — ach selbst als Gattin eines Andern wird mein Herz dich stets mit gleicher Liebe umfassen

— — dich lieben, mich von dir geliebt wissen, dies genügt mir, wenn auch unsere Hände sich nicht erreichen, wenn auch unsere Lippen sich nie begegnen, wie sie es ja bis jetzt auch nicht gethan — des Herzens Liebe bedarf dieser äußeren, sinnlichen Zeichen nicht.

II.

Camillo, welchen wir schon längst als den Griechen Landriotti erkannt haben werden, war jener Menschen und Welten beglückenden Gesellschaft thätigstes Mitglied. Ein Jesuit in all der weiten Bedeutung, welche nach und nach der deutsche Sprachgebrauch diesem Worte untergelegt hat, war er für seine bewiesene Thätigkeit und für die Geschicklichkeit, mit welcher er einen groben Fehler durch große und wichtige Dienstleistungen wieder gut gemacht, von dem Orden belohnt worden, indem derselbe ihm nicht nur sein erhöhetes Zutrauen schenkte, sondern ihm auch den ersten Grad, den eines Professen, ertheilte.

Von dem hohen Zwecke seines Ordens durchaus nicht durchdrungen, und zwar um so weniger, je tiefer er in das verworren scheinende, doch

innerlich höchst geordnete Gewebe desselben schaute, wußte er doch mit großer Salbung darüber zu sprechen, und wie er gar nicht an Tugend und Edelmuth oder Religion und die Würde derselben glaubte, vermochte er desto leichter über all dieses mit einer außerordentlichen Gewandtheit zu schwazzen, Gründe und Scheingründe aus dem Schatze seiner Dialektik heraufzuholen, um zu überzeugen oder wenigstens zu überreden! Er sah das Streben nach der Weltherrschaft, welches er als das einzige Ziel seines Ordens erkannt, als die einzige große Idee an, welche in der menschlichen Brust sich regt, und für diese that er alles, was er that, und scheute sich nicht, zu unternehmen, was es auch seyn mochte.

Dieser Mann mußte Antonia zu einem Engel erziehen, um durch diesen Engel, welcher ihn endlich an Tugend glauben lehrte, bestraft zu werden für alle Frevel, welche er an der menschlichen Gesellschaft begangen.

Er liebte sie mit einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft, und war gezwungen, selbst sie einem Andern zuzuführen. Daß sie nicht zur Gattin des Prinzen bestimmt war, sondern zu seiner Geliebten, machte ihm weiter keinen größern Kummer; wenn er sie verlor, was lag ihm daran, ob

sie verloren war. Allein, daß sie nicht sein werden konnte, nagte wie ein giftiger Wurm an seinem Herzen.

Es ist eine längst gemachte und längst bestätigte Beobachtung, daß die Liebe den Menschen veredelt. Es gibt ganz verworfene weibliche Geschöpfe, welche durch die Liebe zu einem edlen Manne zur Tugend zurückgeführt worden sind; es gibt, obwohl seltener, Männer, welche jede Thorheit und jede Ausschweifung sich erlaubt, ja welche endlich in Laster und Verbrechen versunken sind, und welche, nun ergriffen von der höchsten Göttermacht, von der Alles besiegenden Liebe, urplötzlich ihren bösen Wandel änderten, sich besserten und des Gegenstandes ihrer Liebe, wenn auch nicht würdig, so doch wenigstens würdiger wurden. Aber wehe den Armen, wenn das Glück ihnen nicht wohl will, wenn ihre Liebe nicht erwiedert wird oder das Schicksal sich ihren Wünschen entgegenstellt. Je höher sie sich erhoben hatten aus dem Schlamm der Sünde, desto tiefer ist dann ihr Sturz, rettungslos sind sie verloren, sie gehen unter.

So auch hier. Landriotti hatte kein gutes Herz, all seine edlen Empfindungen waren nur Worte, Heuchelei; er war frivol mit dem Leicht-

sinnigen, er philosophirte mit dem Schwärmer; er war ein Atheist oder ein Pietist, darnach er es gerade brauchte; und konnte er durch ein Verbrechen irgend etwas ihm oder seinem Orden Wünschenswerthes erreichen, so kam es ihm auf eins mehr oder weniger nicht an.

Antonia hatte ihn veredelt. Des Kindes Liebe hatte ihn gefreut; der Freude war sein Herz noch nicht abgestorben, also war auch noch nicht alles Gute in ihm erstickt, — der ganz Schlechte kennt nur Vergnügen und Unterhaltung, und wenn er vornehm ist, Plaisir. Er hatte Niemand auf der Welt, der ihm angehörte — dies Kind gehörte ihm, er war sein zweiter Vater, er hatte ihm nicht das Leben gegeben, wohl aber dasselbe erhalten; der Keim des Edlen, der in dem lieben Mädchen lag, ward durch ihn und die edle Frau, durch die jungfräuliche Gattin des Herzogs von Richmont, erweckt und zur schönsten Blüthe gebracht; Leontine starb und hinterließ ihm die Sorge, jene Blüthe zur Frucht zu bringen und ihrer zu pflegen.

Da erwachte die Liebe zum ersten Mal in seiner schuldbeladenen Brust, wie sie in der unschuldigen des holden Kindes zu dem Retter, zu dem Lehrer erwachte. Und mit jeder Lehre, welche

er ihrem weichen Gemüthe einprägte, fühlte er den Sinn der Tugend, der Reinheit, der Wahrheit mehr und mehr, und in ihm blieb von jeder Lehre etwas zurück, bis er sich selbst umgewandelt fühlte, bis er begann, mit Schrecken auf die entflohene Zeit zurück zu schauen, bis er empfand, wie tief er gesunken sey, bis er empfand, es gäbe etwas Höheres, Edleres auf Erden, als den Genuß!

Mit jeder Tugend, die er nun sorgsam entwickelte in des zarten Mädchens Herzen, lernte er mehr ihren Werth kennen, lernte er sie mehr und inniger lieben; die Eisrinde, welche ihn umpanzert hatte, war von dem Pfeil des mächtigen Gottes gesprengt und schmolz bald ganz an der Sonne der Leidenschaft.

Wohl stieg oft in ihm der Gedanke auf, er pflege diese Blume nicht für sich, allein schon so viel besser war er geworden, daß er sich sagte: So will ich mich an ihrem Anblick freuen, so lange sie mein ist. Hier hatte er sich verkannt, hier hatte er seine Kräfte überschätzt. So lange er in ihrer Nähe war, keimte — durch ihre Reinheit war jede unlautere Begier unterdrückt — keimte kein Wunsch nach einem höhern Glück in ihm auf — da trat der fürchterliche Augenblick

ein, in welchem der Orden das ihm anvertraute Pfand zurückforderte.

Wir haben seinen Kampf gesehen, Plan auf Plan kreuzte in seinem Gehirn, alle wurden wieder verworfen; der Entschluß, sie aufzugeben, weil er mußte, war das Resultat seines Nachdenkens, aber mit der Gewißheit ihres Verlustes war auch der gute Engel, der ihn bisher über dem Abgrund schwebend gehalten hatte, von ihm gewichen; er stürzte hinab in den Pfuhl der Verdammniß und ward ein Engel der Finsterniß!

Ein solcher erschien er der edlen Dame, welche Antonia's Mutter war. Nicht schonend, wie er Antonien geschrieben, damit sie nicht irre werde an seinem Werth, — ein höhnischer Teufel trat er vor sie. Er brauchte sich nicht zu verstellen, das unglückliche Opfer einer schwachen Stunde war ja in seine Gewalt gegeben, wozu noch eine Maske? Er ließ dieselbe fallen. Alle Kränkung, die er ersinnen konnte, häufte er auf das Haupt, auf das Herz der unglücklichen Mutter. Jedes Wort war ein Dolchstich, langsam in die Wunde gedrückt und nochmals in dieselbe blutende Wunde gedrückt. Mit dämonischer Lust quälte er sein armes Schlachtopfer und schien sich an seinen Zuckungen zu laben, schien nach seinem

Blut zu lechzen. Drohung folgte auf Drohung; ihre jungfräuliche Ehre, ihre ganze bürgerliche Existenz, die Ehre ihrer Familie standen in seiner Hand. Dies ließ er sie fühlen und zehnmal wieder fühlen, bevor er herausrückte mit seinem Plane.

Er hatte eine gute Schule gemacht. So geängstigt war das arme Weib, daß, was vielleicht auf keine andere Art ihm gelungen, jetzt leicht ward. Alle Todesqualen hatte sie ausgestanden, ihre ganze Kraft so aufgerieben, daß sie kaum mehr recht Besinnung, daß sie keine Ueberlegung mehr für das hatte, was sie that. Seine Drohungen, sie und ihre ganze Familie in Schande und Verderben zu stürzen, wenn sie nicht seinen Willen vollbringe, hatte sie auf das Gräßlichste gespannt, so daß ihr der Religions- oder doch eigentlich nur der Confessionswechsel als etwas Unbedeutendes erschien, und sie, als er seine Bedingung nannte, nach stundenlanger Todesfurcht zum erstenmale wieder aufathmen konnte.

Nur nach und nach besann sie sich auf das Wichtige, Tieferliegende der Forderung. Von einem strengen, orthodox-lutherischen Hofe in Grundsätzen erzogen, welche den Katholicismus perhorrescirten, ward ihr wohl klar, daß durch Erfül-

lung seiner Forderung sie für sich gar keinen Vortheil erringe, daß durch Aufdeckung ihrer Schande, wie durch Apostasie ihre äußeren Verhältnisse einen Stoß erhalten müßten, welche sie für die ganze Dauer ihres Lebens schwankend erhielten; allein sie fühlte, es sey dem Fürstenhause weniger schmählich, eine Abtrünnige, als eine Entehrte unter seinen Gliedern zu zählen — und die Geliebte eines Franzosen! fügte Landriotti teuflisch lachend hinzu.

Ein klagender Schmerzensblick zum Himmel, ein Blick, der jede andere Brust, als die hohle steinerne, erschüttert hätte, war ihre Antwort auf den hämischen Vorwurf. Doch auch er blieb nicht ohne Wirkung, und nach einer bang durchwachten Nacht gab sie ihr Fürstenwort, bald, binnen Jahresfrist spätestens, ihren Glauben öffentlich zu wechseln.

An dem Gleich lag ihm wenig; wenn es nur geschah, so geschah es immer zeitig genug; um das Beispiel überhaupt war es zu thun. Nur erinnerte er sie, daß sie aus ihrem Vorsatz kein Geheimniß machen solle; daß sie sich den Katholiken in ihrem Lande geneigt zeigen, ihren Lehrsätzen Beifall schenken, endlich äußern müsse, wie die katholische Religion doch die bessere sey; wie

sie sich zu ihr gezogen fühle; wie sie nach Rom gehen wolle, um dort die ganze Pracht und Herrlichkeit des altchristlichen Ritus kennen zu lernen; wie sie denn auch wirklich dahin zu gehen, aber wohl sich zu hüten habe, daß man sie nicht von ihrem Vorsatz ablenke, weil sonst alles das eintreten würde, womit er sie bedrohet.

Zum Lohn für dieses Opfer versprach er ihr dann, in Venedig ihre Tochter zu ihr zu führen. Er schilderte mit all seiner hinreißenden Beredsamkeit die Schönheit, die Tugend, den reinen, edlen Sinn des Mädchens und sagte, daß auch sie Katholikin aus Ueberzeugung sey. Balsam goß dieses in die Wunde, welche er mit der Nachricht nicht heilen, sondern erweitern wollte; er dachte, es würde sie schmerzen, auch das Kind ihrer Jugendliebe, ihrer ersten und einzigen zärtlichen Neigung, verloren zu wissen. Allein sie war zu sehr an Nachdenken gewöhnt, als daß sie die schroffen, zurückstoßenden Ideen von Verdammniß, welche des Andersdenkenden wartet, hätte theilen sollen mit denen, die sie umgaben. Für diese war Katholik seyn und der Hölle verfallen seyn, gleichbedeutend; sie fühlte, daß, wenn ihre Tochter tugendhaft, rein und edel sey, auch Katholiken gut seyn könnten, und es warf einen

Schimmer von Freude in die umnachtete Brust, wenn sie sich durch ihren Uebertritt die Möglichkeit herbeigeführt dachte, jenseits sie zu finden, ihr ganz und ohne Trennung anzugehören, sie, um derentwillen sie schon so viel gelitten und die sie nur immer mehr liebte, je mehr sie um ihretwillen litt.

Sie erfüllte bald Landriotti's Wunsch, ihre Hinneigung zum Katholicismus zu zeigen, und er reiste alsdann nach Stuttgart, um zu sehen, wie dort die Geschäfte standen.

III.

Bis zur Unkenntlichkeit verstellt, trat er daselbst auf und kam gerade zu rechter Zeit, um des wackern Baron Forstner Fall zu sehen.

Der Herzog war gänzlich in die Gewalt seiner Favoritin gekommen. Oft mochte er den lästigen Zwang fühlen, allein er hatte keinen Muth, denselben abzuschütteln. Die unglückliche Herzogin, von ihrem Plagegeist gequält, sollte durchaus das Schloß verlassen, wogegen sie sich standhaft setzte. Wie bereits bemerkt, wurde nun Ludwigsburg

angelegt und bald zur neuen Residenz eingerichtet, wodurch die alte ganz verödet wurde und beinahe zu einem Landstädtchen herabsank. Baron Forstner hatte die Leitung des neuen Baues, und die Landverderberin, der nichts, was er that, schnell genug ging, hetzte immerfort den Fürsten gegen ihn auf, so daß dieser auf den einzigen treuen Freund, den er noch besaß, böse ward und ihn öfters anließ. Wiederholt so beleidigt forderte er endlich seinen Abschied, welcher indeß eben so wiederholt abgeschlagen wurde; ja als er seine Bitte nicht zurücknahm, ward ihm unter der Hand gesagt, falls er auf seiner Entlassung beharre, welche Aufsehen machen müsse, so würde man ihn Bekanntschaft mit der Festung Hohentwiel machen lassen.

Unter so bewandten Umständen mußte Forstner abstehen von seinem Wunsche und eine gelegene Zeit, seiner Freiheit auf andere Art wieder mächtig zu werden, abwarten. Unterdessen führte die Gräfin Würben ihr Erpressungssystem auf eine bewunderungswürdige Weise durch; das Land ward endlich von diesem Blutegel so ausgesogen, daß es gar nichts mehr besaß, ja daß der Herzog, einst von Neuem um Geschenke angegangen, mit Thränen in den Augen sagte, er wisse nichts

mehr aufzutreiben, er gäbe ihr ja alles, was irgend zu bekommen sey *).

Nun konnte und wollte Forstner nicht mehr länger bleiben; der Jammer des Landes zerriß des edlen Mannes Herz. Während die Gräfin und ihr Anhang in Geld schwammen, im Ueberfluß sich badeten, weinten die Handwerker, welche für sie und den Herzog Ludwigsburg erbaut hatten, um Brod, und waren dem Hunger und der erbärmlichsten Nacktheit preis gegeben.

Als der Herzog auf der Auerhahn-Palz war, sein ganzes Gefolge mit ihm, bat er denselben von Ludwigsburg aus in einem Briefe um Urlaub auf einige Zeit, weil er in Straßburg wichtige Geschäfte habe. Der Herzog ertheilte ihm denselben und von dort schrieb er folgendes Memorial an ihn:

„Gnädigster Herr.

„Ich habe Eurer Hoheit so viel Beweise meiner Anhänglichkeit gegeben, daß Dieselben an meiner Treue und meinem Eifer nicht mehr zweifeln können. In dieser Betrachtung halte ich mich verpflichtet, Denselben ein Geheimniß zu enthüllen, was ich schon zu lange auf dem Her-

*) Pfaff Geschichte Würtembergs. II. Seite 310.

„zen trage. Euer Hoheit werden sich erinnern,
„daß ich schon vor einem halben Jahre um mei-
„nen Abschied bat. Ich wollte damals einen si-
„chern Zufluchts-Ort gegen die Verfolgungen der
„Gräfin Würben suchen für den Fall, daß sie er-
„fahren sollte, was ich jetzt Euer Hoheit zu sa-
„gen im Begriff bin. Euer Hoheit werden mir
„nicht verbergen wollen, daß Frau von Würben
„so viel Macht und Gewalt über den Geist Euer
„Hoheit gewonnen hat, daß sie es ist, welche
„Alles lenkt und leitet, und daß sie sich in Ange-
„legenheiten von der höchsten Wichtigkeit mischt,
„zum großen Nachtheil gegen den Ruf Eurer Ho-
„heit und folglich zum großen Schmerz Ihrer
„treuen Freunde und Unterthanen.“

„Diese Frau hat aus Ihrem Hofe ein Ren-
„dezvous ihrer Familie und einen Zufluchtsort
„alles möglichen Gesindels gemacht, während sie
„alle diejenigen, welche ihr irgend verdächtig wa-
„ren, und welche nicht ihr selbst ihr Glück ver-
„dankten, verbannt hat. Ihr Bruder, der Graf
„Gräfenitz, ist ein Mensch, der weder Latein, noch
„Französisch und selbst Deutsch nur nothdürftig
„versteht; eigennützig, unwissend und prahlend, ist
„er ohne alles Verdienst, unvermögend, den Rang
„und die Stellung zu behaupten, welche ihm an-

„gewiesen ist. Herr von Reischach ist sehr von „seinem Verdienste eingenommen; dieses erstreckt „sich jedoch nicht weiter, als auf einige wenige „Kenntniß von dem Civilrecht. Er hat Euer „Durchlaucht auf dem Landtage zu Ulm und in „den Angelegenheiten des schwäbischen Kreises so „schlecht gedient, daß Sie selbst ihn nicht nur sei„nes Dienstes in dem Departement, dem er vor„stand, enthoben, sondern ihm auch auf's strengste „alle Ausübung der Functionen seines Amtes ha„ben untersagen lassen. Er hat so viel Geld zu„sammengerafft, daß er jetzt keines andern, als „seiner Börse bedarf. Er ist's, der all die ver„derblichen Rathschläge gegen Eure Hoheit ge„schmiedet hat, durch welche die Neigung zu dem „Fräulein von Gräfenitz erweckt wurde, was end„lich jenen öffentlichen reuigen Rückschritt, der so „viel Aufsehen in der Welt gemacht, zur Folge „hatte."

„Herr von Siltmann, dieser bürgerliche Adelige, „dieser ehemalige Stallmeister des Grafen von „Wartenberg, hat kein anderes Verdienst, als daß „er sich mit der ältesten Schwester der Frau von „Würben verheirathet hat. Bereits sind seine „Sachen so geordnet, daß Ihr ganzes Land noch „darüber murrt. Er vermochte es in Folge jener

„berühmten Untersuchungscommission über den „Finanzzustand der Gemeinden, welche mehr Louis„d'ors für die Commissarien, als Pfennige für die „Finanzkasse Eurer Hoheit eingetragen hat."

„Herr Baron von Thungen, Präsident des „Finanzdepartements, aus der Fabrik des Herrn „von Schütz, ehemals sein Amtmann, hat nie„mals etwas anderes thun können, als durch Euer „Hoheit wirksame Dazwischenkunft einen Prozeß „zu gewinnen. Er hat das ganze Finanzwesen „in Verwirrung gebracht und läßt Niemanden „bezahlen, der nicht von der Familie oder dem „Anhang der Madame ist."

„Herr von Boldewein, von der Leibgarde, „und aus einem Hauptmann Präsident des Kriegs„raths geworden, und zwar nur durch den Kanal „der jüngern Schwester der Madame, welche er „geheirathet, hat nicht einmal gesunden Menschen„verstand, wenig Gedächtniß, sehr viel Einbildung „und eben so viel Geiz."

„Herr von Schütz ist bekannt als ein listiger, „betrügerischer und eigennütziger Mensch, welchen „Herr von Reischach öffentlich unwürdig des Ti„tels eines Ministers, ja selbst dessen eines honet„ten Menschen, erklärt hat. Er weiß Euer Ho„heit, so wie die Gräfin Würben, dreist zu betrügen.

„Der Herr Sch— ist der größte Dummkopf „und der ausgezeichnetste Pinsel, den man finden „kann; aber er ist Stiefbruder des Herrn Schütz, „welcher jetzt der Allmächtige ist, und das ist ge„nug. Er fischt mit den Andern im trüben Was„ser; die Fama sagt sogar, daß er noch wo an„ders gefischt und daß Madame den Angelhaken „verschluckt habe vor dem Abenteuer, welches er „während des letzten Carnevals hatte und wo er „ein anderes Thier als einen Fisch gefangen hat.“

„Herr Pfau, Secretair in Staats- und aus„wärtigen Angelegenheiten, weiß nicht nur einen „Brief zu schreiben, er versteht sich auch auf's „Geigen!“

„Sein Bruder, der Hofrath, ist eine wahre „Retourkutsche für alle wichtigen Angelegenheiten, „so faul wie er arrogant ist! Hat er nicht die „Unverschämtheit gehabt, den Platz der jungen „Gräfin Gräfenitz beim Spiel einzunehmen, wäh„rend Euer Hoheit sich stehend am Kamin un„terhielten? Er bezahlt Niemand und hat die „Rechnung über mehr als 400,000 Livres nicht „abgelegt, trotz Ihrer Befehle und meiner An„mahnungen. Meine Autorität vermochte nicht, „ihn zur Befolgung der Befehle zu bringen, welche „Euer Hoheit eigenhändig gegeben haben.“

„Der Controleur Weißensee thut dasselbe. Er „läßt seine Rechnungen, seit mehreren Jahren schon „im Rückstand, nicht durchsehen, weil er das Glück „hat, von Euer Hoheit gehört zu werden, und „weil er von Madame gehalten wird, deren Spion „und getreuer Spürhund er ist.“

„Herr Schütz, des Vorhingenannten Bruder, „hat sich zuerst durch das barbarische und unge„rechte Verfahren gegen den armen Juden Levi „bemerkbar gemacht. Dies, gnädigster Herr, sind „die erleuchteten Minister und Räthe, welche Ma„dame an die Stelle derjenigen gesetzt, die zu ent„fernen sie die Vorsicht hatte. Diese Menschen, „anstatt die Angelegenheiten des Hofes und der „Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, wissen „nichts, als sie noch mehr zu verwirren und sich „durch Plünderung der Armen, der Waisen und „des ganzen Landes zu bereichern. Madame ist „der Präsident, welcher nimmt und von allen Sei„ten zusammenrafft, was sie bekommen kann, und „den Anderen die Knochen zum Abnagen überläßt. „Diese Dame ist so geizig, wie genußsüchtig und „verliebt, wovon der Prinz von Zollern Sie über„führen könnte, wenn er Euer Hoheit genug „liebte, um Denenselben dies Opfer zu bringen. „Wenigstens wird er eine Menge Briefe, welche

„er mir über diesen Gegenstand geschrieben, nicht „ableugnen können. Ich nebst drei Anderen habe „ihn aus dem Schlafzimmer der Madame in ei„nem Aufzuge kommen gesehen, der erröthen macht. „Ich darf ohne Prahlerei sagen, daß es nur an „mir gelegen hat, Euer Hoheit zu betrügen und „glücklich zu seyn, oder mich wenigstens der Dame „angenehm zu machen. Doch, von Achtung ge„gen Euer Hoheit durchdrungen, habe ich dieses „Stück für zu sehr privilegirt gehalten, um das„selbe zu berühren.“

„Wenn wir den Verstand dieser Dame ergrün„den und ihren Körper untersuchen wollen, was „würden wir an einem wie an dem andern aus„zusetzen finden? Kann man sagen, daß sie Geist „hat? und wenn sie welchen besitzt, so wendet „sie ihn nur auf eine schändliche Knauserei an, „welche Euer Hoheit Vermögensumstände zerrüt„tet, während sie die ihrigen dadurch hebt. Sie „macht bedeutende Sendungen außer Landes, nach „Venedig, Genf, Hamburg und anderen Wechsel„plätzen, um irgendwann einmal durch einen un„vorhergesehenen Rückzug ihr Glück zu machen, — „während sie in Paris den Erbprinzen darben „läßt — wovon ich täglich Zeuge bin —, ohne „ihn durch ihren Kredit zu unterstützen. Und

„wie kann sie Euer Hoheit zuweilen das Noth-
„dürftigste entbehren sehen, während sie ihre Kof-
„fer mit Wechseln und Juwelen füllt! Sie läßt
„an Frankfurter Juden die Wäsche und Kleider
„Euer Hoheit verhandeln, indessen in ihren
„Schränken ihre Schuhe lieber vermodern, als daß
„sie dieselben ihren Kammerfrauen gibt.“

„Ist es denn ruhmvoll für einen Prinzen, sich
„von einem Weibe lenken zu lassen? Was sagen
„hierüber nicht alle diejenigen, welche in Stutt-
„gart gewesen? Sie wird dick und widerwär-
„tig, klagt immerfort, hat immerfort ein Lave-
„ment im Schooß, wird von Tage zu Tage trä-
„ger, ist immer bedeckt und getüncht mit Bleiweiß,
„welches ihr die Augen geröthet und die Zähne
„verderbt hat, wie ihr stark riechender Athem ein
„sicherer Zeuge ist für alle, welche in ihre Nähe
„kamen. Ihr Lachen ist erzwungen, ihre Beine
„sind krumm, und Zeichen einer ekelhaften Krank-
„heit geben sich kund. Immer ist sie mürrisch,
„eifersüchtig, auffahrend, voll Verdacht — etwas,
„das Euer Hoheit selbst in jedem Augenblick eine
„neue Ursache des Kummers und der Klagen wird.
„War ich nicht täglich Zeuge davon, ich, der ich
„voll der innigsten Theilnahme die Leiden Eurer
„Hoheit trug? Sie liebt nur noch das Spiel des

„Gewinns wegen und erklärt sich als Feindin
„aller andern Vergnügungen. Sie ist verläum-
„derisch und übelwollend. Sie ist höchst auf-
„merksam auf alle Klatschereien und Zwischen-
„trägereien. Das Uebelste ist, daß sie Euer Ho-
„heit selbst verachtet und sich nicht scheut, über
„Ihre Leidenschaft und die Geheimnisse Ihrer
„Liebe kleine satyrische Erzählungen zu schmie-
„den. Sie behandelt Euer Hoheit als einen
„guten, nachsichtigen Mann von wenig Verstand
„und leicht zu lenken, und läßt es häufig an
„der gehörigen Rücksicht und Achtung gegen Euer
„Hoheit fehlen. Wie viele von Ihrer eigenen
„Hand unterzeichnete Befehle hat sie nicht zer-
„rissen, oder ihre Vollziehung gehindert, worüber
„ich authentische Beweise geben kann! Jeder
„Ihrer Schritte wird ausspionirt. Sie ist am
„Hofe Eurer Hoheit wie eine Schlange, welche
„Ihre Liebe im Busen erwärmt, auf daß sie Ih-
„nen schade, Ihnen Uebles zufüge."

„Ist es denn möglich, gnädiger Herr, daß Sie
„mit einem günstigen Auge diejenige betrachten,
„welche alle diese Fehler hat? Ihre Liebe über-
„steigt die natürliche Leidenschaft. Es scheint
„mir unbegreiflich, daß man liebt, was nicht
„liebenswürdig ist, das fürchtet, was so ganz

„und gar nicht zu fürchten ist. Bringen Sie,
„gnädiger Herr, dieselbe irgendwo in Sicherheit,
„und machen Sie es wie andere Fürsten, welche
„ihren Geschmack und ihre Neigung ändern, wenn
„der geliebte Gegenstand seine Schönheit und
„seine Reize verliert. — O möchte Euer Hoheit
„sich doch die Augen entsiegeln lassen! Machen
„Sie einen Versuch, betrachten Sie das Weib
„ein einzig Mal mit vorurtheilsfreien, mit gleich-
„gültigen Blicken, welche ihren Körper, so wie
„ihre Seele prüfen — o welche Verunstaltungen
„werden Euer Hoheit an beiden finden! — und
„wenn Dieselben alsdann nicht mit mir überein-
„stimmen, so muß die Natur selbst ihre Natur
„geändert haben.

„Versichern Sie sich, gnädigster Herr, ihrer
„Person, ahmen Sie die großen Herren nach,
„bemächtigen Sie sich ihrer Papiere, und plötz-
„lich werden Euer Hoheit genug finden, um Ihre
„Finanzen wieder völlig zu ordnen. Sie werden
„den süßen Namen eines Vaters des Vater-
„landes wieder gewinnen, Jedermann wird Sie
„darum preisen, und der Ruhm, den Euer Ho-
„heit sich so im Frieden wie im Kriege erworben,
„wird wieder durch die Welt tönen. Ihre Un-
„terthanen werden Sie anbeten, der Ueberfluß

„wird zurückkehren, Gerechtigkeit und Friede wird „wieder erscheinen, und der Himmel selbst wird „die dunkeln Wolken zerstreuen, welche sich — „ein Unwetter, das sich über Ihrem Haupte ent„laden soll — drohend gesammelt haben.“

„Wir Menschen sind alle sterblich. Der Tod „sich Ihnen nahend, wird das Gewissen auf„wecken und Sie an die Posaune des Weltge„richts erinnern. Die Reue folgt den Tagen „der Sünde. Das Alter rückt heran, die Hülfs„mittel vermindern sich, das Elend wird sich „vermehren; die Vergnügungen werden bald „nicht mehr genügen, oder vielmehr, wir finden „uns unempfänglich dafür. Euer Hoheit allein „wird zu bedauern seyn, wenn alles Andere sich „wohl befindet; dann werden Sie den Preis und „die Seltenheit guten treuen Rathes erkennen, „aber zu spät, um demselben zu folgen.“

„Um der Liebe zu Gott und im Namen des „Erlösers, und um des eigenen Wohls Eurer „Hoheit willen bitte ich, den Gegenstand, über „welchen ich bisher geschrieben, so reiflich zu über„legen, als es die Wichtigkeit desselben fordert. „Möchten Sie sich des blühenden Zustandes Ihrer „Staaten in dem ich sie vor der Ankunft dieses „abscheulichen Weibes gekannt, erinnern; möchten

„Sie die Augen dann auf den Zustand werfen,
„in welchem Sie sich gegenwärtig befinden, und
„dann die traurigen Folgen betrachten, in welche
„all diese Begebenheiten dieselben führen können;
„möchten Sie doch durch die ganze Welt fragen
„können, ob ein einziger vernünftiger und vorur-
„theilsfreier Mensch anders denken und sprechen
„wird, wie ich! Möchten Sie bedenken, daß ich
„mein Glück, meinen Wohlstand und die Gnade
„Eurer Hoheit wage, um Sie aus der entsetz-
„lichen Lage, um Sie aus dem Labyrinth zu
„ziehen, in welchem Sie sich befinden, — ja ich
„opfere meine ganze Familie der Wuth und der
„Rachsucht jener Frau, wenn Euer Hoheit die
„Grausamkeit haben, ihr das Geheimniß zu
„enthüllen.“

„Ich bitte Gott aus dem tiefsten Herzen,
„daß er in dem Ihrigen die Stimme meines
„Flehens und meiner Gelübde wiedertönen lasse;
„aber wenn Euer Hoheit unerbittlich und un-
„beugsam sind, wenn Sie nicht mehr die Fähig-
„keit haben, mich zu hören und sich selbst zu
„verstehen, und wenn Ihre Ungnade die Folge
„der guten Dienste ist, welche ich Ihnen zu lei-
„sten unternehme, so werde ich hier oder an-
„derwärts das Ende Ihres Unglücks und meiner

„traurigen Lage erwarten, — ich werde dann „in irgend einem Winkel der Erde fern von den „Menschen Ihren Verlust betrauern und im Gram „sterben ꝛc*)."

IV.

Das Unwetter über die Favoritin zog auf, als Landriotti nach Stuttgart kam; allein sie war noch nicht reif — es entlud sich.

Der Herzog trug Forstner's Brief drei Tage lang in seiner Tasche umher. An der düstern Stimmung, in welche derselbe ihn versetzte, mußte die Gräfin Würben bemerken, daß irgend eine verderbenschwangere Wolke ihr drohe, und sie wollte versuchen, dieselbe unschädlich zu machen. Bald war des Herzogs Festigkeit durch ihr Bitten erschüttert, er vergaß der vier und zwanzigjährigen treuen Dienste Forstner's — er zeigte ihr den Brief.

Welchen Eindruck derselbe auf die Gräfin und

*) Der Brief, wie er sich in den Papieren des Grafen Orlow fand, ist eine treue Uebersetzung des Briefs Forstner's an den Herzog. Ich verglich denselben mit seiner *Apologie* — par laquelle il fait voir au public les fausses accusations de ses ennemies etc.

auf alle die Betheiligten machte, ist nicht zu beschreiben. Am tiefsten ergrimmte sie über die Ohnmacht ihres Zornes, denn sie konnte des Schreibers nicht habhaft werden. Forstner, welcher keine Antwort erhielt, schrieb noch einmal an den Herzog, bat darauf, da er merkte, daß er in Ungnade gefallen, und daß ein böses Weib in einem Augenblick das Band zerrissen, was den Fürsten und ihn seit ihrer Kindheit schon umschlungen, um seinen Abschied, und da er auch hierauf keine Erwiederung erhielt, so glaubte er denselben ertheilt. Von Freunden ward er unterrichtet, daß man ihm nicht nur seinen Gehalt entzogen, sonauch das Rückständige nicht auszahlen wolle.

Forstner schrieb nun nach Wien, um sicheres Geleit bittend, damit er von dort aus seine Rechtsangelegenheiten vor dem Reichsgericht gegen die Würben betreiben könne. Doch während dessen kam der Geheimschreiber Pfau nach Paris und betrieb seine Sache schneller, als man zu Wien es that, von wo Forstner in zwei Monaten keinen Bescheid erhielt. Der Baron ward auf Pfau's Requisition arretirt, doch nicht ausgeliefert. Nach dessen Abreise aber ward er, am fünf und zwanzigsten Tage nach seiner Gefangensetzung, wieder freigelassen. Unterdessen hörte er

von Stuttgart aus, daß man criminell gegen ihn verfahre. Von Baireuth ward ein Advokat, Namens Dietrich, verschrieben, welcher sein Ankläger und sein Richter ward, und welcher ihn zum Verluste des Kopfes verurtheilte, oder, falls er nicht erscheine, sein Bildniß zum Galgen verdammte.

Die Anklagepunkte gegen ihn waren folgende:

„1. habe er den Hof heimlicher Weise als Deserteur verlassen," welches nicht wahr, da er mit Erlaubniß des Herzogs nach Straßburg gereist war.

„2. habe er ein Majestätsverbrechen begangen „und die Staaten des Fürsten in Rebellionszu„stand versetzt." Das Erste bestand in einigen Stellen des Briefes, das Andere war auf keine Weise zu belegen.

„3. habe er gestohlen, des Herzogs Privatkasse „angegriffen!" Da er niemals mit irgend einer Kasse zu thun gehabt, zerfiel auch dieser Punkt in sich selbst.

„4. solle er ein Ehebrecher seyn." Forstner antwortete späterhin auf diesen Punkt, das sey ein Verbrechen, welches durch das Beispiel der Gräfin sehr gehoben worden wäre.

„5. solle er haben vergiften wollen —" wen? wurde nicht angeführt.

„6. habe er infamirende Pasquille geschrieben.“ Waren denn doch nur solche, welche die ganze Welt wußte.

„7. solle er ein Kirchenschänder und Gotteslästerer seyn.“

Forstner, dem dies nur privatim hinterbracht wurde, der nie eine Anklage erhalten hatte, um sich dagegen zu vertheidigen, der nie eine Citation bekam, war anfänglich empört über die Schändlichkeit des Verfahrens. Nach einiger Ueberlegung schrieb er noch folgende Briefe — den ersten an den Herzog:

„Gnädiger Herr.

„Ich vernahm aus guter Quelle, daß man „gegen mich einen Criminalprozeß anhängig ge„macht hat, in welchem man mich als einen Gift„mischer, Dieb, Pasquillanten und Verräther an „Euer Hoheit angreift. Alles das sind baare Ver„leumdungen, auf Gerüchte gegründet, welche meine „Feinde veranlaßt haben, und ich nehme Gott „zum Zeugen meiner Unschuld. Ich erkläre Euer „Hoheit, daß ich mich darüber auf das Lebhafteste „vor dem höchsten kaiserlichen Tribunal beschwe„ren werde. Obgleich ich mich durch gewisse Rück„sichten bis jetzt davon habe zurückhalten lassen, „so ist doch meine Ehre auf zu grausame Weise

„angegriffen, als daß ich sie nicht durch eine auf-
„fallende öffentliche Genugthuung wiederherstellen
„müßte. Ich hoffe dieses von der Gerechtigkeit
„des Kaisers, welcher der einzige Richter zwischen
„den Fürsten und dem Adel ist. Ich habe nie in
„Ehrfurcht und Treue gegen Euer Hoheit gefehlt,
„und frage Sie selbst, an wen ich Sie denn hätte
„verrathen und verkaufen sollen? Ich muß einen
„Fürsten bedauern, der Befehle unterzeichnet, ohne
„ihre oft traurigen Folgen zu untersuchen. Die-
„ser Prozeß, der gegen mich angehängt ist, wird
„mehr Lärm machen, als mir Uebels zufügen,
„und wenn ich im Bilde gehangen werden soll,
„so wird das große Ordensband, welches man
„mir nicht rauben kann, ohne die größte Unge-
„rechtigkeit zu begehen, mir eine würdige Zierde
„erscheinen."

„Ich werde indeß stets mit Achtung verharren
„als Euer Hoheit gehorsamer Diener."

Ueberdies verbreitete Forstner durch ganz Stuttgart Abschriften der nachstehenden Briefe:

I.

„Ich erkläre alle Minister und Räthe des Ho-
„fes von Würtemberg, welche sich in dem Crimi-
„nalprozeß gegen mich haben brauchen lassen, für

„die infamsten und abscheulichsten Schurken, bis „sie das beweisen, dessen sie mich anklagen.“

II.

An die Gräfin Würben.

„Ich weiß, daß aus Liebe für Sie die Gerech„tigkeit zu Stuttgart ungerecht gegen mich ver„fährt, und daß Sie, blind wie sie war, dieselbe „noch verstümmelt haben. Sie wollen mich im „Bilde hängen lassen — wohl — Sie vermögen „das, ich aber werde Repressalien gebrauchen und „dasselbe gegen Sie auf Damberg thun, welche „Herrschaft mir seit dem Tode meines Bruders „angehört. Das werden die beiden herrlichsten „Bilder seyn, welche in diesem Jahre hängen.“

Dies alles machte natürlich nur Uebel ärger. Das Urtheil ward gefällt und vollzogen. Alle Schriften, welche von Forstner herrührten, wurden durch die Hand des Henkers verbrannt, und Wilhelmine erkannte in diesem mit Entsetzen dieselbe Teufelsfratze, welche ihr nur zu wohl bekannt war und welche sie seit zwölf Jahren nicht mehr gesehen — welche nun um so unerwarteter und gräßlicher vor ihr stand.

Nachdem dieses geschehen, schritt der Scharfrichter zur Infamirung des Bildes, welches so-

dann unter Läutung des Armensünderglöckleins an den Galgen geschlagen ward, wie man nur mit dem niedrigsten Verbrecher verfährt.

Landriotti sah aus all diesem, wie befestigt und begründet die Macht der Gräfenitz'schen Partei am Hofe war. Es fiel ihm daher gar nicht ein, das Weib, welches solchen Anklagen Widerstand leistete, noch einmal stürzen zu wollen, im Gegentheil war es ihm lieb zu sehen, daß des Herzogs ganzes Land in einen Zustand von Zerrüttung kam, welcher eine bessere und gediegenere Regierung wünschenswerth machte, als der schwächliche Kronprinz, der noch dazu von der Würden in der drückendsten und kränkendsten Abhängigkeit gehalten wurde, versprach.

Begreifen konnte er die Macht des Weibes, dessen Reize alle verschwunden waren, und die in Forstners Brief an den Herzog eine getreue Schilderung fand, — begreifen konnte er diese Macht nicht. Es schien nach gerade mehr Gewohnheit und wirkliche Schwäche bei dem Herzog geworden zu seyn, als daß man es hätte Liebe oder Anhänglichkeit nennen können. Aber so wie so wirkte sie gleich verderblich auf das Land, welches unter dieser Geißel seufzte, und doch nichts gegen sie zu thun wagte.

Günstige Empfehlungen, welche Landriotti durch seinen Orden überall und von den bedeutendsten Personen haben konnte, brachten ihn bald an den Hof. Es gewährte ihm großes Interesse, unter all den Personen, welche er so wohl gekannt, welche er zum Theil selbst hieher gebracht, unerkannt, ein völlig Fremder zu wandeln. Doch vergaß er seines Hauptzwecks nicht; er drängte sich in die Nähe der jungen Fürstin, der Gemahlin des Kronprinzen (welcher in Paris war und wegen Mangels an Geld dasselbe nicht verlassen konnte), und überzeugte sich bald, daß hier das Schicksal ihm selbst, der es leiten wollte, schon vorgearbeitet. Das Knäbchen war so schwächlich, war so in seiner ganzen körperlichen Bildung von der Natur vernachlässigt, daß es nicht lange leben konnte, daß es schwerlich das zweite Jahr erreichen mochte — er wollte seinem Leben nur ein bestimmtes Ziel stecken.

Die berüchtigte Giftmischerin Toffana, welche von den Jahren 1690 bis 1710 ihr entsetzliches Unwesen getrieben und mehrere hundert Personen durch ihre höllische Erfindung hingerichtet hatte, war endlich auf der That ertappt, gestand auf der Folter ihre Gräuelthaten sowohl, als die Mittel, deren sie sich bedient, und so kam jenes Gift,

welches unter dem Namen **Aqua Toffana** bekannt ist, zuerst in den Gebrauch der sicilianischen und italienischen Mönche, und machte nun noch weit schrecklichere Verwüstungen als früher, da nur jene eine Person sich dessen bediente. Wo ein Neffe seinen reichen Onkel beerben wollte, halfen ein paar Tröpfchen **Aqua Toffana** dazu; hatte der Herr Vormund nicht Lust, die Augen zu schließen — das Gift wiegte ihn in sanften Schlaf; konnte der Dolch der Rache seinen Gegenstand nicht erreichen — an dieser Flüssigkeit starb derselbe ohne Aufsehen.

Das Schrecklichste dabei war, daß der Tod weder die Symptome der Vergiftung zeigte, noch auch des Zergliederers Messer das **Corpus delicti** zu finden vermochte. Wahrscheinlich ist es, daß eine — allerdings ganz unbekannte — Composition, deren Hauptbestandtheil nicht Arsenik, sondern Arsenikſäure war, unter dem Namen **Aqua Toffana** solche Verheerungen anrichtete. Der Arsenik wird in dem Magen und in den nächsten Wegen des Ermordeten gefunden; um die Arsenikſäure zu entdecken, bedarf man der allerfeinsten Kunstgriffe unserer auf den höchsten Grad ausgebildeten Chemie. Natürlich war davon in früheren Zeiten gar keine Rede.

Das Gift tödtete langsam oder schnell, nach dem Grade der Stärke desselben, nach der Quantität, die man gab, nach dem Alter und Geschlecht der Person und nach der stärkern oder schwächern Leibesconstitution. Erfahrne Meister in dieser furchtbaren Kunst vermochten durch Zusammenstellung dieser Bedingungen und durch Berechnung der Verhältnisse den Tod einer Person bis auf den Tag, ja bis auf die einzelne Stunde, zu bestimmen.

Dieses Mittels wollte sich der Grieche bedienen. Dem Knaben Naschwerk spendend, gelang es ihm, jedes Stückchen Confekt mit einem Tropfen höchst verdünnten Giftes zu schwängern. Farblos, geruch- und geschmacklos, wie es erschien, durfte er keine Entdeckung befürchten, und bald sah er die Wirkung auf den zarten, schwächlichen Körper eintreten. Das Kind ward noch bleicher, als es von Natur war; die Reizbarkeit der Nerven vermehrte sich, sie ging in deutliche Spuren von Schwindsucht über; immerwährender Durst quälte das Knäbchen, wie bei dieser Krankheit solches gewöhnlich ist, und man machte sich auf den Tod des Kleinen gefaßt. Endlich wurde auch so viel Geldes aufgetrieben, um dem Vater den schwachen Trost zu gewähren, seinen Sohn noch vor

der bald zu befürchtenden Auflösung zu sehen. Der Kronprinz kam, um seine Thränen mit denen der Mutter zu mischen. Die Aerzte gaben die Hoffnung auf; obwohl das Kind noch munter genug schien, so zweifelte doch keiner an der Unmöglichkeit der Kur, weil die Abzehrung überhaupt nicht zu kuriren ist, in diesem zarten Alter aber vollends jeder Bemühung spottet.

Das Bubenstück war vollbracht, Landriotti seiner Sache und der Todesstunde gewiß; jetzt war der Zweck seiner Mission erfüllt; er ging zu einer andern Bestimmung ab, als er sich von der Unfehlbarkeit seines Mittels überzeugt hatte.

V.

Es war unterdessen der Winter herangerückt. Prinz Alexander, welcher bis dahin in Venedig sich aufgehalten, wollte die Stadt der Wunder jetzt nicht verlassen, jetzt da der Carneval ihr ein neues Leben, einen eigenthümlichen Reiz lieh. Zwar hatte ein Vorfall, der großes Aufsehen machte, ihn unangenehm berührt; allein ein neugewonnener Freund, der Cardinal Amalfi, bewog ihn, das Schaurige, das ihn aus der Luft Venedigs anzu-

wehen schien, zu überwinden, und der Bemühung des Grafen Orlow gelang es dann, den tiefen Eindruck, welchen jene Begebenheit auf ihn gemacht, so weit zu schwächen, daß er ferner sich in Venedig aufhielt.

Das Gasthaus zum Mohren war des Prinzen Wohnung, dort lebte er unter dem Namen eines Grafen von Neuffen, ohne den Aufwand machen zu dürfen, den er seinem wahren Stande schuldig war, und ohne durch diesen Rang selbst genirt zu seyn. Allein dort wurde er auch mit Manchem bekannt, dessen Bekanntschaft er lieber nicht gemacht hätte.

Unter die Männer, deren Umgang ihn anzog, gehörte der Graf Lavagna, aus einem alten genuesischen Geschlecht, seit Jahrhunderten übrigens schon in Venedig eingebürgert. Dieser führte den Prinzen von Haus zu Haus, von Cirkel zu Cirkel, und endlich auch in eine geschlossene Gesellschaft, deren Mitglied er war und welche unter dem äußern glänzenden Schimmer einer edlen, vernünftigen Geistesfreiheit die größte Zügellosigkeit der Sitten und Meinungen verbarg. Bedeutende Namen, welche an der Spitze standen — mehrere Cardinäle waren darunter —, bewogen den Prinzen, sich gleichfalls von derselben aufnehmen zu

lassen, und obwohl ihm bald der freie Ton zu frei schien, so meinte er doch, gewisse Wahrheiten der Vernunft könnten nirgends besser aufgehoben seyn, als bei solchen Personen, welche ihr Stand und ihre Würde schon verpflichte, mit Mäßigung darüber zu sprechen, und welche ihr Vortheil verpflichte, auch die Gründe der Andersdenkenden zu hören und zu prüfen.

Die Gesellschaft, in die er gerathen, war ihm um so gefährlicher, als namentlich der Theil seiner Philosophie, in welcher er am wenigsten gründlich war, die Religionsphilosophie, am heftigsten und mit den leichtfertigsten Waffen, mit denen des Spottes, angegriffen wurde. Düster waren die Ansichten gewesen, welche seine religiöse Bildung geleitet hatten. Eine finstere Schwärmerei schien Erbkrankheit in seiner Familie. Dem zu Folge waren seine Lehrer und Erzieher gewählt, entweder selbst Schwärmer, oder, was noch viel ärger ist, Heuchler! Diese hielten es für nothwendig, alle Lebhaftigkeit des raschen Knaben zu ersticken. Unumschränkter Geisteszwang schien ihnen hiezu das einzige Mittel. Daher kam es, daß ihm Gott ein strenger und strafender Gott, ein fürchterliches Schreckbild war, und seine Gottesverehrung artete in knechtisches Zittern aus, überall

stand ihm die Religion im Wege, immer lag sie mit seinen Gefühlen, mit seinen Wünschen im Streit. Sein Verstand reifte, sein Glaube an die Wahrhaftigkeit seiner Lehrer begann zu wanken, weil er sie anders handeln und anders sprechen sah, und damit ward auch der Glaube an die Lehre selbst erschüttert.

Mit dieser Stimmung war es ihm nicht mehr möglich, das Wahre und das Falsche von einander zu sondern, und leider war die Art zu denken, welche sich in dieser Gesellschaft, sobald er einmal ihr Mitglied war, ganz ohne Rückhalt zeigte, keineswegs geeignet, irgend einen seiner wankend gewordenen Grundsätze zu befestigen. Die Personen, welche den Bucentauro besuchten, gehörten zu denen ersten Ranges. Dies flößte Alexander Vertrauen zu ihrer moralischen Bildung ein, und er vergaß, daß gerade ihr Standpunkt der Ausartung einer Geistesfreiheit in Unglauben und Atheisterei eine Schranke weniger in den Weg stelle, als Personen niedern Standes, welche durch Rücksichten mancher Art in einem gewissen geistigen Zwange leben. Und wahrlich, die genannte Gesellschaft trieb die Licenz, zu welcher sie sich berechtigt glaubte, so weit, daß ihre verdammliche Philosophie ihre Sittenlosigkeit, nicht nur ihren

Stand allein, sondern die Menschheit selbst beschimpfte.

So weit durfte man für's Erste den Grafen von Neuffen nicht blicken lassen. Der Orden hatte mehrere Grade und zweifelsohne kam der Prinz nicht in den geheimsten; allein auch schon in den ersten war dafür gesorgt, das ganze lockere Gebäude von Religionsphilosophie, das Alexander sich selbst gebildet, zusammenzuwerfen. Die Wahl der Mitglieder war strenge, nur Vorzüge des Geistes bahnten einen Weg zu dieser Ehre, und den Ruf des feinsten Geschmackes hatte sich der Bucentauro durch ganz Venedig erworben. Dies war es, womit zuerst Alexander gefesselt wurde. Eine andere Bedingung des Eintritts zog ihn eben so unwiderstehlich an — die allgemeine Gleichheit, welche in der Gesellschaft herrschte, indem ein Jeder, wenigstens so lange er ihr lebte, alle conventionellen Rücksichten und Unterscheidungsmerkmale — Rang, Nation, Alter, Religionspartei ꝛc. — vergessen, ablegen mußte; und dies war der Hamen, in welchem man den Fürsten fing, ehe er ahnete, daß man denselben nach ihm ausgeworfen, weil ein geistvoller, durch feinen Witz erheiterter Umgang, eine nicht selten wirklich belehrende Unterhaltung, das Beste und Neueste

aus der gelehrten und politischen Welt, dort zusammenfloß und das Gefährliche der Verbindung verbarg

Durch die Vertraulichkeit mit dieser Menschenklasse und mit ihren Gesinnungen lernte er zuerst den Spott über das Heiligste, das des Menschen Brust bewohnt, ruhig anhören, sein Mißfallen darüber verbergen, dann ging die Einfalt, die Reinheit seines Charakters, die Zartheit seiner Gefühle verloren. Niemals hatten die Lehrer seiner Kindes- und Jünglingsjahre ihm gründliche Kenntnisse beigebracht. So war seine Vernunft nicht unterstützt, die Trugschlüsse, mit denen er bald umgarnt war, blieben ungelöst, die Stützen seiner Moralität wankten und brachen, — er war bald reif zu dem großen Spiel, das man mit ihm vorhatte.

Die Annehmlichkeiten, welche er bis dahin in diesem Zirkel gefunden, wurden plötzlich durch einen Vorfall so entsetzlicher Art unterbrochen, daß Alexander lange nicht im Stande war, jene Gesellschaft wieder zu besuchen, in welcher dieser erschütternde Eindruck ihm genaht.

Lavagna kam eines Abends in den Bucentauro so entstellt, so durchaus verändert, daß man ihn anfangs gar nicht erkannte, ihn für

einen völlig Fremden hielt, bis er durch die deutlichsten Merkmale die Identität seiner Person erwies. Die Ursache seiner Veränderung erzählte er folgendermaßen:

Vor etwa acht Tagen hatte er in Gesellschaft einiger heiteren jungen Männer eine Reise nach Triest gemacht. Für die Rückfahrt mietheten sie ein Boot, welches die See halten kann, da es ein hohes Bord und ein Verdeck hat, einen sogenannten Burchiello. Das Schiff hätte die dreifache Anzahl von Personen bequem gefaßt, die sieben Freunde aber nahmen es ganz für sich, um fröhlich und ungezwungen, von fremden Theilnehmern an der Fahrt nicht genirt zu seyn.

Die heitere, joviale Unterhaltung wendete sich, zu Lavagna's großem Verdruß bald auf die innere Staatspolitik Venedigs. Einer der Gesellschaft, Filippo Grondio, hatte kürzlich einen scharfen Verweis und die bedeutsame Mahnung, in Zukunft vorsichtiger zu seyn, erhalten, und dies gab ihm nun Veranlassung, auf die heillose Spionierpolizei loszuziehen, auf diese Geißel, unter welcher ganz Venedig seufzte, welche jede freie Regung, jedes freie Wort erstickte.

Lavagna warnte den Sprecher, bat ihn, sein böses Reden zu lassen, da die Politik nun einmal

verboten sey, dem Verbot nachzukommen und sich nicht, so wie die Andern, welche mit ihm waren, neuen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Man lachte darüber und fuhr fort, aber des Freundes Bemerkung gab dem einmal verletzten Filippo nur Gelegenheit zu noch bittererem Tadel.

Hat er nicht im Grunde vollkommen recht, uns zu warnen? sprach derselbe. Wir sind hier unserer sieben Freunde, seit unserer Kindheit mit einander verbunden, und in einem vernünftigen Kopfe kann die Idee, daß der Verrath uns umlaure, gar nicht aufkommen — warum nicht in Venedig? — da ist dieser Gedanke gar nicht unvernünftig, denn ein jeder Bewohner der Republik ist verpflichtet, alles, was er über die Angelegenheiten des Staats hört, sogleich anzuzeigen. Dazu ist der furchtbare Löwenrachen vor dem Dogenpalast angebracht, welche die Ueberschrift „Geheime Anklagen“ führt, und in welchen man seine Denunciationen niederlegt, worauf, gewöhnlich ohne Verhör, sogleich das Urtheil gesprochen und vollzogen, alles was aber darauf Beziehung hat, als etwaige Schriften u. s. w., sogleich vernichtet wird. Ja wir hier unter einander sind verbunden, heute bei unserer Ankunft in Venedig sogleich den Rath der Zehn von dem in Kenntniß zu setzen,

was hier vorgegangen ist, wodurch der Warner selbst sich vielleicht der Strafe entziehen, die Anderen aber der furchtbarsten Rache überliefern wird. Das heiß ich mir pfiffig! denn so ist ein Jeder des Andern Aufpasser und die Republik könnte solchergestalt das Geld für die bezahlten Spione sparen.

Lavagna, auf dessen Bitten sie nicht hörten, verließ das Zimmer, um sich mit den Schiffern zu unterhalten, welche, von ihrem Handwerk sehr gut unterrichtet, ihm manches Nützliche und Wissenswerthe sagten.

Man legte gegen Abend an. Die Sonnenhitze hatte Lavagna müde gemacht; er suchte bald sein Bette. Am andern Morgen um neun Uhr — er war noch nicht angezogen — brachte ihm ein unbekannter Mann eine Vorladung vor das Gericht in dem Dogenpalast. Bestürzt und verwundert zugleich eilte er dahin. Was die Ursache sey, konnte er sich denken. Er hatte auch deßhalb seine Freunde gewarnt, nur diese die Gondeliers nicht für fähig der Spitzbüberei des schändlichen Verraths gehalten.

In dem Palaste angelangt, wurden ihm die Augen verbunden und er in den Sitzungssaal geführt, woselbst ihn das oft schon in Romanen

und historischen Werken beschriebene Schauspiel des heimlichen Gerichts erwartete.

Von einem der Vermummten ward er gefragt, ob er Antheil an der Fahrt von Triest nach Venedig gehabt. Auf die bejahende Antwort frug man weiter, warum er von den Reden, die dort geführt worden seyen, keine Anzeige gemacht, was man erwartet habe, da er nicht daran Antheil genommen.

Lavagna suchte sich schnell zu fassen, denn diese Anrede war ihm nicht erwartet; er hatte gerade geglaubt, wegen seiner Warnung zur Verantwortung gezogen zu werden. Er sprach, daß er so eben im Begriff gewesen sey, die Anklage zu thun, und daß der vorladende Bote ihn auch im Ankleiden getroffen habe.

Damit Ihr in Zukunft Euch nicht so lange besinnt, sagte der Wortführer, und Euch schneller anziehen lernt, so seht dort die Folge des Ungehorsams gegen die Gesetze der Republik.

Ein breiter Vorhang ward geöffnet — hinter demselben lagen seine sechs Reisegefährten in schwarzen Särgen. Das Blut am Halse und die häufig ungeschickte Lage des Kopfes zeigten deutlich genug, welches Todes sie gestorben waren, wenn

auch der Richtklotz und das darauf liegende breite Henkerbeil es nicht verrathen hätten.

Der Eindruck, den dieser fürchterliche Anblick auf ihn machte, war so tief erschütternd, daß er sprachlos niederstürzte. Man erhob ihn, brachte ihn zur Besinnung, ein wüthender Kopfschmerz erfaßte ihn, in Folge dessen nicht nur sein ganzes Gesicht die bis zur Unkenntlichkeit gesteigerte Verzerrung der Muskeln erlitt, sondern auch sein schwarzes Haar binnen vier und zwanzig Stunden grau wurde.

Lavagna hatte die Erzählung mit allem Ausdruck des noch auf ihn wirkenden höchsten Entsetzens gemacht. Ein inneres, unerwehrbares Grausen ergriff den Prinzen; er fühlte nach seinem Kopf, als wolle er sich überzeugen, ob er denselben wirklich noch habe, ward schweigsam und erklärte endlich, dieser Vorfall verstimme ihn so sehr, verletze sein innerstes Gefühl auf eine solche Weise, daß er, um des unangenehmen Eindrucks los zu seyn, in den nächsten Tagen Venedig verlassen wolle. Von allen Seiten ward er gebeten, bestürmt, diesen Vorsatz aufzugeben; dem Cardinal Amalfi gelang es endlich, denselben wenigstens schwankend zu machen, und als er nun in seinen Gasthof kam und den Grafen Orlow, einen alten

Freund aus den Jahren, da er in England und Frankreich gewesen, daselbst fand, welcher über den Carneval in Venedig bleiben wollte, entschloß er sich, ihm zur Gesellschaft auch noch ferner auszuhalten, und nach und nach schwand das Gräßliche des Bildes vor seiner Seele. Doch den Bucentauro besuchte er längere Zeit nicht, weil Lavagna's Anblick ihn immer wieder mit neuem Schauder erfüllte und er zu tief erschüttert wurde, wenn er in des Jünglings plötzlich greisig gewordenes Antlitz schaute.

VI.

Von diesem Tage an war es, als wäre der Prinz bestimmt, ein merkwürdiges Abenteuer nach dem andern zu erleben. Das erste derselben beschäftigte ihn jedoch mehr als alle übrigen, weil es ihn in seinem Innersten aufregte und Wünsche zum Leben rief, welche er nie gehabt, deren Möglichkeit er sich niemals gedacht haben mochte.

Der Carneval von Venedig fängt gleich nach Weihnachten an. Der große Redoutensaal ist — der Markusplatz!

Venedigs südliche Lage und das milde Seeklima gestatten, daß man bei einigermaßen wär-

mender Bekleidung Tag und Nacht im Freien aushalten kann, ja die ganze Stadt war früher so eigenthümlich gebaut, daß man wohl sah, die Wohnungen seyen gar nicht auf den Winter berechnet. Sie bestanden in einem hölzernen, rings verschlossenen Raume, auf den Pfählen des Fundaments ruhend, nur zum Schlafen bestimmt. Dieser hatte einen Aufsatz von nur drei Wänden und ein Dach; die vierte, nach Süden gekehrte, Seite war ganz offen, ohne Fenster oder Thüre, nur durch eine eiserne oder hölzerne Balustrade so geschützt, daß die Kinder nicht auf die Straße herab fallen konnten. Von irgend einem Heizmittel, als Kamin oder Ofen, war keine Rede, man bedurfte dessen niemals.

Diese abscheulichen Baracken haben nun zwar allerdings prachtvollen Palästen von Stein Platz gemacht, allein auch in diesen ist nur für Eleganz und nur für den Sommer gesorgt. Hohe weite Zimmer, durch die Dicke der Mauer und durch Jalousien und Marquisen, so wie durch zwei und drei Fuß breite Straßen vor jedem Sonnenstrahl geschützt, mit blankpolirtem Stuck oder mit Marmor bekleideten Wänden, mit eben solchen Fußböden versehen, sind sie stets von einer äußerst angenehmen Kühle. Wenn man sich im Decem-

ber und Januar wärmen will, muß man auf den Markusplatz oder auf eine Gondel des großen Kanals gehen, sich eine halbe Stunde lang in die Sonne setzen oder stellen — im Hause findet man keine Anstalt hiezu.

So ist das Leben in Venedig mehr öffentlich, als an jedem andern Orte des Festlandes. Schauspiele, Concerte, Bälle, vereinigen die elegante Welt in Häusern, alle andern Vergnügungen sucht man unter freiem Himmel, obwohl nicht in der freien Natur, denn diese würde man in der großen Inselstadt vergeblich suchen.

Während des Tages schlummert Alles, liegt Alles in träger Ruhe, Nachts fängt das eigentliche Leben an. In den Morgenstunden sieht man nur hier und dort eine Dame, in einem entstellenden weiten Mantel, mit einer Kapuze über dem Kopf, nach der Kirche eilen. Dem Mittagessen folgt die Siesta. Doch Nachts, wenn in den Kaufläden, unter den Bogengängen der zusammenhängenden Paläste, welche den Markusplatz und die Piazetta umgeben, sich tausend Lichter entzünden, wenn die Putz- und Bijouterie- und Galanterieläden unter der Procurazia und an beiden Seiten der Merceria (der breitesten Straße von Venedig), gefüllt

mit allem, was Luxus, Geschmack, Mode, Verschwendung, Leckerei ꝛc. nur suchen, nur wünschen mag, sich beleben, da geht das eigentliche Daseyn der Venetianer an.

Auf diesen Plätzen und Straßen ist Alles mit den schönsten Spiegelgläsern geschmückt. Vor denselben, theils in reizender Unordnung, theils in der zierlichsten Anordnung ist aufgestellt, was des Menschen Sinne nur begehren mögen. Jeder Laden scheint nur eine neue Abtheilung irgend eines Feenschlosses, irgend eines Zauberpalastes aus tausend und eine Nacht; jeder Pfeiler scheint von durchsichtigem Kristall, denn die Spiegel, welche ihn rings umgeben und die an den Ecken nicht durch breite Rahmen, sondern durch ganz schmale, kaum einen Viertelzoll haltenden Bronzestreifen eingefaßt sind, geben das Bild alles vor ihnen Aufgehäuften und Aufgestellten wieder, und lassen glauben, sie seyen durchsichtig, so daß man erblickt, was hinter ihnen auf ihrer andern Seite liegt; die Wände, mit ununterbrochenen Spiegelstreifen belegt, machen den engen, kleinen Raum solch einer Bude zehnmal größer, als er ist, indem sie nach allen Richtungen große Fernsichten eröffnen, und es scheint, als wäre das Kämmerlein, in dem sich vier oder fünf Personen befinden, ein

unabsehbarer Bogengang und Bogensaal, in dem sich Tausende von Menschen bewegen.

Hier war Alexanders liebster Aufenthalt, und besonderes Vergnügen gewährte es ihm, den Damen zuzusehen, wie sie vor den sechs und acht Schuh breiten, vierzehn Fuß hohen, aus einem Stück gegossenen Spiegeln standen, einen neuen Hut, ein neues Band, einen Shawl oder Schmuck, wohl gar ein ganzes Kleid, probirten und nach dem Rath der Freundin und des Cavaliere servente behielten oder verwarfen.

Die schwarze Kapuze, welche am Tage alle Frauen verhüllt und welche sie nur dann und wann nach einem Vorübergehenden, der ihnen besonders gefällt, öffnen, ein wenig lüften, um demselben einen flüchtigen Blick auf die Schönheit ihres durch das unordentliche Negligee schauenden reizenden Körpers zu gönnen, — ist hier verschwunden, so wie die schwarze Kleidung überhaupt, dann sieht man alle prahlenden, bunten Farben, welche die Mode irgend nur vorschreibt, gelb, roth, grün, blau, violett, braun, — der ganze Regenbogen mit allen seinen Schattirungen, der ganze Farbenkasten eines Mosaikmalers mit all seinen unzähligen bunten Glasstiftchen, würde die Mannigfaltigkeit der Farben in dem Anzug der

Venetianerinnen am Abende kaum versinnlichen, — — der weite, dunkle Mantel, die Kapuze, der Schleier fällt, die zarten, zierlichen, schlanken Formen treten, durch alle Toilettenkünste auf's Günstigste gehoben, hervor.

Die höchste Licenz, welche die Frauen hier genießen, fällt um so mehr auf, als die Mädchen entweder gar nicht sichtbar sind oder unter einem abschreckenden klösterlichen Zwange stehen. Vom achten oder neunten Jahre an zwischen hohe Mauern zu alten, bigotten Nonnen gesperrt, dürfen sie selbst ihre Eltern und nächsten Verwandten nur durch ein doppeltes Eisengitter und in Gegenwart zweier Aufseherinnen sprechen. Sie lernen nur beten und eben so geschmacklose als unnöthige Künsteleien, aus geschnittenen Papierchen durchstochene Kränze zu Heiligenbildern, Reliquien, Kästchen und dergleichen mehr machen. Vom vierzehnten bis siebzehnten Jahr werden die sanftesten und schüchternsten durch unzählige Schmeicheleien für das Klosterleben gewonnen; sie bringen dann in der geisttödtenden Einsamkeit ihr ganzes Leben zwischen den vier Mauern zu, zwischen welchen sie aufgewachsen sind. Ueber diejenigen, welche nicht zu Nonnen bestimmt sind oder sich selbst dazu bestimmen, schließen die Eltern irgend einen Han-

del ab, den sie Verheirathung nennen, und der darin besteht, daß die junge Dame irgend einem Manne übergeben wird, über welchen, wie über sie, ein Priester den Segen spricht, der nun ihr Gatte heißt und dem sie die höchste Frauengunst gewähren muß, bevor sie ihm noch die erste gewährt hatte, denn sie sieht denselben in der Regel erst, wenn sie den Brautschmuck schon angelegt hat, in der Stunde vor der Copulation.

Mit dieser aber ist sie auch der Welt wiedergegeben, deren Zerstreuungen und Vergnügungen sie sich nun ohne allen Rückhalt überläßt; jetzt erst lernt das feurige Weib die Liebe kennen; deren Gegenstand fast niemals ihr Gatte ist. Die Sitte der feinen Welt verbietet dem Mann, mit seiner Frau auszugehen, ja sich an öffentlichen Orten und in Gesellschaften mit ihr sehen zu lassen, daher Mann und Frau auch stets verschiedene Zirkel besuchen. Treffen sie irgendwo durch Zufall zusammen, wie dies im Theater, im Concert wohl seyn kann, so sind sie ganz fremd gegen einander und thun, als ob sie sich fast gar nicht kennen.

Jetzt wählt sich die junge Dame entweder unter denen, welche ihr Mann vorschlägt, oder unter ihren eigenen Bekannten denjenigen jungen Mann, welcher ihr am besten zusagt, zum Cavaliere ser-

vente. Dieser ist von dem Augenblick, da die Dame das Bette verläßt, das ist von 10 oder 11 Uhr Morgens, bis Nachts um zwei Uhr ihr steter Begleiter. Die Messe, der Markusplatz, das Spiel, das Diner, wieder das Spiel, wieder der Markusplatz, das Concert, die Oper, die Conversation, der Ball — Alles wird an seiner Seite eingenommen und besucht. Die geheimen Pflichten, welche ihm obliegen — die Abwesenheit des Gatten zu ersetzen — stehen in seinem oder in der Dame Gefallen und Gunst. Zu dem erstern allen aber ist er durch sein Cicisbeat verpflichtet und hat am heutigen Tage nichts zu thun, als darauf zu sinnen, wie er am morgenden Tage seiner Dame auf das angenehmste die Zeit vertreiben will.

War die Freiheit jederzeit groß, so artete sie während des Carnevals fast in Zügellosigkeit aus. In allen möglichen Maskenkleidern, mit den feinen Wachsmasken, weiß oder ganz schwarz, vor dem Gesicht, schwärmte die Dame auf dem großen Markusplatz, oder auf der Piazzetta, unter den Bogengängen der anstoßenden Paläste umher, theils begleitet von ihrem Cavaliere servente, theils allein oder mit einer andern Dame, oder mit einem neuen Galan — und manchmal mochte

sich's treffen, daß der Herr Gemahl, in der Hoffnung, ein interessantes Abenteuer anzuknüpfen, in der Entschleierten seine eigene Frau erkannte, ohne daß dieses jedoch Folgen auf das Freundschaftliche ihres ehelichen Beisammenlebens hätte, denn wie eifersüchtig der Italiener auf seine Geliebte, auf seine Braut ist, so verläugnet er doch seinen Charakter ganz, sobald es sich um seine Frau handelt.

In diesem bunten tollen Treiben, in diesem steten Jagen nach Freude und Lust vergaß der Prinz bald des unangenehmen Eindrucks, der sich in der Einsamkeit stets von Neuem ihm aufdrängte, daher er das Getümmel an der Seite des Grafen Orlow, nur selten begleitet von Baron Fahrnbach oder Zetwig, suchte.

VII.

Es war an einem Donnerstag Abends, als der Prinz mit Orlow seinen gewohnten Spaziergang über den menschenerfüllten Markusplatz machte. Schon nahete sich die Zeit des Theaters, die große Masse strömte nach San benedetto, nach San Lucas oder Giovanni Grisostomo (das Theater de la Fenice existirte damals noch nicht);

das Volk drängte sich in das Marionettentheater von San Kasan oder an den königlichen Palast, woselbst um sieben Uhr ein Puppentheater zwischen den hohen Bogen des Prachtbaues errichtet wird, welches um halb zehn Uhr spurlos verschwunden ist. Oft hatte sich Alexander an der Beweglichkeit der Figuren, an der vielfachen Stimmenveränderung, an der Lebhaftigkeit des Vortrages, an dem Komischen der Situationen, an dem Drolligen der derben Lazzi ergötzt; das zu häufig Gesehene verlor nach und nach den Reiz, noch einige Gänge über den Platz wollte der Prinz machen, um dann in die Merceria zu gehen oder in einem nahen Kaffeehause das Wiederanfüllen des Platzes zu erwarten, da bemerkte er, daß ihnen beiden eine Maske in armenischer Kleidung nachging.

Anfangs glaubte der Fürst, daß nur Zufall die Maske desselben Weges führe, allein wiederholte Versuche, derselben auszuweichen, bestätigte die Meinung einer Verfolgung ihrer persönlich. Der Prinz frug den Grafen, ob er vielleicht eine Liebesintrigue gehabt, welche ihm die Verfolgung zuzöge. Jener verneinte dieses, versichernd, daß er mit keiner Dame bekannt sey. Die tiefe Vermummung, in welcher beide waren, ließ den Prinzen auf den Gedanken kommen, als seien sie von

dem Verfolger verkannt, für Andere gehalten; er setzte sich daher mit Orlow auf eine Steinbank unter dem Palast auf der Piazzetta, und begann mit seinem Begleiter deutsch zu reden.

Die armenische Maske, welche immer dicht hinter ihm gewesen, setzte sich an seiner Seite nieder. Jener zog seine Uhr, sah darauf und sagte zu Orlow: Schon neun Uhr vorbei, kommen Sie, wir vergessen, daß man uns im Louver erwartet.

„Neun Uhr," sprach die Maske bedeutsam und ernst. „Wünschen Sie sich Glück, Prinz Alexander von Würtemberg, um neun Uhr ist er gestorben." Die Maske erhob sich und war in wenigen Augenblicken unter dem Volkshaufen, der einen Improvisatore umstand, verschwunden.

Wer ist gestorben? Lassen Sie uns ihm nacheilen! rief der Prinz. Beide umkreisten von verschiedenen Seiten den abgesonderten Menschenknäuel, allein kein Armenier war zu sehen, alles Suchen blieb umsonst; der Platz und die anstoßenden Quais wurden vergeblich umgangen, spurlos war die Maske verschwunden.

Schweigsam ging und abgesondert von seinem Begleiter der Prinz nach seinem Hotel. Unruhig und lebhaft bewegt schien derselbe. Als er in sein Zimmer trat, sagte er, endlich das Schweigen bre-

chend: Es ist doch sonderbar, daß ein Narr mit ein paar Worten, die er gesprochen hat, mich äffen, meine ganze Fassung, die Fassung eines Mannes, so erschüttern kann! Wer ist gestorben!? — wer, dessen Tod, wenn ich ihn erführe, mich so erschüttern könnte, als dieses an sich ganz bedeutungslose „Um neun Uhr ist er gestorben!“

Ich bin ein Thor, so fuhr er nach einer Weile fort, daß ich mich über ein paar hingeworfene Worte zermartere, daß ich mich quäle, um dem Sinnlosen Sinn unterzulegen! Hätte ich noch Vater oder Mutter, hätte ich eine Geliebte zurückgelassen, so könnte ich mir etwas von dem Eindruck erklären, den die Aeußerung des Armeniers auf mich machte — — überdies sagte er ja: Er ist gestorben; also kann es sich nicht einmal auf Jemand von dem weiblichen Geschlecht beziehen. Aber wie es jetzt steht, wo ich allein auf der Welt bin, ohne nahe Verwandte, ohne einen Bruder, einen Sohn, einen Busenfreund, fasse ich es selbst gar nicht, wie ich dazu komme, mich von diesem mystischen Spruch so erschüttern zu lassen! Ich gestehe Ihnen, auf dem Wege hieher hat in meiner Brust ein innerer Kampf getobt, welchen ich Ihnen nicht beschreiben kann. — Nun gute Nacht, ich hoffe, der Schlaf verwischt den ganzen

Eindruck der Posse, und morgen bin ich von Allem geheilt.

Der Prinz ging in sein Schlafzimmer. Graf Orlow that ein Gleiches. Jedoch ehe er sich niederlegte, merkte er sich Tag und Stunde — es war Donnerstag der 18. Februar 1719.

Am nächsten Tage und mehrere folgende Abende suchte der Prinz in Begleitung Orlows die wundersame armenische Maske eben so erfolglos. Da sie gar keine bestimmte Vermuthung hatten, wo sie dieselbe wohl finden möchten, so durchdrangen oder umgingen sie jeden Volkshaufen, jede etwas gedrängte Masse, jeden Trupp, der einen Spaßmacher oder einen öffentlichen Ausrufer umstand (Leute, welche die am nächsten Abende zu gebenden Schauspiele und Opern ankündigen und, da man dort nicht alle Ecken der Straßen mit Komödienzetteln beklebt, mit ungeheurer Geläufigkeit der Zunge die Personen und den Inhalt des aufzuführenden Stückes herplaudern).

Nach mehreren Stunden vergeblichen Suchens traten sie in den Kreis, der einen jener vielen verunglückten Gelehrten, die sich Improvisatori nennen, umstand. Der Mann, zu welchem sie traten, hatte etwas Edles, bei aller Wildheit, die aus seinen Mienen sprach, doch eine gewisse Er-

habenheit der Haltung und der Gesichtsbildung, welche wunderlich mit seiner unverschämten Bettelei contrastirte. Er schien nämlich so eben eine Erzählung halb beendet zu haben, denn mehrere Zuhörer riefen ungeduldig: Weiter! weiter! Er aber hatte einen abscheulichen, abgegriffenen, fast gerötheten Filzhut, mit zerrissener Krempe und eingedrücktem Kopf, an den Boden gestellt und wartete, bis man ihm einige schlechte Münzen hineinwarf. In seinem Kreise auf und abgehend, schien er sich auf den Verlauf der Historie zu besinnen; allein plötzlich stand er vor seinem Hute still, schaute hinein, schüttelte mit dem Kopf und rief: mehr! mehr! Noch ein paar kleine Geldstücke fielen hinein, dann trug er ihn auf eine andere Stelle und rief nun wieder: mehr! mehr! bis einer der Umstehenden frug: „Du kamst wohl nicht, Deine Bärenhaut zu bezahlen, um die Nacht darauf zu schlafen? Der Improvisatore, ohne im mindesten in Verlegenheit zu gerathen oder sich nur auf die Antwort zu besinnen, sagte: Wenn ich eine Eselshaut brauchte, dürfte ich Dir nur dein Fell abziehen! Der Beleidigte nahm den groben Spaß nicht im mindesten übel; ein schallendes Gelächter ertönte, er lachte mit und warf nun selbst ein paar Bajocci in den Hut, worauf

der Improvisatore ihm sagte: Das hättest Du wohlfeiler haben können und ohne ausgelacht zu werden.

Nachdem er den Hut noch an zwei andere Stellen getragen, auch gelegentlich auf irgend eine Bemerkung tüchtige satyrische Hiebe ausgetheilt hatte, schien ihm die Ernte zu genügen; er erhob seinen Hut, knüpfte das Geld in einen Zipfel seines abscheulichen Schnupftuches, nahm eine Prise, setzte den Hut verwegen seitwärts auf den Kopf, die ganze Figur streckte sich, erhob sich — Anstand, Würde lag in dem Benehmen des Bettlers. Er vollendete die Erzählung, welche dem Prinzen so interessant schien, daß er bedauerte, nicht den Anfang gehört zu haben.

Orlow, der dies wahrnahm, gab ihm ein paar Lire mit der Bitte, die Geschichte noch einmal zu wiederholen.

Niemals! erwiederte der Improvisatore, nie dieselbe Novelle zweimal! Gebt mir ein Thema, so will ich darüber improvisiren.

Orlow besann sich einen Augenblick, dann sprach er: Vergleiche mir Heinrich den Löwen mit Friedrich Barbarossa.

Gesenkten Hauptes ging der Improvisatore auf und ab, die Arme schlang er fest in einander — er schien seine Disposition zu machen. Dann

führte er Heinrichs Thaten in Italien, seine Macht, seine Großmuth, seine ächten Löwentugenden an, erzählte, wie ein Kaiser vor ihm gekniet und ihn um Hülfe angefleht, weil er ohne seinen tapfern Arm und ohne seine mächtigen Heere den Sieg über seine Feinde nicht zu erringen gehofft; wie aber dieser Kniefall eines Kaisers ihn gestürzt, ihn in den Bann gebracht, ihm Krone und Leben geraubt und seine ganze irdische Herrlichkeit zertrümmert habe. Nun ging er auf den edlen Hohenstaufen über. Auch seine Heldenthaten wurden nicht vergessen, wie er mit starker Hand den Aufruhr in den fernen Provinzen seines Reiches, zu dem er auch Italien zählte, zu dämpfen gewußt; wie er Mailand bestraft, die Stadt zerstört, die Festungswerke aller übrigen widerspenstigen Städte geschleift, endlich den Pabst verjagt und sich mit größter Uebermacht in Italien festgesetzt habe. Nun kam er zu dem Wendepunkt seines Schicksals — der Pabst that ihn in den Kirchenbann, Krieg und Verheerung bedrohten die Welt. Der Kaiser war bisher immer siegreich gewesen, doch hatte er niemals die Früchte seiner Mühen genießen können. Italien war unterworfen — jetzt mußte er gegen Polen kämpfen; dies ward besiegt, nun mußte er seine Waffen

gegen die Franken kehren — sie unterlagen seinem Schwert, aber indessen hatten sich die Lombarden zu einem furchtbaren Bunde vereint. So hatte er nirgend Ruhe. Endlich wünschte er selbst den Frieden — und hier in Venedig unterwarf sich der heldenmüthige, freie, nie besiegte Krieger, unterwarf sich der mächtige, gefürchtete Kaiser der Herrschaft der Kirche; er fiel dem Pabste zu Füßen, aus innerem Antrieb, aus freiem Willen, ungezwungen, denn Niemand konnte ihn bezwingen — auch war er schon Tags vorher auf das Feierlichste vom Pabste selbst öffentlich vom Kirchenbann losgesprochen.

Nun, rief er aus, seht, jener Kniefall vor einem Stolzen vernichtete diesen stolzen Mann, dieser Kniefall eines Demüthigen erhob denselben auf eine weit höhere Stufe, als die, von welcher er gestiegen war, um sich zu den Füßen des Vertreters der Gottheit zu werfen. Sieg folgte nun auf Sieg, sein Heer wurde nie geschlagen und die Früchte seiner Kämpfe konnte er ruhig genießen, bis sein Ansehen und seine Macht so befestigt waren, daß weder sein Arm noch sein Heer nöthig war, um den Frieden in seinem weiten Reiche zu erhalten; er konnte mit all seinen Mannen nach dem gelobten Lande wandern, dort die herrlichsten

Thaten vollbringen, den griechischen Kaiser, der abtrünnig sich mit den Asiaten verbunden, schlagen, den Sultan von Ikonium demüthigen und endlich sich die Märtyrerkrone erringen, indem er im Kampfe um das heilige Grab sein Leben ließ! Dies war der Held aus deutschem Stamm, so schloß er seine Rede, und seht hier seiner Enkel einen, auf dessen Haupt der Fürstenhut der Hohenstaufen glänzen wird! Nun nahm er seinen eigenen Hut ab, legte ihn zu des Prinzen Füßen nieder mit den Worten: Möchte ich Dir die Kaiserkrone bieten können, welche Du so würdig tragen würdest, als der große Barbarossa, — möchte ich sie Dir bieten können, wie diesen Hut, so würde ich sie vor Dir niederlegen.

Aller Augen waren in diesem Augenblick auf Alexander gerichtet. Der Prinz — — der Prinz Barbarossa! — der Prinz Hohenstaufen! so rief hier einer und dort einer — — aber der Improvisatore war verschwunden. Daß der Fürst nicht geträumt, sah er nur an dem halb zerfetzten Hut, der dicht vor ihm lag.

VIII.

Orlow riß den Prinzen aus dem ihn umgebenden Strudel fort. Erst fern vom Markusplatze, jenseits der Brücke della Paglia, kam er wieder zu sich. Was ist das? rief er verwundert aus; wer kennt mich hier? wer hat mich verrathen? wer hat dem Improvisatore diese thörichten Prophezeihungen eingeflüstert — — der Erbe des Hohenstaufen! Ja es liegt etwas Großes in dem Gedanken — — doch fort damit — mein Ehrgeiz hat wohl nach dem Feldherrnstab, doch niemals nach dem Scepter getrachtet — Der Herzog lebt, dessen Sohn auch, und dieser hat schon wieder einen Sohn — wer wollte so thöricht seyn, sich mit Hoffnungen zu täuschen, die nur durch den Tod dreier Menschen, welche in drei Generationen aus einander stehen, erfüllt werden können. Die ganze Folge von der Mummerei — wenn wir nicht gescheut genug sind, sie ganz zu vergessen — ist, daß wir nun zwei, den Armenier und den Improvisatore zu suchen haben!

Gescheut genug waren sie nun nicht, denn sie suchten dieselben allerdings noch am folgenden und zweiten Abend. Doch da wartete ein drittes Abenteuer ihrer. Noch nicht lange waren sie auf

dem Markusplatze gewesen, als sie eine Maske in armenischer Kleidung, offenbar dieselbe, welche dem Prinzen jenes bedeutungsschwere „Wünschen Sie sich Glück, er ist gestorben," zugerufen hatte, bemerkten. Sie schien mit hochgetragenem, die Menge überblickendem Haupte nach Jemanden zu spähen. Sogleich eilten die beiden Freunde auf dieselbe zu; doch kaum hatten sie die Richtung genommen, als Baron Fahrenbach ganz außer Athem ihnen entgegen kam. Er hatte sie schon einige Zeit lang gesucht. Ein Brief so eben angekommen, schwarz gesiegelt, veranlaßte ihn, dem Prinzen sogleich nachzueilen, weil er glaubte, er könne eine wichtige Nachricht enthalten.

Alexander trat zu einer der großen Pechpfannen, welche den Markusplatz von der Meerseite erleuchten — — sonderbar, sprach er nach einer Pause — der Sohn des Erbprinzen ist gestorben!

Wann? frug Orlow hastig, seine Schreibtafel aus der Tasche nehmend. Der Prinz blickte noch einmal in den Brief — vor acht Tagen sagte er dann, Donnerstag den achtzehnten Februar, Abends um neun Uhr.

Derselbe Tag, dieselbe Stunde! rief Orlow,

welche der Armenier uns angegeben. Erstaunen ergriff den Prinzen. Fahrnbach hatte noch nicht Zeit, zu fragen, wovon eigentlich die Rede sey, als der Armenier auch schon unter ihnen stand. Sie sind hier erkannt, gnädigster Prinz, sprach derselbe; eilen Sie nach den Mohren, die Abgeordneten des Senats erwarten Sie; nehmen Sie unbedenklich die Ehre an, welche man Ihnen erweisen will. — Der Baron Fahrnbach, so fügte er im Weggehen noch hinzu, hat vergessen, Ihnen zu sagen, daß mit dem Briefe zugleich Ihre Wechsel angekommen sind. Mit diesen Worten war er abermals verschwunden, und so wie sie vorher schon von weitem ihn an seinem Turban erkannt hatten, so war er jetzt weder nahe, noch in der Ferne zu sehen — nicht der Hauptschmuck noch der helle Kaftan war zu sehen.

Alexander ging in sein Hotel zurück. Fahrnbach, an welchem jetzt die Reihe war, zu erstaunen — die beiden Andern waren durch die Abenteuer dieses wie der verwichenen Tage schon darauf gefaßt, Alles so zu finden, wie der Armenier es gesagt, bemerkte fast mit Schrecken vor den Thoren des Gasthofes ein großes Gedränge von Gondeln, welche alle nicht mit der gewöhnlichen einfachen Laterne, die das Häuschen erleuchtet und die

Gondel dem Vorüberfahrenden sichtbar macht, sondern mit vielen Fackeln versehen waren. Rechts und links auf den Treppen, welche zum Hause führten, standen viele schwarz gekleidete Männer im Ornat der Signoria. Drei Nobili bewillkommten den Prinzen an der Treppe, führten ihn feierlich hinauf in sein Zimmer und sagten ihm dort, daß die Republik sie abgeschickt habe, um seine Entschuldigung für die Vernachlässigung zu erbitten, mit welcher man bisher ihn, seinen Fürstenstand nicht kennend, übersehen, und ihn einzuladen, in den Palast der Signoria zu kommen, woselbst zu einem ehrenvollen Empfange einer so ehrenwerthen Person Alles bereit sey.

„Was bedeutet denn das alles?“ frug Fahrnbach den Grafen, während der Prinz die breiten Stiegen herab in eine prachtvoll aufgeschmückte Peote (ein viel größer und stärker als die Gondel gebautes Boot, von seinem Gebrauch für die Piloten Peote genannt), welche ganz mit rothem Tuch ausgeschlagen war, hinabstieg, — „wer hat „denn das Incognito durchschaut, wer hat verra„then, wie der Prinz heißt?“

Auf das alles kann ich Ihnen nichts antworten, sagte Orlow, als daß wir hier in der Stadt der Wunder sind, es also auf ein Wunder

mehr oder weniger gar nicht ankommt; ich selbst weiß mir alles, was seit einigen Tagen geschehen ist, nicht zu erklären.

Der geheimnißvolle Armenier wußte dieses sehr wohl. Es war Landriotti, welcher, nachdem er sein Bubenstück in Stuttgart vollführt, noch an den Hof von Antoniens Mutter gereist, sich und ihr Versprechen derselben in Erinnerung gebracht und dann nach Venedig gegangen war, woselbst er zuerst den Cardinal Amalfi auf den Prinzen aufmerksam machte und ihn merken ließ, wie sehr von Wichtigkeit solch eine Eroberung für die katholische Kirche sey.

Es bedurfte keiner weitläufigen Auseinandersetzung, keiner großen Ueberredungskunst, um den Cardinal davon zu überzeugen, und deßhalb ward das ganze Spiel schlau und versteckt genug angelegt, obwohl überall mit den einfachsten Mitteln, deren Erfolge nur diejenigen in Staunen setzen konnten, welche die Triebfedern nicht kannten.

Die Todesstunde des armen Opfers jesuitischer Politik war schon Monate lang vorher bestimmt, und Landriotti, welcher selbst das Gift gereicht, das dem Leben des Knaben ein Ende machen sollte, hatte leicht dessen Todesstunde prophe-

zeihen können. Er drängte sich in der Maske des Armeniers zu dem Prinzen und sagte sein ominöses „Um neun Uhr ist er gestorben!“ welches zuerst den Prinzen aufmerksam und verwirrt machte. Dem Improvisatore war seine Rolle lange vorher schon eingelernt. Hätte Orlow oder der Prinz kein Thema gegeben, so wäre von einem der Zuhörer dieses geschehen, und es hätte seyn mögen, welches es wolle, die Wendung wäre die nämliche gewesen, der Prinz wäre als solcher am Schluß von ihm angeredet worden. Wie es hier ging, traf es sich ganz vortrefflich, es hätte nicht besser bestellt werden können.

Seinen Hut brauchte der Improvisatore nicht mehr. Landriotti wußte dem Gehülfen seiner Thaten, dem Vertrauten seiner Geheimnisse, ein ewiges Stillschweigen aufzulegen — in einem der Pozzi, jener fürchterlichen Gefängnisse unter der Wohnung des Dogen, endete während derselben Nacht die steigende Fluth noch sein Leben*).

---

*) Die Staatsgefängnisse sind in einem besondern großen Bau, dessen Ansicht nach der Seite hin, welche dem Dogenpalast zugekehrt ist, etwas Fürchterliches und Düsteres, Schaudererregendes hat. Nach dem großen Kanal hin, nach der Riva de Chiavoni, hat derselbe etwas Palastähnliches. Das Staatsgefängniß ist mit dem

Was die letzte Erscheinung desselben betraf, so braucht sie kaum einer Erklärung; er wußte von

---

Wohnsitz des Dogen durch eine verdeckte Gallerie, welche sehr hoch schwebt, verbunden. Sie heißt die Seufzerbrücke und besteht aus einem Durchgang und einer Zelle. Der erstere führt aus der Residenz in die Staatsgefängnisse, die letztere ward nur von den Verurtheilten betreten, welche hier erwürgt, erdrosselt wurden, daher der Name Seufzerbrücke. Die fürchterlichsten Kerker übrigens befinden sich unter dem Dogenpalast selbst. In den dicken Mauern desselben sind nämlich, tief unter dem Meeresspiegel, kleine Kammern von zehn Fuß Länge, fünf Fuß Breite und sieben Fuß Höhe. Zwölf derselben liegen in zwei Reihen über und neben einander. Sie bekommen gar kein Licht, und Luft nur sparsam durch ein Loch in der Mauer, welches auf den gleichfalls finstern, dumpfen, mit übeln Dünsten angefüllten Gang, der diese Kerker mit einander verbindet, führt. Durch dasselbe wird dem Gefangenen die spärliche Kost gereicht. Von der Aehnlichkeit mit den Brunnenkammern oder Cisternen, welche fast in jedem Hause von Venedig sind, heißen diese Gefängnisse Pozzi — die Brunnen. Noch jetzt, da sie alle aufgebrochen sind, wird in den untersten das Athemholen schwer. Eine Pritsche, einen Fuß hoch, war das einzige Geräthe, was sie enthielten. Ihre tiefe Lage hatte zur Folge, daß immerwährend das Wasser von den Wänden troff, und daß es gar bei Springfluthen in Strömen herein drang; ja eine eigene Oeffnung scheint allein dazu gedient zu haben, das Wasser des Kanals eindringen zu lassen, in welchem Falle es dann den engen Raum bald ganz erfüllte und der Eingekerkerte in diesem Brunnen ertrank. Der Doge wohnte zwischen zwei Reihen Gefängnissen. Unter ihm waren die Pozzi, über ihm die

der Post aus, daß Briefe und Wechsel für den Prinzen angekommen, und die Feierlichkeit, welche man demselben gab, war Landriotti's Werk.

Der Prinz und seine Begleiter, bloße Zuschauer bei dem verwegenen Spiel, welches man vor ihnen aufführte, mußten sich wohl täuschen lassen, da sie nicht hinter die Coulissen schaueten, nicht die Fäden sahen, an denen die Marionetten gezogen und bewegt wurden, welche man vor ihnen tanzen ließ.

Nach einigen Stunden kam Alexander zurück, eben so feierlich heimgeleitet, als er abgeholt worden war. Man hatte ihn in der Signoria auf das Glänzendste empfangen, ihm Ehre bezeigt, wie sie nur ein regierendes Haupt ansprechen kann, ihn gebeten, einen Palazzo am großen Kanal zu beziehen, welchen die Regierung für ihn angewiesen hatte; nun war der Doge aus einem zweiten, seine beiden Flügelthüren plötzlich weit öffnenden Saal, von dem Thron herabsteigend, ihm entgegen gekommen, hatte ihn im Namen der Republik und der versammelten Nobili nochmals eingeladen, es sich in Venedig gefallen zu lassen,

---

Piombi, die Bleikammern, unter dem bleiernen Dache des Palastes, durch ihre Hitze eben so fürchterlich wie jene in der Tiefe durch Moder und Nässe.

der Stadt die Ehre seiner Gegenwart nicht zu entziehen, hatte ihn dann zu seinem Sitz geführt und den Platz unter ihm eingenommen, — kurz, was geschehen konnte, um ihm bemerkbar zu machen, wie sehr man erfreut sey, daß er Venedig zum Aufenthalt gewählt, wie gern man ihm die größte Hochachtung zu beweisen kam, das geschah, und gedankenvoll über all das Gesehene und Erfahrene kam er endlich heim.

Graf! sagte er zu dem ihn erwartenden Orlow mit den Worten Hamlet's, es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unserer Philosophie träumen.

Gnädigster Herr, erwiederte Orlow, es scheint, daß Sie vergessen, wie Sie um eine große Hoffnung reicher zu Bette gehen — es steht Ihnen eine Person weniger im Wege zum Throne.

Erinnern Sie mich nicht daran, sprach Alexander. Ja wäre eine Krone für mich gewonnen, ich hätte jetzt mehr zu thun, als an solche Kleinigkeit zu denken. Wenn dieser Armenier wirklich voraus gewußt, was er mir sagte, wenn er nicht blos durch Zufall getroffen, nicht blos errathen hat — — —

Wie wäre das möglich? rief der Graf.

Nun so will ich Ihnen alle meine Hoffnungen

auf die Fürstenkrone und den Thron meiner Väter für eine Mönchskutte abtreten, sprach er, die Unterhaltung schnell abbrechend.

IX.

Der Glaube an das Wunderbare hatte in dem bisher unbefangenen Herzen des Prinzen Wurzel geschlagen, und Landriotti hätte dies sehr zu seinem Vortheil benutzen können, wenn er nicht immer mehr Wunderbares auf denselben gehäuft hätte, wodurch er natürlich auf den Gedanken kommen mußte, er sey mit Spionen umgeben, wie es dann auch nicht anders war. Daher verlor ein vermißter und auf höchst geheimnißvolle Weise ihm wieder zugestellter Schlüssel, daher verlor eine ganz weitläufige Geistergeschichte, welche man mit dem Prinzen spielte, ihre Wirkung und ihren Reiz, und mit demselben ging auch der tiefe Eindruck verloren, den am Anfang des Armeniers Erscheinen auf ihn gemacht hatte.

Alexander war zu sehr durch das Leben gebildet, ein zu nüchterner Beobachter, er war viel zu wenig exaltirt, zu wenig Phantast, als daß der ganze Cyclus von Geheimnissen einen andern als einen nachtheiligen Eindruck auf ihn hätte

machen können. Dies konnte einem so scharfsichtigen Menschen, wie der Jesuit war, nicht leicht entgehen. Er sah, daß er sich in den Mitteln vergriffen hatte, und suchte dieses auf's schleunigste durch Veränderung seines ganzen Planes wieder gut zu machen.

Die Hauptmine sollte jetzt springen. Um jedoch von Allem unterrichtet zu seyn, was im Hause und in den Zimmern des Prinzen selbst vorging, brauchte er Jemand, der stets um ihn war. Eine fremde Person konnte dies nicht wohl seyn, darum mußte man irgend Jemand von der Dienerschaft zu gewinnen suchen. Seine Wahl fiel auf den Jäger, der ihm als Gehülfe um so willkommener gewesen wäre, als derselbe schon sehr lange Zeit in Alexanders Diensten stand, dieser gewohnt war, ihm kein Geheimniß aus seinen Angelegenheiten zu machen, er mithin sowohl über die Gegenwart alles das, was eben vorging, als auch über die früheren Lebensjahre, seine mannigfaltigen Abenteuer, seine Feldzüge, über seine Neigungen und Schwächen die beste Auskunft geben konnte.

Ein ächter Jesuit ist alles, was er seyn will und werden will; jede Stellung, jedes Mittel ist ihm zu Gebot. Landriotti war, so lange er sich

der Angelegenheit wegen, welche wir hier behandeln, in Venedig befand, ein Mitglied der geheimen Staatsinquisition. Als solches war es ihm leicht, einen schlauen, verwegenen Menschen auszufinden, welcher bei einem Glase guten Weines den Jäger vertraulich machen und ihm vorschlagen mußte, für Geld und gute Worte allerlei kleine, unbedeutende Geheimnisse seines Herrn ihm zu hinterbringen. Der Jäger ging in die Falle, weil er das Ganze für unschuldig hielt, da ihm eingebildet worden war, es handle sich um eine Liebesintrigue, es habe eine vornehme und schöne Dame zu dem Prinzen eine lebhafte Neigung gefaßt und wolle sich demselben auf geheime Weise zu nähern suchen.

Kaum hatte der Unbesonnene jedoch sich durch eine Verrätherei in die Hände des Verführers geliefert, als dieser immer mehr, immer Wichtigeres von ihm verlangte, neue Geschenke dafür bot, aber auch drohete, im Weigerungsfalle furchtbare Rache an ihm zu nehmen.

Der ehrliche Deutsche ward bestürzt — er versprach und hielt nicht Wort, er nahm keine Geschenke mehr und wollte ohne Bezahlung thun, was ohne Nachtheil für seinen Herrn geschehen konnte — thöricht genug, da er wohl nicht

zu errathen im Stande war, was gefährlich und was unschädlich sey. Der Verführer drängte immer heftiger auf ihn ein, er sah sich plötzlich an einen fürchterlichen Abgrund gerückt; in ihm kämpfte die Furcht vor der Entdeckung mit dem Entschluß, selbst Alles seinem Herrn zu entdecken, von welchem er durch aufrichtige Reue Verzeihung hoffte. Er sagte endlich dem nach Geheimnissen begierigen Spion dieses — — doch kaum wußte derselbe um den Vorsatz, als es auch schon zu spät war, ihn auszuführen: der Jäger ward auf seinen Befehl sogleich aufgehoben, kein Mensch sah ihn mehr und er sah das Tageslicht nicht wieder — er machte in der nächsten Nacht schon den traurigen Gang über die Seufzerbrücke.

Sein Verschwinden erregte Aufsehen, doch alles Nachspüren war vergebens, nirgend fand sich irgend etwas, das auf eine Vermuthung über sein Schicksal hätte führen können; ob er verunglückt, ermordet, gestohlen oder entlaufen sey, wer mochte dies errathen? Die übrigen Bedienten sagten, er sey öfter in einem Kloster auf der Giudecca gewesen; sie vermutheten daher, er sey katholisch geworden. Da es in Venedig gefährlich war, an irgend ein Geheimniß, das den Staat oder die katholische Kirche betraf, zu rühren, so ließ man es dabei

bewenden und sah sich für's erste nur nach Jemand um, der seine Stelle bei dem Prinzen vertreten konnte.

Ein solcher war allerdings schwer aufzutreiben, doch ohne des Fürsten Zuthun fand sich plötzlich ein Subject, das, mit den besten Zeugnissen versehen, von dem Banquier Alexanders demselben vorgestellt ward. Biondello, so hieß der neue Diener, war Schreiber bei einem Procurator gewesen; durch dessen Tod um die gute Stelle gekommen, entschloß er sich zu einer andern Bedienung. Er verstand sich zu allem, was der Prinz verlangte, ließ den Gehalt von der Zufriedenheit mit seinen Diensten abhängen, und da er guten Willen zeigte, auch sehr fertig Französisch und etwas Deutsch sprach, war der Handel bald in Richtigkeit gebracht — er trat in die Suite des Prinzen.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß der Jäger nur verschwand, damit das Geheimniß nicht verrathen würde, und daß Biondello ein Vertrauter des Armeniers oder des Jesuiten Landriotti war.

Noch standen zwei wichtige Personen seinen ferneren Operationen im Wege. Den Lord Seymour und den Grafen Orlow so ohne Weiteres

hinrichten, ertränken oder stranguliren zu lassen, wäre zu gefährlich gewesen; man hätte von Seiten ihrer Regierungen nach den bedeutenden Männern, besonders nach dem Grafen Orlow, einem russischen Diplomaten, fragen können; dies hätte zu weitläufigen Erörterungen Veranlassung gegeben, welche Landriotti möglichst vermeiden wollte, um, nicht etwa sich selbst, auch um seine Gehülfen nicht compromittirt zu sehen. Daher mußte man sie auf andere Weise zu entfernen suchen, und das Beste schien, sie zu veranlassen, daß sie freiwillig Venedig mieden.

Des Grafen Orlow warme Theilnahme an des Prinzen Schicksal, seine wahre, aufrichtige Freundschaft, wenn sie gleich nicht in solchem Grade erwiedert wurde, machte ihn den Planen des Armeniers gefährlich; sein offener, heller Blick konnte leicht einen Plan durchschauen, irgend eine wohl gemischte Karte als falsch verrathen. Das einfachste Mittel, ihn zu entfernen, war, an seinem Hofe ihn so zu verleumden, daß er genöthigt war, dahin zurückzukehren, um die über ihn verbreiteten Gerüchte zu widerlegen. Schon war alles Nöthige hiezu eingeleitet. Der Vernachlässigung des Dienstes, des Mißbrauchs seines Ansehens als Diplomat; zu Privatzwecken

beschuldigt mußte er nothgedrungen den Prinzen in einer Zeit verlassen, in welcher er des offenen, unbefangenen Auges eines Freundes mehr als je bedurfte.

Schwerer war es mit Seymour. Dieser, nicht in Diensten irgend eines Herrn, ganz unabhängig konnte weder von seiner Regierung, noch von sonst Jemanden zurückberufen werden. Ihm mußte man den Aufenthalt in Venedig an sich zu verleiden suchen, welches nicht leicht schien, da er durch seine noch immer nicht glückliche Liebe zu der schönen Unbekannten gefesselt war und hoffte, sie doch endlich irgendwo zu entdecken.

Der Versuch ward bei alle dem gemacht. Einige zwanzig Bravo's wurden gedungen, damit sie ihm bald hier, bald dort aufpaßten und Scheinanfälle auf sein Leben machten. Auf das ernstlichste und bei hoher Strafe war ihnen dabei eingeschärft, ihn weder zu tödten noch zu verwunden; man wollte ihn nur ängstigen und so veranlassen, daß er aus Furcht, ermordet zu werden, Venedig verlasse, woran dem Jesuiten im Grunde noch weit mehr lag, als an der Entfernung des Grafen Orlow, da Seymour, viel kälter und ruhiger, jeder Täuschung unzugänglich war.

In seinem nüchternen, scharfen, vorurtheils-

freien Verstande hatte kein Wunderglaube Platz; eine seltene Klarheit der Begriffe, eine Schärfe der Urtheilskraft zeichneten ihn vor den mehrsten Männern seines Alters und seines Zeitalters aus. So lange er ein Begleiter des Prinzen war, konnte man nicht mit Sicherheit auf ihn rechnen, konnte man nicht auf ihn wirken, machte er selbst doch seinen Bekehrern schon genug zu schaffen.

Wie gut Landriotti's Plan auch angelegt war, er scheiterte an dem Muthe und der Kaltblütigkeit des Engländers. Mehrere Scheinanfälle schlugen fehl und hatten nicht seine Entfernung, sondern nur eine vorsichtigere Bewaffnung zur Folge. Des Lords Kraft und Gewandtheit und Fechtkunst war so groß, daß er ein paar solcher Banditen nicht scheute; bei mehreren Anfällen hatte er die Bravo's immer verjagt, mehrere verwundet, und war doch in Venedig geblieben.

Endlich schritt der Jesuit zu einem letzten entscheidenden Mittel; ungern nur that er es, doch hoffte er, daß es ihn gewiß zum Ziele führen würde.

Antonia's Begleiterin wurde veranlaßt, sich mit ihrer Pflegebefohlenen an einem Tage, von welchem er wußte, daß Seymour die Kirche und den Garten von San Giorgio Maggiore besuchen

wollte, eben dorthin zu begeben. Der Lord kam, sah das Himmelsbild, nach welchem er schon so lange gesucht, und folgte nun ihren Spuren, in der Hoffnung, sie nicht mehr aus dem Gesicht zu verlieren. Nachdem dies eine Viertelstunde etwa gedauert und einem Beobachter nicht zweifelhaft seyn konnte, wem des Lords Schritte galten, trat ihm ein fremder Mann entgegen, welcher ihn aufforderte, von der Verfolgung sogleich abzustehen oder seinen Degen mit ihm zu messen.

Seymour, in solchen Fällen nicht träge, zog seine Waffe. Seine Geschicklichkeit siegte über die bei weitem geringere Kunst des Gegners; nach einigen Gängen hatte er denselben schwer verwundet zu Boden gestreckt. Er wollte nun der Schönen nach — sie war während des Gefechts verschwunden. Vergeblich sah er sich auf allen Seiten nach ihr um; die Begleiterin hatte ihren Versteck gut gewählt — Seymour konnte sie nirgends entdecken. Da machte ein Fremder ihn auf sich nahende Sbirren aufmerksam; er eilte nach seiner Gondel, doch auch diese war schon besetzt. Fliehen Sie in die Kirche, flüsterte ihm der Fremde zu; sie ist ein Asyl, man darf Sie dort nicht verfolgen. Der Rath ward befolgt

und das Kloster nahm ihn in seine schützenden Mauern auf.

Einer der Mönche frug ihn nach seinem Begehr. Er sagte dasselbe — die Freistatt ward gewährt. Der Geistliche ging vor das Thor, um nach dem ferneren Verlauf des Vorganges zu sehen, kam dann zurück und war höchst entsetzt, einem Ketzer Zuflucht gegeben zu haben! Ihr habt, sprach er, einen vornehmen Venetianer getödtet, ich sah ihn verscheiden. Des Himmels Langmuth ist groß, im Schooß der alleinseligmachenden Kirche hättet Ihr durch Beichte und Absolution Euch von Eurer Sünde reinigen können; allein Ihr seyd ein in Ewigkeit verdammter Ketzer, und ich lade vielleicht des Himmels Fluch auf unser heiliges Kloster, indem ich Euch eine Freistätte gebe. Barmherziger Gott! Ihr seyd ja kein Christ, Ihr seyd ja nur ein Engländer, wie ich draußen vernahm. Ist Euch denn nicht bange vor dem Feuer der Hölle? Wollt Ihr denn nicht Euch bekehren, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren?

Seymour, so sehr ihn die Nachricht von dem Tode des Gegners, den er nur durch einen Stich verwundet glaubte, in Schreck und in Trauer versetzt, obwohl er sich keines Mordes, sondern

nur der Nothwehr bewußt war, konnte sich doch des Lächelns über die eifrige, fromme Rede des Mönchs nicht enthalten, versicherte übrigens, daß ihm in seiner Haut als Engländer ganz wohl sey und daß es für's erste noch nicht nöthig finde, ein Christ zu werden.

Neues Eifern und Schelten war die Folge davon. Dann sagte der Mönch: Ich bitte Euch um Eurer Seele willen — wenn Ihr eine habt, da Ihr ein Engländer seyd —, sagt keinem meiner Patres und Fratres, daß ihr kein Christ seyd; nur für diese ist das Kloster eine Zuflucht; Juden, Heiden, Engländer, Türken und dergleichen sind von dem Asyl ausgeschlossen. Ihr würdet gezwungen werden, dasselbe sogleich zu verlassen, und draußen stehen die Sbirren und die Diener der Staatsinquisition, und auf allen Schritten passen die verkleideten geheimen Polizeispione Euch auf; Ihr würdet augenblicklich ergriffen, und wenn man Euch auch nicht strangulirte, so dürftet Ihr doch unter die Piombi oder in den Pozzi spazieren und leichtlich ein zwanzig Jährchen dort hausen, denn Ihr seyd stark, Ihr haltet wohl was aus, ein Anderer freilich würde es nicht so lange machen, denn dort ist gar böse wohnen.

Dies wirkte. Vor den Gefängnissen im Do-

genpalast und in dem Staatsinquisitionsgebäude hatte Seymour allen möglichen Respect. Er bat den Mönch, ihm durchzuhelfen, unterstützte seine Bitte durch Geld, welches er in Menge bei sich führte, und der Pater übernahm den willkommenen Auftrag. In der Nacht ward eine Gondel im Garten des Klosters gelandet, Seymour bestieg dieselbe. Das Häuschen ward abgenommen, damit man den kleinen Mast darin aufstellen konnte. Von einem leichten, dreieckigen lateinischen Segel gezogen, flog das schmale Schifflein dahin, und ehe noch die Sonne im Osten über die fernen Gebirge von Illyrien stieg, hatte er schon die Lidi erreicht, die Lagunen durchschnitten und auf einer Chiesa, einem Stuhl auf zwei schlanken, hohen Rädern, mit welcher man überaus schnell fahren kann, eilte er über das Gebiet der Republik nach dem Innern von Italien zu, aus Verona seine Abreise dem Prinzen anzeigend und seinen Banquier veranlassend, die zurückgebliebenen Effecten ihm nachzusenden.

X.

Jetzt stand der Prinz ganz allein, nur umgeben von dem jungen, unerfahrnen Baron Fahrnbach und dem Herrn von Zetwitz, welcher nicht den glänzendsten Verstand und noch viel weniger Erfahrung hatte. Eine Charade über seinen Namen, welche man ihm selbst in einer lustigen Gesellschaft aufgab und die er nicht errieth, lautete: „Die erste Sylbe klingt wie der letzte Buch„stab im Alphabet; die zweite Sylbe ist eine „Fakultät des menschlichen Geistes, welche Sie „nicht besitzen; das Ganze sind Sie selbst und „dient zur Charakteristik seiner.“

Kaum waren die beiden Freunde aus der Stadt entfernt, als Landriotti kühner und fester auftrat, denn bisher, und dies vermochte er um so besser, als er durch Biondello von allem, was bei Alexander vorging, auf das genaueste unterrichtet ward. Ein junger Maler aus Florenz, Carlo Malfati, war nach Venedig berufen worden, um für die Kirche San Joan e Paulo ein Altarblatt zu malen.

Der Zufall — so schien es, obwohl dieser Zufall durch den Jesuiten herbeigeführt wurde — brachte den Prinzen in die Kirche, deren schöne

Kuppel ihn angezogen hatte, so oft er von Murano oder Torcello, Mazorbo ꝛc. nach Venedig zurückfuhr. Er sah den Künstler vor dem hohen Altar auf einem großen, erhabenen Gestelle arbeiten. Die Anlage des Bildes schien ihm mit viel Verstand entworfen. Aus dem, was mehr ausgeführt war, leuchtete ein kühner Genius. Alexander ließ sich mit Malfati in ein Gespräch über seine Kunst ein, und da er zwar Liebhaber der Malerei, doch kein eigentlicher Kenner war, so fand er viel Belehrendes und Interessantes in diesem Gespräch, so daß er gern den Besuch der Kirche wiederholte, wenn er den Maler dort zu finden wußte.

Bald lud ihn dieser ein, sein Atelier anzusehen; er habe, sagte er, dort ein paar Bilder, die sich vielleicht des Beifalls des Prinzen erfreuen würden. Alexander kam. Er fand ihn auf der Giudecca, dem heitersten Theile Venedigs, von der eigentlichen Stadt durch einen Kanal oder durch einen Meeresarm getrennt, auf neun schönen großen Inseln erbaut, nach der Nordseite, Venedig zu, nur mit Häusern — Palästen und herrlichen Kirchen — besetzt, auf der ganzen übrigen Fläche mit den prachtvollsten Gärten geschmückt, in einem der anmuthigen Pavillons,

mitten im Grünen wohnen, was um so lieblicher überraschte, als man in Venedig von der Ankunft des Frühlings, der sich mit dem Ende des Februar einzustellen pflegt, noch nichts ahnete.

Carlo Malfati war hoch erfreut über des Prinzen Ankunft und enthüllte vor ihm drei Gemälde von außerordentlichem Werthe: eine fast ganz nackende Venus in Titians Manier, eine Madonna und eine Heloise. Die außerordentliche Zartheit und Frische der Farben überraschte den Fürsten; er fand eine Weichheit und Milde des Tons, wie man sie nur bei Guido Reni zu sehen gewohnt ist, gepaart mit dem Kräftigeren des Julio Romano, des ächten Schülers des göttlichen Raphael. Die südliche Glut des Römers sprach besonders aus dem Bilde der Venus. Der Maler hatte ihr ein Lager von grünem Sammet gegeben, welches sich unter dem Druck des üppigen Körpers eben so üppig zu blähen, ihm zu widerstehen schien; man sah, wo es eingebogen war und wo das elastische Polster sich aus innerer Kraft empor hob. Die Farbe hob äußerst günstig das ungemein zarte Incarnat des Fleisches, das mit einer Weichheit und Rundung behandelt war, die den Unkundigen unter günstigen Umständen hätte glauben machen können, er sehe

ein lebendes Wesen vor sich. Der nachlässig hingegossene Leib war so reizend, so lockend, einladend, daß man nur mit Mühe die Augen von dem schönen Bilde wegwenden konnte.

Nicht minder schön war die Heloise. Das bleiche Gesicht, über welches zwei durchsichtige Thränen perlten, hatte etwas so unnennbar Rührendes, daß die weggewendeten Augen immer von Neuem darauf zurückkehrten. Aller Schmerz der Liebe, aller tiefe Seelenschmerz schien sich in diesem, das finstere Schicksal bang verklagenden und doch unendlich milden Gesichte auszusprechen. Das Düstere des Gegenstandes, das Düstere der Umgebung, welche tief und ernst gehalten war, verlor seinen störenden Eindruck durch das äußerst Edle und Sanfte des grambewegten Gesichts, so wie durch den reizenden Farbenschmelz.

Lange stand der Prinz vor den beiden Bildern. Er bewunderte die Phantasie des Künstlers wie die Kunst selbst, welche so Schönes zu leisten im Stande war. Er hatte bisher nur alte Gemälde gesehen, von deren prachtvollem Colorit man viel schwatzte, welches er aber gar nicht so prachtvoll finden konnte, da die Farben entweder sehr nachgedunkelt oder die vielen Jahre sie ihres Glanzes beraubt hatten. Die Bilder der neueren Meister

hatten ihn in der Regel nicht sehr angezogen, weil er gehört, sie seyen ohne Werth. Was er davon sah, hatte denn auch wirklich seinen Beifall sich nicht wohl erringen können. Hier nun sah er etwas ganz Neues (die Gemälde hatten vielleicht erst vor einem halben Jahre Firniß bekommen), und doch war es vollendet schön, und die Farben waren vom höchsten Leben, von dem reinsten Glanz.

Er machte dem Maler diese Bemerkung und frug, woher es wohl kommen möge, daß man in der Regel dieses nicht sehe.

Die mehrsten Künstler, erwiederte Malfati, wollen nichts, als den Pinsel in die Hand nehmen; wie es ihr Lehrer gemacht, so machen auch sie es, das heißt, sie kaufen sich die fertigen Farben, nehmen aus jeder Blase einen Klex auf ihre Palette, welche geschickt zu halten, oder welche von Porcellan, von Elphenbein zu haben, ihnen ein wesentlich Erforderniß für einen geschickten Maler scheint. Nun rühren sie die Farben tüchtig durch einander, bis sie meinen, eine Mischung zu haben, welche bisher noch Niemand erfunden, und dann klexen sie drauf los, vergessen aber, daß gerade dadurch alle Schönheit des Colorits verdorben wird. Was hilft ihnen das herrlichste

Grün, der reinste Goldpurpur, das kostbarste Ultramarin, wenn sie grau und gelb und schwarz darunter mischen, wenn sie die Farbe nirgends in ihrer Schönheit und Reinheit anwenden.

Ich mache es anders. Zuerst bereite ich mir meine Materialien fast alle selbst. Die rohen Farbestoffe werden mit der größten Sorgfalt ausgesucht, auf's Feinste zertheilt und geschlämmt, auf daß kein Sand, kein grobes Korn mir die Arbeit verderbe; dann präparire ich sie mit dem höchst gereinigten Leinöl, welches ich selbst bleiche, so daß es fast gar keine Farbe mehr hat und alsdann die Farben auch nicht dunkel machen kann oder durch die Zeit dunkel werden läßt; nun wende ich diese reinen Farben in ihrer Reinheit an und hüte mich wohl, helle Tinten auf düstere, warme auf kalte Töne aufzusetzen. Im ersten Augenblick macht das Effect, aber die dunkle Tinte tritt später hervor und verdirbt, verfälscht mir die Klarheit der helleren, der bläuliche kalte Ton gewinnt Oberhand über die Lasur mit dem warmen, und das Bild verliert sein Leben, wird matt, spricht nicht mehr an.

Wahrlich, Sie mögen recht haben, sprach Alexander; der Unterschied zwischen Ihren Bildern und den anderen neuerer Meister, welche ich hier

und dort gesehen habe, ist auffallend, und ich glaube wohl, daß in dem Angegebenen die Ursache liegt.

Sie dürfen davon überzeugt seyn, erwiederte der Maler; vergleichen Sie nur diese Farben mit denen auf anderen Bildern, ihre Schönheit liegt allein darin, daß sie nicht getrübt, nicht mit anderen gemischt sind; sehen Sie dieses Roth, dieses Blau — das erstere ist goldpurpur, das andere Ultramarin, und in den dunkleren Partien Lasur in dem tiefsten Indigblau, — kein Schwarz ist zu der Mischung genommen, sonst würde es einen grauen Anstrich bekommen und augenblicklich wäre die Schönheit der Farbe dahin.

Wie behandeln Sie denn den Grund? frug Alexander weiter; auch dieser scheint mir reiner und ebener zu seyn.

Es ist so, sagte Carlo. Für's erste nehme ich meine Leinwand alle von demselben Weber; von demselben Hanf, nicht von Flachs, müssen die Fäden und in möglichst gleicher Stärke gesponnen seyn. Der Hanf ist rauher, er nimmt den Grund besser an. Nach der Breite des Bildes richtet sich die des Hanftuches. Wenn es irgend möglich ist, so wird keine Naht gemacht;

bis auf sieben Fuß Breite kann ich das Tuch erhalten. Bei ganz großen Altargemälden läßt sich das Zusammennähen allerdings nicht vermeiden. Nun wende ich zur Grundirung nicht Bleiweiß, sondern Gips an. Die Luft ändert das mit Oel benetzte Bleiweiß; der gut ausgebrannte, sorgfältig gelöschte Gips hingegen ist, sobald er einmal gelöscht ist, ganz unveränderlich.

Ich trage den Grund nicht in verschiedenen Lagen auf, weil sich leicht eine von der anderen ablösen kann und so das Bild Löcher bekäme; ich streiche die Masse gleich so stark auf, als es mir nöthig scheint, lasse es sorgfältig trocknen und dann mit Bimsstein abschleifen, jedoch nicht mit Wasser, sondern mit Oel. Nun habe ich einen weißen, feststehenden, unveränderlichen Grund, auf welchem sich mit Lust und Liebe malen läßt; nirgends ist eine Unebenheit, die Narben der Leinwand machen mir so wenig zu schaffen, als die Striche des groben Pinsels, die Farben bleiben unverändert, wie ich sie auftrage, und das Bild wird, wenn Staub und Schmutz davon hinweggewaschen sind, nach vierhundert Jahren noch so aussehen, wie heute. Weil der Grund äußerst eben ist, brauche ich denselben nicht erst durch Farben eben zu machen, kann mithin dieselben

so sparsam als möglich auftragen. Dies erspart mir nicht nur viel von dem kostbaren Material, sondern verhindert auch, daß sie beim Trocknen Sprünge bekommen, und wie leicht dieses möglich ist, bemerkt man an den Firnißdecken, welche sich in tausend kleine unregelmäßige Figuren zerspalten. Und dies ist der Jammer aller Maler. Wenn man nämlich in diesem Falle den Totaleindruck des Bildes haben will, muß man in eine bedeutende Entfernung treten, in welcher die kleinen Unebenheiten ihre Reflexlichter auf einen großen Punkt zusammenfallen lassen. Nun sieht man zwar das Gemälde ganz und ohne Störung, aber man kann es nicht genau betrachten, und häufig geht dadurch alles Zarte, Weiche verloren, was besonders für den Ausdruck der Physiognomien sehr übel ist. Darum ist mein Firniß äußerst zähe, trocknet sehr langsam, wird überaus dünn aufgetragen; nun hat er wenig innern Zusammenhang, er hat nicht Körper genug, um sich zusammen zu ballen und von dem ganzen Continuum zu trennen. So entstehen dann weder in meinen Farben, noch in der Decke, welche sie vor Luft und Staub schützen soll, Risse, und ein neuer Vortheil ist errungen, ich habe mir das widerstrebende feindliche Element, das Material,

mit welchem ich arbeite, zum willigen Unterthan, zum treuen Freunde sogar gemacht.

XI.

Alexander zeigte sich sehr erfreut über die erhaltene Belehrung, frug noch eins und das andere und wandte sich dann zu den betrachteten Bildern zurück, den Maler fragend, ob die Köpfe nach der Natur gezeichnet, oder ob sie Ideale seyen.

Heloise ist ein Ideal, antwortete Carlo; die Venus ist meine Braut, welche mir die Gefälligkeit erzeigte, mir als Modell zu dienen.

Ihre Braut? frug erstaunt der Prinz; mochten Sie dieselbe denn dazu brauchen, und mochte sie sich dazu hergeben?

Warum nicht? frug seinerseits fast eben so verwundert Carlo.

Ich meine so unbekleidet, sagte Alexander; dies muß ja —

Ei, unterbrach ihn der Maler, was denken Sie! das Atelier ist in solchem Falle immer geheizt und wohl gegen Zugluft verwahrt.

Des Prinzen Erstaunen stieg immer höher, als der junge Künstler nicht begreifen wollte, was er eigentlich meine. Doch nach näherer Erklärung sprach er: Ach, nun fasse ich Sie erst. Sie meinen, ob sie sich nicht geschämt habe, sich vor meinen Blicken so zu enthüllen — nein, denn das wäre eine sehr falsche Scham, eine thörichte Prüderie. Wenn das Mädchen, welches Sie hier sehen, in aller Fülle seiner Schönheit, seiner seltenen Reize, sich mir so auf einen Augenblick nur gezeigt hätte, mir als Mann, so würde ich sie um keinen Preis zu meiner Gattin nehmen; doch mir als Künstler — warum nicht? da fällt jede andere Rücksicht weg und es wird zu einer Ehre, nach welcher sich jedes Mädchen sehnet, weil es ihr den Ruhm einer ausgezeichneten Schönheit erwirbt. Sehen Sie, das ist ächt deutsch, diese Bedenklichkeit, und darin liegt auch die Ursache der Trockenheit all' der altdeutschen Gemälde; Ihr Michael Wohlgemuth, Ihr Hanns Hollbein, Ihr Albrecht Dürer — sie haben in dem tugendhaften Deutschland keine Modelle haben können. Ich bin überzeugt, es werden nördlich von den Alpen weit mehr Mädchen verführt, als südlich derselben (von Frauen will ich nicht reden; das weiß ich, daß die italienischen Frauen durch

das eingeführte Cicisbeat in sehr schlechtem Rufe stehen und ihn verdienen, während man im Norden wirklich tugendhafte Weiber findet); dagegen werden Sie in Deutschland kein wirklich braves Mädchen finden, das sich zum Model hergäbe; sie glaubte sich dadurch für ihr ganzes Leben geschändet, — und es verträgt sich doch mit der Tugend sehr wohl! — Sehen Sie, diese meine Braut hat mir noch keinen Kuß gegeben, ein paar Mal hat sie mir erlaubt, meine Lippen auf ihre Hand zu drücken, sonst nichts; aber um der Kunst willen erlaubte sie meinen Augen, die ganze Fülle ihrer Schönheit zu durchdringen, meinem Pinsel, sie nachzuahmen. Und sie ist nun sehr geehrt, sie hat einem bekannten Maler zum Modell gedient; welcher Künstler nach Florenz kommt, er fragt nach dem schönsten Mädchen; man antwortet: Madonna Eduiga Guiscardo, sie war für Carlo Malfati Modell zu seiner berühmten Venus!

Der Prinz schüttelte mit dem Kopf. Ich lobe mir doch die deutsche Schamhaftigkeit und Keuschheit, welche es verschmähet, sich mit solchem Ruhm zu besudeln, so sprach derselbe; aber der Maler antwortete:

Setzen Sie aber auch hinzu: Dagegen nicht verschmähet, mit ihrem Liebhaber Abends heim-

liche Promenade zu machen und ihm Freiheiten zu gestatten, welche dem Italiener sogleich ein paar Dolchstiche zuziehen würden, — oder ihn für ihren Gatten anzusehen, wenn er gleich weder die Absicht hat, sie zu heirathen, noch auch die Absicht gezeigt oder geheuchelt.

Junger Mann, Sie vergessen in diesen beleidigenden Aeußerungen, daß Sie einen Deutschen vor sich haben! sprach Alexander.

Ich vergaß höchstens, daß ich einen Prinzen vor mir habe, erwiederte Carlo, und daß man diesen nicht die Wahrheit sagen darf. Uebrigens will ich wohl glauben, daß in Deutschland eben so viel tugendhafte Mädchen sind, als in Italien, denn Deutschland hat viermal so viel Bewohner; aber gute Maler werden Sie nicht bekommen, so lange sie nicht vernünftiger denken lernen über den Punkt des Schicklichen. Albrecht Dürer war in Italien — ich möchte sagen, man kann aus seinen Gemälden den Tag bestimmen, an welchem er in Venedig ankam, denn da hat er zum ersten Mal Menschen gesehen, bis dahin sah er nur Kleider und seine Modelle waren wirkliche Skelette. Ja ich muß die Phantasie dieses großen deutschen Malers bewundern, der auf das abscheuliche Todtengebein, nach welchem er eine vollkom-

mene Schönheit malen sollte, noch so viel Fleisch zauberte. Sehen Sie die älteren Bilder von Johann Schorel, sie sind eben so trocken und dürr, als die anderen altdeutschen. Nun ist er aber in Italien, Palästina und dann wieder in Italien gewesen — jetzt betrachten Sie seinen Tod der Maria (abgesehen von den unendlichen Anachronismen, welche darin liegen, als Absolution und letzte Oelung und Darreichung des Leibes Christi in Gestalt der Hostie, was alles erst viele hundert Jahre später von den Concilien eingesetzt worden ist) — ich hoffe, es hört uns Niemand von der heiligen Hermandad, setzte er, ängstlich im Zimmer sich umsehend, hinzu — — abgesehen davon, hat das Gemälde eine solche Vollendung, daß ein Jeder, der nicht ein vollkommener Kenner ist, dasselbe dem großen Raphael zuschreiben würde — warum wohl? — er sah in Italien Menschen! und diese bildete er nach, indessen Albrecht Dürer zu fromm und zu keusch war, um nur sich selbst einmal nackend vor dem Spiegel zu besehen. Ich glaube, er hat sich niemals ohne Hemde gebadet, denn wenn er nur dieses gethan, so könnten seine Männerfiguren nicht so mager seyn. Selbst deutsche Maler, welche Gelegenheit hatten, einmal nach einem Modell zu malen, wie

Lukas Kranach, ermangelten der Uebung; sie hatten nicht sehen gelernt, denn auch zum Sehen gehört Kunst, sonst erblickt man nichts als Farben, aber nicht Formen. Kranach hat die Geliebte des Kurfürsten Friedrich von Sachsen als Venus gemalt und ihr Söhnlein als Amor neben ihr *). Nun, man sieht recht deutlich, wie ungeschickt er sich dabei genommen, — man sieht, daß es zum ersten Mal in seinem Leben ist, daß seine frommen Augen ein Frauenzimmer ganz in all' seiner Schönheit erblicken; darum ist er auch erschrecklich ungeschickt, er malt ihr eine Taille, als hätte sie ein Korset an, und malt ihr ein paar Hüften, als ob sie einen Reifrock unter ihrer weißen Haut trüge. Ja nicht nur die Formen, selbst die Farben hat er nicht erkannt, denn das Gemälde ist sehr krankhaft weiß, daß es unmöglich Natur seyn kann, sie müßte denn die Bleichsucht im höchsten Grade gehabt haben, als er sie malte! — Dies werden Sie bei meinen Bildern und überhaupt bei denen südlicher Völker nicht finden; Farbe und Form ist treu der Na-

*) Das Gemälde befindet sich jetzt, nebst einem fast ganz gleichen von seinem Sohn, auf der Schloßgallerie zu Nürnberg.

tur entlehnt, sie allein ist unsere Führerin, sie leitet uns zum Gipfel der Kunst, sie nachzuahmen ist unsere Aufgabe, das Gelingen derselben unser höchster Triumph.

Ich sehe sehr wohl ein, daß Sie, was Ihre Gemälde betrifft, daß Sie, was die Kunst überhaupt angeht, Recht haben mögen; allein daß mir ein schamhaftes deutsches Mädchen lieber ist, als eine kecke Italienerin, welche sich ohne Besinnen vor dem Maler entkleidet und ihre verborgensten Reize vor ihm enthüllt, werden Sie mir nicht übel nehmen.

Die Ansicht, an sich selbst, ist kein Beweis, daß die Ansicht richtig ist. Uebrigens hat ein Jeder seine Meinung für sich. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt, daß eine ganz verworfene deutsche Dirne, welche sich jeder Schmach hundert und tausend Mal preisgegeben hat, sich weigern würde, ein Modell zu seyn, während ich eben so überzeugt bin, daß keine italienische Prinzessin sich schämen würde, dies zu thun*). Tu-

*) Die Prinzessin von Toscana hat dem berühmten Canova als Modell gedient. Die herrliche ruhende, ganz nackte Gestalt befindet sich in der Gallerie des Herzogs von Toscana.

Anmerk. des Herausgebers.

gend und Unschuld kann sehr wohl bei der etwas verzeihlichen Eitelkeit bestehen, für das schönste Mädchen gelten zu wollen, und dieser Ruhm ist's allein, der auf dem Mädchen haften bleibt.

Lassen Sie uns davon abbrechen, sprach Alexander kurz, unsere Ideen weichen einmal von einander ab, und werden sich, so lange Sie der Ihrigen treu bleiben, schwerlich begegnen. Zeigen Sie mir gefälligst jetzt das dritte Bild.

Carlo machte etwas spöttisch eine Verbeugung und schwieg; schweigend enthüllte er die Madonna —

Ah! rief der Prinz überrascht, das ist schön, viel schöner, als die beiden anderen, unendlich schöner, als ich je etwas gesehen. Voll des tiefsten Erstaunens stand er vor dem Bilde. Der höchste Reiz war gepaart mit der zartesten Anmuth; eine liebliche Schelmerei spielte um Mund und Kinn, während die Augen, vom reinsten Blau, fast wehmüthig ernst blickten, und sich so in dem Gesicht jene unnennbare Mischung von Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit offenbarte, welche bei Kindern oft sich zeigt, welche das reifere Alter jedoch gewöhnlich verwischt. Das herrlichste Ebenmaß aller Züge gab fast zu dem Gedanken Anlaß, als sey das Bild ein Ideal, als sey es irgend einer jener schönen Antiken nachgebildet und durch Farben-

schmelz belebt. Was je Zartes, Weiches, Weibliches in einem Bilde gelegen, das war hier vereint und machte einen bezaubernden Eindruck. Dazu kam eine Frische der Farbenpracht, welche die Natur selbst kaum erreichen zu können schien; ein überaus reiches blondes Haar verrieth wiederum entweder das Ideal, oder wenn es ein Nachbild war, die Nordländerin, weil beides, sowohl der Reichthum, als die Farbe, nicht dem Süden angehört, woselbst das Haar gewöhnlich ganz schwarz und stark, dick, aber weder weich noch lang, noch auch reich zu seyn pflegt.

Auf Befragen sagte der Künstler, daß es ein Portrait sey und daß er die Dame in Wien gemalt, von wo sie jedoch schon längst abgereist und hieher nach Venedig gezogen sey. Nun aber ergoß er sich in ihr Lob und erzählte, daß bei aller Mühe es ihm doch durch aus nicht gelungen sey, alles das wieder zu geben, was in diesem Gesicht liege; die Zartheit und Frische, welche der Fürst für zu groß halte, als daß er glauben könne, die Natur habe sie gebildet, sie sey nichts im Vergleich mit dieser Durchsichtigkeit, mit dieser Klarheit der Haut, welche fast ans Wunderbare grenze. In dem Gesicht liege dazu ein so mannigfaltiger Ausdruck, eine so hohe Schönheit, mit so unend-

licher Gutmüthigkeit gepaart, daß ihm lange sein Bemühen, nur etwas davon wieder zu geben, gar nicht gelungen sey, bis er in der Lichtensteinschen Gallerie in Wien ein Gemälde gefunden habe, das der jungen Dame täuschend ähnlich sey. Nun habe er dieses Gemälde copirt und in die Copie erst die Züge des wunderbar schönen Originals zu tragen gesucht. So, halb von der Fläche jenes ältern Bildes, halb nach dem Leben sey dieses Werk entstanden, welches er nunmehr für das gelungenste halte, das er bisher geleistet, selbst das Bild seiner Geliebten nicht ausgenommen, das er auch nicht zu den mißlungenen zählen könne, da die Liebe hier den Pinsel geführt und ihm Leben und Wärme eingehaucht, mehr, als ihm manchmal bei der Arbeit lieb gewesen.

XII.

Der Prinz war so sehr von der Richtigkeit dieser Meinung durchdrungen, daß er selbst kein Auge mehr von diesem Bilde verwenden konnte. Je länger er es betrachtete, desto mehr Reiz schien es zu entwickeln, desto fester hielt es seinen Blick, so daß die beiden anderen, welche ihn früher sehr

angezogen, und welche von ganz gleichem Kunstwerth mit diesem dritten waren, nun ganz unbeachtet blieben. Der Künstler hatte vollkommen recht gehabt, jene zuerst zu zeigen; sie würden, wenn er die Madonna vor jenen gesehen, die Aufmerksamkeit keinen Augenblick gefesselt haben, obgleich an ihnen kein Tadel zu finden war.

Lange, lange weilte Alexander vor der Staffelei. Endlich frug er: Ist das Bild schon für Jemand bestimmt?

Alle drei waren für die Gallerie im Palaste Kornari bestimmt, allein der Herr hat sich anders besonnen, sie sind ihm zu theuer, und — ich mache mir nichts daraus, ich betrachte sie recht gern noch ein paar Jahre.

Wie hoch halten Sie die Madonna? — ich möchte das Bild wohl haben, sagte der Prinz, es wohlgefällig betrachtend.

Tausend fünfhundert Zechinen sollen diese Gemälde kosten, antwortete Carlo.

Ich meine dieses dritte, sprach Alexander, — die Madonna allein.

Sie werden nicht getrennt, erwiederte der Künstler, — ich verkaufe alle drei, oder behalte alle drei.

Wenn ich Ihnen sechshundert Zechinen für dieses gäbe?

In keinem Falle veräußere ich es einzeln.

Das ist ein sonderbarer Künstlereigensinn; wenn man dieses Werk nicht neben den anderen sieht, so sind sie von gleicher Schönheit mit dem dritten, — Sie konnten sich davon durch mich selbst überzeugt haben, ich verweilte mit gleichem Wohlgefallen davor, sobald dieses davon getrennt ist, kann es ihnen keinen Schaden mehr thun und Sie verkaufen jene gewiß um den gleichen Preis.

Das kann wohl seyn, aber ich möchte sie eben nicht trennen.

Geben Sie mir einen Grund für diese wunderliche Caprice.

Sie haben den Wunsch, alle drei zu verkaufen oder alle drei zu behalten, schon mit dem Titel: Künstlereigensinn und Caprice beehrt — nun für Eigensinn hat man gewöhnlich keinen Grund; wäre ein solcher da, so könnte es nicht mehr Eigensinn genannt werden. Genug, daß ich die drei Werke nicht trennen will.

Auch nicht, wenn ich Ihnen siebenhundert Zechinen — auch nicht, wenn ich Ihnen die Hälfte

der geforderten Summe für dies eine Gemälde biete?

Auch nicht, wenn Sie mir vierzehnhundert geben, obgleich Sie um fünfzehnhundert alle drei haben. Glauben Sie nicht, gnädiger Herr, daß ich ein Jude bin, der mit sich handeln und knikkern läßt. Es ist übrigens kein Eigensinn. Denken Sie, gnädiger Herr, Sie besäßen eine Sammlung von Münzen oder von alten Handschriften, welche Ihnen feil wäre — nun käme Jemand und wollte die seltensten aussuchen, Ihnen aber die anderen zurücklassen — würden Sie solchen Handel eingehen?

Nein! ohne Zweifel nein! Allein der Vergleich paßt nicht, denn jene Münzen oder Handschriften wären unersetzlich, die andern aber darum ohne besondern Werth, weil man dieselben in vielen Exemplaren findet. Ein ganz Anderes ist es hier. Nicht nur daß alle drei von gleichem Kunstwerthe sind, so ist auch dasjenige, was ich als das mir am mehrsten gefallende auswählen möchte, wieder zu ersetzen — Sie malen es noch einmal.

Nur höchst ungern entschließe ich mich zu einer Copie, auch wird sie nie so weit gelingen, als dieses Bild gelungen ist. Das Original wird

mir nicht zum zweiten Mal sitzen. Aber die Hauptsache hiebei wäre: wenn ich Ihnen das Bild verkaufe, muß ich mir die Erlaubniß, es zu copiren, als Gunst von Ihnen erbitten; ich bitte aber um keine Gunst, und Sie würden mir dieselbe auch nicht gewähren, denn ich brauche, da ich jetzt viel beschäftigt bin, vielleicht zwei Sommer, bevor ich es zu meiner Zufriedenheit vollendet hätte.

Ich kann doch nicht umhin, ihr Benehmen für Künstlerlaune zu erklären, sprach Alexander. Uebrigens muß man bei Künstlern dessen gewohnt seyn oder gewohnt werden. Sie haben nun einmal ihre Mucken, welche Sie nicht lassen. Es soll uns dieses nicht entzweien; kann ich in dem Augenblick nicht mit Ihnen Handels einig werden, so erlauben Sie mir wohl, öfters Ihre belehrende Gesellschaft aufzusuchen und mich zugleich an dem schönen Bilde zu erfreuen, wie man sich ja wohl eines schönen Gesichts erfreut, es gern ansieht, ohne gerade deßhalb in Verzweiflung zu gerathen, weil es einem Andern gehört.

Der Maler sprach von dem Vergnügen, das es ihm gewähren würde, sich öfter mit einem so gebildeten Manne, mit einem so warmen Verehrer der Kunst zu unterhalten, zeigte ihm dann

noch mancherlei von seinen Werken, theils Skizzen, theils Cartons, theils auch ganz ausgeführte Gemälde in kleinerem Raum, auf Kupfer, auf Elphenbein, — ließ sich über die Behandlung dieser Materialien, so wie des Holzes aus, tadelte dann auch gelegenheitlich die Manier und Manie vieler Neueren, auf Kalk mit Oelfarben malen zu wollen, da dieser niemals gesättigt wird, das Verschlucken des Oels nicht aufhört, die Farben also zuletzt ohne Bindemittel da sind, abspringen und abfallen; da derselbe nur für Wasserfarbe, namentlich für das Frescomalen, das heißt für die Behandlung im Frischen, nassen Zustande, brauchbar sey, wobei die chemische Wirkung des Kalkes auf die Farben denselben eine so außerordentliche Lebendigkeit gäbe, ꝛc. ꝛc.

Der Prinz verließ endlich den jungen Künstler, sehr erbaut von seinen Kenntnissen, von seinen wohlgeordneten Begriffen, doch nicht erfreut über die Hartnäckigkeit, mit welcher er das Vereinzeln des Bildes verweigert hatte.

Der Grieche hatte das Glück, sich stets mit sehr brauchbaren Werkzeugen für seine Plane umgeben zu wissen. Zwar bezahlten die meisten das Vergnügen, ihm gedient zu haben, mit dem Leben, wie auch der Arme, welchen er an Lord

Seymour gehetzt, indem er ihm sagte, daß derselbe gar nicht fechten könne, — wie auch jener Sicilianer, der dem Prinzen die Geistergeschichte vorspielen mußte und sich, bis auf einige kleine Uebertreibungen in seiner Erzählung, vortrefflich aus der Affaire zog, dafür dann durch Landriotti aus den Kerkern der Inquisition gezogen, aber auch so wohl aufgehoben ward, daß er niemals wieder etwas erzählte.

Mit dem jungen Maler brauchte er es nicht so zu machen. Dieser war selbst ein Jesuit, von jenen weltlichen Coadjutoren oder Gehülfen, deren sich die Gesellschaft häufig für ihre Plane bediente, deren Talente sie ausbilden ließ und die dann, von denselben Gebrauch zum Besten des Ordens machend, in ihrem gewählten Künstler-, Gelehrten- oder Beamtenstande, häufig sogar verheirathet, die geschicktesten und willigsten Diener des Ordens waren, weil derselbe ihre Existenz nicht nur sicherte, sondern sie auch angenehm und sorgenfrei stellte.

Der Zweck war hier gewesen, den Prinzen aufmerksam auf die schöne Dame zu machen; deßhalb hatte Carlo auch ihren Aufenthalt angeben müssen. Landriotti hoffte, daß er bei seiner Kraft und männlichen Fülle sogleich in Feuer gerathen

und Alles aufbieten würde, um das Original für sich zu gewinnen, in seine Gewalt zu bekommen. An die Möglichkeit, daß ihm das Gemälde genüge, hatte man auch gedacht, und deßhalb war die Bedingung des Kaufs der beiden anderen an den Besitz des Hauptgemäldes geknüpft. Landriotti wollte es nicht in des Prinzen Hände kommen lassen, auf daß, im Anschauen desselben, nicht die Begier nach dem Original abgestumpft werde. Er hatte hier berechnet wie ein feiner Menschenkenner, nur wußte er nicht, daß der Prinz überhaupt wenig Neigung für das weibliche Geschlecht gezeigt und bis jetzt noch keine ernsthafte Neigung gehabt, ja daß die vorübergehenden Tändeleien mehr einer augenblicklich erregten Sinnlichkeit, als einem wärmern, innern Gefühl entsprossen, nie einen nur einigermaßen dauernden Eindruck auf ihn hinterlassen.

Das für's erste der Preis dem Prinzen, bei nicht gar zu großen Mitteln, hoch vorkommen würde, hatte Landriotti wohl berechnet; damit jedoch nicht etwa die Lust an dem Bilde die Bedenklichkeiten besiege, ward Carlo auf einige Tage aus Venedig geschickt, dann, als er zurückkam, und der Prinz die Gemälde noch einmal sehen wollte, hieß es, sie seyen bereits verkauft und

die Reise Carlo's eben in Folge dieses Kaufs vorgenommen.

Halb und halb war es dem Fürsten lieb, daß er nicht zu den vielen Ausgaben, die er schon hatte, noch diese fügen durfte, denn es wäre leicht gewesen, daß ihn die Schönheit des Gegenstandes zu der Thorheit, welche zu begehen er im Begriffe war, verleitet hätte. Sein ganz wider seinen Willen entdeckter Stand, der Wechsel des Hotels, die damit zusammenhängende Vergrößerung seines Gefolges, dies alles nahm seine Kasse so sehr in Anspruch, daß sich häufig hier und da Lücken zeigten und er zu seiner Schwester, der Markgräfin von Ansbach, seine Zuflucht nehmen mußte, ihr schreibend, wie sein Rang ihm nicht erlaube, mit der frühern Einschränkung fortzuleben, und er ihre Kasse für einige Zeit in Contribution setzen müsse, bis seine Abreise ihm wieder gestatte, sparsamer zu leben und das Geliehene zurückzugeben.

Die Schwester sandte ihm das Verlangte, allein es war auch dieses bald zum großen Theil verbraucht, so daß er wirklich sich Glück wünschen mußte, nicht die 1500 Zechinen ausgeben zu können, weil sie sein Vermögen beinahe ganz erschöpft haben würden und er doch nicht so bald wieder

anpochen wollte. Er entschloß sich um so lieber, bald Venedig zu verlassen, als eine hier erneuerte Bekanntschaft ihm drückend zu werden begann.

Der Prinz Ludwig von Baden war nach Venedig gekommen, man glaubte in Geschäften seines Ordens, dem Anschein nach aber nur, um sich bestmöglichst zu vergnügen und Alexander mit seiner Vergnügungssucht anzustecken. Augenscheinlich legte er es darauf an, den Fürsten in alle möglichen Zerstreuungen hineinzureißen. Von allen seinen Bekanntschaften hatte er sogleich Besitz genommen, immerfort war er an seiner Seite, brachte ihn zu einer Menge ganz unnützer Ausgaben und verwirrte seine Angelegenheiten auf das Gräulichste.

Er selbst schien dabei der liebenswürdigste Mann, und das, was Alexander that, war nur ganz natürlich; er war es seinem Hause schuldig, im Glanz nicht neben jenem von Baden zurückzustehen, welches oft genug versucht hatte, ihm Rang und Reichthum streitig zu machen. Was nun Prinz Ludwig thun konnte, durfte für Prinz Alexander nicht zu theuer seyn, oder wenigstens durfte es nicht den Anschein haben, das litt Etikette und Ehrgeiz nicht; und daß die beiden Prinzen beisammen und viel beisammen waren, lag

in der nahen Verwandtschaft beider Häuser, wenn auch in der Sinnesart der Personen keineswegs.

XIII.

Alexander hatte, sobald er einsehen gelernt, daß ihm Manches fehle, mit dem größten Eifer das Verlorne zu ersetzen gestrebt und so eine Menge schätzbarer Kenntnisse sich erworben, obwohl dieselben ziemlich verwirrt in seinem Kopfe durch einander lagen und ohne eigentliches System ihm nicht viel nützten, da sie nicht bei der Hand waren, da er sie nicht finden konnte, wenn er sie brauchte. Der Cardinal Amalfi, von allen Mitgliedern des Bucentauro derjenige, zu welchem der Prinz das mehrste Vertrauen gewann, hatte diese Kenntnisse etwas zu sichten, ihre Verworrenheit hie und da zu schlichten gesucht und auf solche Weise in Alexanders Kopf schon sehr aufgeräumt. Nun wollte er ihm auch die leichte äußere Weltbildung geben und empfahl ihm daher eine Menge neuerer Schriften, welche der Prinz mit vieler Emsigkeit las. Anfangs fiel ihm an dem leichten Tone nichts Besonderes auf, dann aber bemerkte er an allen dieselbe frivole Rich-

tung, eine das Heilige der Religion und der Sittlichkeit angreifende, beides in Schatten oder ins Lächerliche stellende Tendenz.

Da es ein vornehmer Geistlicher war, welcher ihm dieselben empfohlen, so glaubte er, entweder habe der Cardinal sie nicht gelesen oder in ihm selbst liege die Neigung, das vielleicht ganz Unschuldige falsch zu deuten. Deßhalb sprach er mit Amalfi darüber, doch dieser sagte, er kenne die Bücher und ihren Inhalt wohl; das sey die Mode des Zeitalters, welche man mitmachen müsse, wenn man nicht hinter seiner Zeit zurückbleiben wolle.

Alexander las und las, und verschwendete viel Zeit mit sehr unnützen Dingen; allein eins und das andere war ihm doch brauchbar, und das Beste war, sein Geist war zu sehr gereift, um von dem Gift der Frivolität angesteckt zu werden, mehr als einen leichten Anstrich davon zu tragen; er blieb seiner selbst werth, ernst vielleicht mehr als nöthig, erfüllt von dem Durst nach gründlichem Wissen und gediegener Belehrung, dabei mißtrauend dem, was er wußte, und in Folge dessen ziemlich still und wortarm.

Ein ganz anderes Ansehen hatte Ludwig von Baden. Wenn sein Witz auch nicht ganz leicht

war, so hieß er doch immer Witz, und der Scharfsinn eines Prinzen ist niemals unbedeutend, dafür bürgt sein Stand; und wie viel mehr muß er glänzen, wenn er zeigt, daß er glänzen will? In diesem Falle läßt gern ein Jeder ihm Gerechtigkeit widerfahren, und in diesem Falle eben befand sich Prinz Ludwig.

Auf vielen und großen Reisen nach mehreren — Ländern? so konnte man wohl nicht sagen, aber nach mehreren Höfen — dies wird der rechte Ausdruck seyn — war er, was das Aeußere und die geselligen Talente betrifft, glänzend gebildet. In ihm fand Alexander bestätigt, was der Cardinal ihm von der Sitte des Zeitalters gesagt hatte; er war nämlich so frei in seinen Reden und Handlungen, daß der Prinz häufig in seiner Seele erröthete. Allein da er fand, daß andere Leute das für liebenswürdige Unbefangenheit ansahen, ärgerte er sich über sein eigenes Erröthen und war nicht abgeneigt, es für plump, das Betragen des Prinzen dagegen für sehr fein zu halten. Auffallender noch war ihm die Starkgeisterei, welche Ludwig zeigte, die anfangs affectirt schien, welche aber späterhin dem Prinzen von Würtemberg den Glauben abgewann, als sey dies Ludwigs Herzensmeinung und könne es wohl

Menschen geben, die so dächten, wie jener zu denken schien oder vorgab.

Auch hierin bestätigte sich somit Amalfi's Ansicht, und sein Urtheil gewann dadurch bedeutend an Werth; und da er bemerkte, wie Ludwig mit seiner Lectüre prahlte, mit seinen erworbenen, rechts und links vom Wege aufgerafften Schätzen, — da er bemerkte, daß dieses alles für vollgültiges Eigenthum des Prinzen galt, so suchte er nur mit noch größerem Eifer aus den ihm von Amalfi empfohlenen Werken eine ähnliche Ausbeute zu gewinnen.

Was das Aeußere betraf, so war Alexander ohne allen Zweifel der bei weitem schönere Mann; seine Gediegenheit, seine ächte Deutschheit sprach sich in seinem ganzen Bau, in seinem ganzen Wesen aus; der ungeschwächte Körper strotzte von Kraft; man konnte sich in ihm einen jener alten deutschen Helden, wieder erwacht und in die Gegenwart getreten, denken, um das schwächliche Geschlecht der jetzigen Bewohner der Erde zu beschämen. Allein Ludwig hatte das Feinere, Schmiegsamere, alle seine Formen waren leichter und gefälliger; er war so gewandt als jener stark, er war so heiter als jener ernst; ein etwas satyrischer Zug um seinen Mund, der besonders dann

spielte, wenn er von dem Gegenstande, über den gesprochen wurde, nichts verstand, leitete Jeden irre, der ihn nicht auf das Allergenaueste kannte, und machte glauben, er verstehe gerade dieses besser, als die Anderen, und mache sich im Innern lustig über die falschen Ansichten, welche aufgetischt wurden, während er allein den Schlüssel zu der richtigern habe. Allerdings machte er sich über die Anderen lustig, aber nur deßhalb, weil sie ihn für gar so klug hielten, da er sich doch des Gegentheils hinlänglich bewußt war.

Ueber dieses alles, was für das Erscheinen in der großen Welt von höchster Wichtigkeit war, schien er sich seiner Prinzenwürde so sehr bewußt, daß ein gewisses gnädiges Lächeln, daß eine fürstliche Herablassung in seinem ganzen Benehmen stereotyp geworden war. Eine wahrhaft heroische Zuversicht auf seine Talente und sein Glück, so wie eine Alles niedersprechende Beredtsamkeit, welche er da mit vielem Erfolge anzuwenden wußte, wo seine Gründe nicht mehr ausreichen wollten, vollendeten das Ideal eines glänzenden Genies von hohem Range, eines prince philosophe, wie er sich gern nennen hörte.

Neben diesem funkelnden, alle möglichen Farben spielenden Cirkon, den Mancher für einen

echten Brillant hielt, war der stille, nicht glänzende Werth des andern Fürsten unscheinbar. Darum fühlte sich Alexander auch bald in seiner Gesellschaft nicht mehr heimisch; alle Aufmerksamkeit nahm jener in Anspruch und ließ auf seinen Vetter nur eben so viel kommen, als derselbe seinem Range nach fordern konnte. Allein das war es gerade, was jenen verletzte, denn nichts empörte ihn mehr, als eine Auszeichnung, die er nicht sich selbst, sondern lediglich der Würde des deutschen Fürstenhauses, dem er angehörte, verdanken sollte, und doch, je mehr Ludwig brillirte, desto mehr glaubte Alexander es seiner Familie und seinem Vaterlande schuldig zu seyn, nicht gegen ihn zurückzustehen, um so mehr, als er wußte, daß die Schwaben nicht allein in Deutschland eines gewissen Ruhmes genießen, der ihnen nicht immer willkommen scheint.

Die Gesellschafter des Prinzen von Baden waren Italiener und Franzosen, die des würtembergischen Fürsten waren Deutsche. Sie sprachen das Italienische wenig, das Französische nicht vorzüglich; so fand er sich auch hier zurückstehend gegen seinen Nebenbuhler, und deßhalb, vielleicht auch, weil sie ihn genirten, ließ er seine beiden Cavaliers daheim und bediente sich ausschließlich

des neuen Dieners, des gewandten Biondello, welcher sich durch seine gute Hand und sein leichtes und angenehmes Französisch, das er so fertig schrieb, als er es sprach, an Fahrnbach's Stelle, das heißt zum Secretair, und zwar zum recht eigentlichen, das heißt zum Geheimschreiber, aufgeschwungen hatte, eine Ehre, um welche Fahrnbach ihn zwar nicht beneidete, die ihm jedoch zeigte, daß er ohne sein Zuthun, ohne seine Schuld des Fürsten Vertrauen verloren hatte.

Biondello war für Alexander übrigens in der That nicht ohne Nutzen; als wäre er zum Cicerone von Kindheit auf bestimmt gewesen, so kannte er Alles in und um Venedig, ja er kannte jede Person von einiger Bedeutung, und wußte ihren halben Lebenslauf auswendig. So machte er seinen Herrn mit allen ihm neuen Gesichtern und deren geheimen Geschichten vertraut. Was sonst der Prinz wünschte und wollte, im Augenblick war es vollbracht; er sah Alles, er wußte Alles, tausend Augen und tausend Hände schienen in seinem Solde, jeder Gondelier war sein Diener und widmete seine Kräfte ihm, wenn er es verlangte; und doch schien es, als bestände sein Sold nur in einem freundlichen Gesicht, denn nie bezahlte er etwas und nie wollten auch die Barcarioi et-

was anderes — natürlich, ihre Dienste waren ihnen schon voraus hinlänglich belohnt; sie selbst, allzusammen Spione, kannten einen der ärgsten Spitzbuben, den wackern Biondello, sehr wohl, wußten, was er galt, und waren daher ihm so ergeben, als flösse all das Geld, was sie erhielten, ganz allein aus seinen Händen und seiner Tasche.

Als der Grieche den Prinzen so wohl umgarnt sah, schien es ihm Zeit, eine neue Bekanntschaft für ihn zu eröffnen, welche bedeutende Folgen haben konnte und sollte — dies war der Marchese Civitella.

Der junge Bonvivant war gerade die Gesellschaft, welche, nach der Vorbereitung durch den Prinzen von Baden, noch fehlte, um das Gebäude der modernen Erziehung zu vollenden. Von den guten Grundsätzen Alexanders war schon ein gut Stück untergraben, noch ein paar tüchtige Rucke, und alles, was er über einander gebaut, stürzte zusammen. Da Landriotti wünschte, daß die Bekanntschaft auf eine Weise gemacht würde, welche interessant genug wäre, um beide Männer an einander zu fesseln, so mußte schon wieder ein wenig Blut fließen, wenn es gleich hiebei nicht galt, das Leben zu lassen.

Civitella hatte sich lange in jenem Versteck auf Murano gehalten. Endlich war ihm die Zeit zu lang geworden; er verließ Venedig und reiste einige Zeit auf dem Festlande umher, bis er vernahm, daß der spanische Gesandte von Venedig abgerufen sey. Dann glaubte er nichts mehr fürchten zu dürfen, und kehrte nach der geliebten Heimath zurück, zu welcher ihn schon längst eine innere Sehnsucht mit doppelt mächtigem Triebe gezogen. Nicht nur, daß der Venetianer seinen Sumpf so sehr liebt, wie der Holländer seine Frösche, so daß er sich, wo er nur kann, ein neues Paradies im Schlamm erschafft, wie der Venetianer auf den Inseln des Adriatischen Meeres, wie der Niederländer auf Java, — nicht nur dies, sondern auch die immer noch nicht gedämpfte Leidenschaft für die schöne Unbekannte trieb ihn zurück, sobald er sich einigermaßen sicher wußte.

Jetzt wurden mehr als jemals alle Kanäle und alle Straßen durchzogen, alle Fenster gemustert, alle Theater besucht, um sie zu finden — — vergebliches Mühen! Daß einem so lebenslustigen jungen Mann, wie Civitella war, dabei manches Abenteuer mit unterlief, welches benutzen zu müssen er glaubte, versteht sich von selbst. Er war

nicht scrupulös genug, um zu glauben, daß er an seiner Heißgeliebten eine Untreue begehe, wenn er sich eine augenblickliche Phantasie erlaube; war sie doch immer das Idol seines Herzens, während alle die Schönen, denen er Schmeicheleien sagte und von deren Lippen er Nektar naschte, seine Sinne nur für kurze Zeit beschäftigten.

Eine solche kleine Intrigue, ein Zwischenspiel, ein Intermezzo in dem Lust- oder Trauerspiel seiner großen Liebe zu der Unbekannten, hatte ihn auch eine schöne Frühlingsnacht hindurch in dem Gartenhause einer jungen Dame festgehalten; welche sich erst vor vierzehn Tagen mit einem sechszigjährigen Nobili verheirathet und begierig war, auch etwas von den Süßigkeiten des Ehestandes kennen zu lernen.

Civitella erbot sich zum Lehrer, ward angenommen, und beide Theile bereueten nicht, mit einander bekannt geworden zu seyn.

Der Prinz brachte die Nacht in der großen Gesellschaft des Bucentauro zu, wohin er wieder ging, seitdem Ludwig von Baden angekommen und dort eingeführt war. Er wollte sich nicht ganz von demselben verdrängen lassen und hielt es für seine Pflicht, so lange als möglich ihm die Spitze zu bieten, und es gelang ihm so ziem-

lich; ob er schon es zu einer solchen Frivolität nicht bringen konnte wie Ludwig, so erzeigte man ihm doch die Ehre, nach und nach zu gestehen, daß er sich sehr zu seinem Vortheil verändert habe, oder über manchen Punkt bei weitem weniger streng und orthodox denke.

Schon mochte es vier Stunden nach Mitternacht seyn, als man sich trennte. Alexander setzte sich in seine Sänfte; Biondello und ein Bedienter geleiteten ihn. Unterwegs geht etwas an der Sänfte entzwei! die Träger äußern, sie wagten nicht, den Herrn in dem zerbrechlichen Gebäude weiter zu tragen. Somit entschließt derselbe sich, den Weg zu Fuß fortzusetzen.

Biondello, aller Wege kundig, geht voran, kriecht durch eine Menge jener finstern, engen Gassen, von denen Venedig nach allen Richtungen durchkreuzt ist, verirrt sich aber zuletzt in der erbärmlichen Finsterniß, welche durch keine freundliche Lampe erhellt wurde, und in dem Gewirre von Gängen, gleich aussehenden Brücken und Kanälen so ganz und gar, daß er durchaus nicht mehr weiß, wo er eigentlich ist.

Er gesteht dem Prinzen dieses und bittet um die Erlaubniß, ihn nach einer beliebigen Richtung führen zu dürfen, bis er durch eine Kirche oder

einen Hauptkanal sich so weit orientirt hat, um sagen zu können, welchen Weg man eigentlich einzuschlagen habe. Es bleibt nichts übrig, als dies Vorhaben auszuführen, und so ergiebt sich, daß man in dem Quartier von Castello ist, anstatt in San Marco zu seyn. Biondello kehrt nunmehr um, aber kaum ist er ein paar Schritte weit gegangen, als man ein Mordgeschrei und lautes Hülferufen vernimmt.

Wo es Noth war, wo es galt, durch Muth, ja durch Tollkühnheit zu helfen, war Alexander nicht träge. Unbewaffnet, nur dem Bedienten den Stock aus der Hand reißend, fliegt er mit aller Lebendigkeit des entflammten Kriegers auf den Ort zu, von welchem der Hülferuf her erschallt. Dort sieht er, wie Banditen mit Dolchen auf einen sich verzweifelt wehrenden Mann eindringen, dessen Diener nicht nur ihm nicht beisteht, sondern sich hinter ihm in heller Todesangst verkriecht. Ohne lange zu fragen, was hier vorgeht, schwingt der Prinz sein spanisch Rohr so wacker, daß der Eisenbeschlag desselben überall, wo er hintrifft, blutige Spuren zurücklässt. Die feigen Banditen lassen nach ein paar Stichen von dem Angefallenen ab und fliehen, so schnell sie können, davon.

Civitella war der Gerettete. Bis gegen Morgen bei seiner Dame bleibend, war er dann über die Gartenmauer gestiegen, woselbst ihn sein Diener erwartete. Der Prinz war bis zu dieser Zeit in der Gesellschaft festgehalten und dann von Biondello, dem ein wirkliches Verirren in Venedig wohl nicht begegnen konnte, absichtlich falsch geführt worden, so daß er in die Gegend kommen mußte, in welcher Civitella auf seinem Heimwege sich befand. Als er so weit war, gab er den schon aufpassenden Banditen, welche den Marchese nicht aus den Augen gelassen, ein Zeichen dadurch, daß er mit dem Stock stark auf das Steinpflaster schlug. Diese überfielen nun Civitella, und der Prinz konnte ihn befreien.

Die gut angelegte Komödie, von welcher nur die Theilnehmer etwas wußten, während die Andern glaubten, daß es bitterer Ernst sey, war gespielt, aber Civitella hatte mehr davon getragen, als ihm eigentlich zugedacht; vier Dolche hatten ihn verwundet, und das heftige Ringen, so wie der Blutverlust aus den mehr gerissenen als gestochenen Verletzungen, welche auch des eben angeführten Umstandes wegen sehr schmerzten, brachten ihn, der solch eine Anstrengung nach einer durchschwärmten Nacht doch eben nicht gewünscht

haben mochte, einer Ohnmacht nahe, er sank erschöpft in des Prinzen Arme.

Biondello entdeckte seinem Herrn, wen er gerettet habe, sagte ihm, daß es der Marchese Civitella, der Neffe des Cardinals Amalfi, sey, bemühete sich dann so gut, als es in der Eile und ohne Hülfsmittel ging, den Verwundeten zu verbinden, worauf er langsam nach des Cardinals Wohnung geführt wurde.

Alexander verbot Biondello und dem Bedienten, seinen Namen zu nennen; der erste jedoch wußte es so gut einzurichten, daß einer der Diener des Cardinals ihn sah, wodurch dann bald verrathen war, daß der Prinz Civitella vom Tode gerettet.

XIV.

Schon am folgenden Morgen war durch die Sorgfalt der Dienerschaft des Cardinals, wie des Prinzen, der ganze Vorfall in der Stadt bekannt. Jedermann lobte die außerordentliche Bravour des Fürsten, diese echt deutsche Kühnheit, welche, wo es gilt, nicht nach der eigenen Gefahr frägt und

unbewaffnet sich in die Dolche der Meuchelmörder stürzt; Alexander war der Held des Tages und stieg in der Achtung der Damen, welche die Tugend der Tapferkeit sehr, und besonders in Italien über Alles, zu schätzen wissen, außerordentlich hoch; er hatte auf einmal ein gewaltiges Uebergewicht über Ludwig von Baden erhalten. Allein auch Civitella gehörte nicht weniger zum Stadtgespräch, und allgemein schrieb man diesen Anfall noch dem spanischen Gesandten zu, als welcher zweifelsohne gehörige Befehle, auch noch in seiner Abwesenheit die ihm angethane Schmach zu rächen, hinterlassen hatte. Man konnte dies um so mehr, als dem Gesandten Ursache genug zu dem Wunsch nach Rache gegeben worden, und auch deßhalb, weil die Ehemänner in Venedig in der Regel weder eifersüchtig, noch, wenn sie selbst von den Verhältnissen ihrer Frauen unterrichtet sind, begierig scheinen, dieselben zu zerreißen oder sich ihren Neigungen feindlich in den Weg zu stellen.

Der Prinz hatte sich selbst genug gethan, er fühlte sich wieder, er schien nicht mehr durch die Oberherrschaft seines Nebenbuhlers gedrückt, und zeigte dieses durch ein verändertes Benehmen selbst gegen seine Dienerschaft. Diese hatte oft seinen

Unmuth entgelten müssen; er war finster, mürrisch geworden, er hatte sich kaum noch beim Ankleiden derselben gezeigt oder ihrer sich bedient; es schien, als wolle er zeigen, daß sie ihm lästig wären und daß er auch ohne sie wohl fertig zu werden wisse. Und alles dies war keineswegs Folge von Abneigung gegen sie (obwohl er ihrer allerdings nicht mehr bedurfte, da der gewandte, mit Allem bekannte Biondello nicht nur jeden Dienst ersetzte, sondern noch hundert andere leistete, welche sie zu thun gar nicht im Stande waren, da sie, nicht in Venedig zu Hause, selbst Führer und Gehülfen brauchten, anstatt Führer zu seyn), es war nur der innere Unmuth, der sich gegen irgend etwas Luft machen wollte. Gegen den Prinzen von Baden durfte dies nicht wohl geschehen, noch weniger gegen andere Gesellschaft, wenn er nicht sein Spiel ganz verlieren wollte, das Ludwig gegenüber allerdings mißlich stand. So blieb ihm dann nichts anderes übrig, als seine Hausgenossen und Freunde durch üble Laune zu quälen und an ihnen auszulassen, was ihm der Prinz von Baden zu verschlucken gab.

Jetzt trat auf einmal ein Umstand ein, der ihn sich selbst in einem achtungswerthen Lichte zeigte. Daß Civitella gar nicht angefallen worden

wäre, wenn Landriotti dem Prinzen nicht hätte Gelegenheit verschaffen wollen, den Marquis zu retten, konnte er so wenig wissen, als der junge Brausewind. Und nun kam noch der Cardinal Amalfi, kam mit Thränen, ihm für die Rettung eines Menschenlebens zu danken, um mit Thränen ihm seinen Kummer über den von der Natur und dem günstigen Glück so reich ausgestatteten Jüngling zu klagen, in seine Freundesbrust das Leid auszuschütten, das er ihm so häufig zugefügt, und ihn zu bitten, sich des Geretteten anzunehmen und durch seinen Ernst ihn vielleicht auf bessere Wege zu leiten, als die bisher betretenen.

Amalfi hatte einen fast unermeßlichen Reichthum. Wie alle Weltpriester, war auch er kein Feind des erlaubten Lebensgenusses; als solchen hatte ihn wenigstens Alexander im Bucentauro, dessen Seele der lebendige muntere Sechziger schien, nicht kennen gelernt, ja seinen Aeußerungen und seinem Aeußern nach verschmähete er auch die Freuden nicht, welche sein Gebetbuch und sein Gelübde ihm verbot; und so tadelte er Civitella nicht, weil er das Vergnügen suchte, er tadelte nur seine Unmäßigkeit im Lebensgenuß und seine Tollheit, sich in die verwegensten Händel zu stür-

zen, und mehr in der überstandenen Gefahr, als in den Armen einer schönen Dame das ersehnte Glück zu suchen.

Er erzählte dem Fürsten, wie unendlich oft er schon durch große Opfer ihn blutigen Händeln entzogen, wie er sogar genöthigt gewesen, Personen von Bedeutung durch geistliche Gewalt aus der Stadt zu entfernen, um dem Neffen Raum für seine tollen Streiche zu verschaffen; erzählte, wie er den Unsinn so weit getrieben, sich zu einer Braut zu schleichen, welche mit der Mutter und einer Schwester in demselben Zimmer schlafe, und wie er dann gesagt, es sey ihm weit weniger darum zu thun gewesen, die Erstlinge der Liebe von des Mädchens Lippen zu pflücken, oder den Bräutigam schon vor der Hochzeit in den großen Orden der Gekrönten eingeführt zu wissen, als — die verwegenste That begangen zu haben, welche jemals einem Menschen in den Sinn gekommen.

Jedes neue Abenteuer mache ihn lüstern nach einem noch neuern, jede überstandene Gefahr vermehre nur seine Tolldreistigkeit, und zuletzt müsse es denn doch einmal in den Abgrund ihn stürzen, an dessen Rande er in der verwichenen Nacht gestanden, und in welchem er bereits begraben läge, wenn des Prinzen Muth den Fallenden nicht noch

mit starker Hand zurück gehalten, ihn noch einmal dem Vaterherzen des Greises zurück gegeben, der ach — keine andere Freude, als diesen einzigen Sohn einer heiß geliebten Schwester, aber auch keinen andern Kummer habe, als den, welchen er ihm mache.

Ein paar Thränen perlten dem alten Manne über die Wangen und liehen dem sonst immer lachenden Antlitz des Cardinals etwas unendlich Rührendes. Die tiefe Bewegung, die sich in ihm aussprach, ließ fast glauben, was Biondello ihm als eine Muthmaßung mitgetheilt, daß Civitella nicht der Neffe, sondern der Sohn des Cardinals aus einer verbotenen Liebe des Mannes sey, der noch spät die Gewalt des Götter und Menschen besiegenden Amor empfunden.

Des Prinzen ganzes Mitgefühl ward rege, er suchte so viel als möglich den Cardinal zu beruhigen und versprach demselben, was an ihm sey, zu thun, um den jungen Tollkopf von seinem bösen Wege zurückzubringen — ein Punkt, über welchen allerdings der Grieche ganz sorgenlos seyn konnte. Dem bessern Menschen gelingt es nur selten, einen echten Libertin auf guten Weg zurückzuführen, viel leichter wird es dem Andern, einen ruhigen, mäßigen Mann von der Annehmlichkeit

eines freien Lebens zu überzeugen und wohl gar ihn seinen Fußtapfen folgen zu lassen, und daran eben, keineswegs an der Besserung des Marchese, war dem Jesuiten gelegen.

Noch an demselben Tage machte der Prinz seinen Gegenbesuch bei dem Cardinal und dieser führte ihn an das Krankenlager des Neffen. Heißer Dank entströmte den Lippen desselben. Nur erschöpft von der doppelten Anstrengung und dem Blutverlust, hatte er sich durch langen Schlaf wieder so weit erholt, um ohne Anstrengung sprechen zu können. Die Wunden hatte der Arzt nicht für gefährlich erklärt; so störte man ihn nicht in der Freude, welche es ihm zu machen schien, dem Prinzen sagen und immer wieder sagen zu dürfen, wie er ihm mit seinem ganzen fernern Leben verpflichtet sey und wie kein Tag vergehen solle, ohne daß er Beweise der Aufrichtigkeit seines Willens, sich ihm dankbar zu bezeigen, ablege.

Vierzehn Tage mußte Civitella das Zimmer hüten. Der erste Ausgang desselben war zu dem Prinzen gerichtet, bei welchem Amalfi ihn einführte.

Wiederholte Herzensergießungen des Alten eröffneten und beschlossen den Besuch. Civitella

war der liebenswürdigste Mensch. Wohlwollen, jugendlicher Frohsinn, lebhaftes, warmes Gefühl für alles Große und Schöne — dies schienen Hauptzüge seines Charakters; keine Spur jenes zermalmenden Stolzes der übrigen Nobili, mit welchem diese auf jeden andern Menschen, der nicht in gleichem Range mit ihnen und nicht, wie sie, in Venedig geboren ist, herabsehen, — keine Spur jener feierlichen Steifheit, welche diese Leute unerträglich macht, war an ihm zu bemerken, obwohl er sich zu den Ersten nach Rang und Reichthum zählen durfte.

Schon auf den ersten Anblick eroberte er sich den wackern Fahrnbach, und Zetwitz war ihm nicht minder gewogen. Mit der größten Offenheit und Liebenswürdigkeit benahm er sich gegen beide, so daß sie nicht aufhören konnten, Vergleiche zwischen ihm und den anderen vornehmen Herren, und immer zu seinen Gunsten, anzustellen. Seine männliche Schönheit, sein geistvolles Auge, der weiche, einschmeichelnde Ton seiner Stimme, welcher der italienischen Sprache erst ihr Recht angedeihen ließ, da sie, ein wahrer Gesang, doch von dem tiefen Organ der Italienerinnen vorgetragen, nicht so angenehm klingt, als wir in Deutschland meinen, wenn wir sie aus dem Munde einer

schönen Sängerin hören; — die fließende Beredtsamkeit, mit all diesen Vorzügen vereint, dies gab zusammen ein Bild, das von der Phantasie eines Dichters kaum anmuthiger gedacht werden konnte. Dazu kam nun noch, daß sein Körper bisher alle Ausschweifungen ertragen hatte, ohne daß die Spuren an ihm sichtbar geworden wären; er blühete in der frischesten Gesundheit, so daß die Cavaliere des Prinzen an dem, was Biondello ihnen gesagt hatte, zweifelhaft wurden, wenigstens glaubten, er habe es bei weitem übertrieben.

Ohne allen Rückhalt, mit einer fast deutschen Treuherzigkeit, gestand er diesen, daß er des Onkels Strafpredigten, so wie die harte Schilderung, welche derselbe von ihm gegen den Prinzen gemacht habe, wohl verdient, daß der Oheim ihm zürne und daß er es wahrlich nicht darnach gemacht, sich seine Gunst in hohem Grade zu erwerben, weil er ihm viel Kummer bereite, allein er sey nun fest entschlossen, sich ganz der Leitung des Prinzen zu überlassen, und es wohne die Ueberzeugung in ihm, daß Alexander, wenn er wolle, im Stande sey, ihn auf den rechten Weg zu führen; ein Freund, ein Führer habe ihm gefehlt, ihm, der bis jetzt nur Lüstlinge und Schma-

rozer oder Bösewichter um sich gesehen; das Fehlende hoffe er in seinem Lebensretter zu finden.

In der That gewann es den Anschein, als sey Alexander der Mentor dieses neuen Telemach geworden. Er übte an ihm alle Strenge und Wachsamkeit eines Mentors, ohne daß jener solche Autorität beschwerlich zu finden schien. Was der Prinz unternahm, Civitella war dabei; er wich nicht mehr von seiner Seite; er war bei allen Partien; ja er wußte ihn auf eine so innige Art an sich zu fesseln, daß er ihn sogar den größeren Gesellschaften, in welchen Alexander sich befand, entführte, seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zu lenken verstand, ohne daß es dem Fürsten im mindesten beschwerlich fiel; im Gegentheil war es ihm wohlthuend, so sichtliche Zeichen der Liebe von einem Menschen zu erhalten, der bisher für jedes wärmere dauernde Gefühl keine Empfänglichkeit zu haben schien.

XV.

Das ganze Verhältniß aber hatte auch von einer andern Seite Vortheil für den Prinzen. Ludwig von Baden, der in allen Gesellschaften, die Alexander besuchte, sich eine Art von geistiger

Superiorität angemaßt, war durch das Heldenhafte in Alexanders Abenteuer etwas in Schatten gestellt worden; man sah das Gediegenere, Werthvollere an diesem zu mächtig hervortreten, als daß man hätte zweifelhaft seyn können, wer den Kranz verdiene. Ludwig hatte Scharfsinn genug, zu bemerken, daß sich eine Stimmung in der großen Gesellschaft offenbare, welche von der früher für ihn vorhandenen durch deutlich wahrnehmbare Lauheit abwich; er war aber auch kleinlich genug, dies gewissermaßen schmerzhaft zu empfinden und darum alles Mögliche aufzubieten, was die frühere günstige Meinung für ihn wieder beleben konnte. List half hier seiner Eitelkeit beinahe von Neuem den Sieg über den ernstern und ehrenwerthern Mann erringen. Wo es nur immer möglich, da war Ludwig in des Andern Wege, und jeder kleine Kunstgriff, welchen zu ergreifen der Prinz unter seiner Würde hielt, ward von dem Nebenbuhler ergriffen, um über denselben zu siegen.

Allerdings war Geist und Witz auf Seite des Gegners glänzender, allerdings bot Alexander manche kleine Blöße, und so war es dann begreiflich, daß ein guter Theil der früheren Bewunderer des letztern abtrünnig ward und das

goldene Kalb anbetete. Aber der Prinz ward selbst der Moses, welcher es zerschlug und zu Asche verbrannte, obwohl erst nach mancher unseligen Verirrung, nach mancher, lediglich durch Nachahmungssucht herbeigeführten Thorheit.

Man sah nämlich, wie Alexander mit einer überlegenen Geistesgewalt den jungen Brausekopf beherrschte, ihn ganz nach seinem Gefallen lenkte, — ein Wunder, das bisher noch keinem Menschen gelungen war, ein Wunder, wofür, wie man sagte, der Prinz eine eigene Heiligenlegende verdiene, da es ein wahres Riesenwerk erschien.

Hatte nun schon die Ritterlichkeit des Prinzen die Damen für ihn gewonnen, wodurch dann die Männer natürlich mit gewonnen wurden, so waren durch dieses letzte Mirakel alle Abtrünnigen zu seiner Fahne zurückgekehrt. Ludwig stand ziemlich ärmlich da; Alexander hatte einen vollständigen Sieg über ihn errungen, bei welchem jener sich übrigens nicht großmüthig zeigte. Spätere Nachrichten lehrten den Prinzen, daß Ludwig fast hämisch gegen ihn gewesen und sich nicht gescheut habe, den Titel eines Schwaben in seiner übelsten Bedeutung auf ihn anzuwenden.

Seine Zeit war aus, sein fast königlicher Aufwand hatte seine Kasse erschöpft, er mußte Be-

nedig verlassen, und so war dann der Nebenbuhler aus dem Felde geschlagen. Allein auch der Zurückbleibende fühlte die Folgen seines Sieges und hätte mit König Pyrrhus ausrufen können: Noch eine solche Schlacht gewonnen und wir sind verloren! Ein ziemlich falsch verstandenes point d'honneur hatte ihn veranlaßt, jedem Fest, das Ludwig gab, jedem Conzert, jeder Landpartie, die er nach dem Continent veranstaltete, ein ähnliches Fest, nur noch kostbarer und geschmackvoller, entgegenzusetzen. Einer steigerte den Andern, immer theurer wurden die Vergnügungen, immer ausgesuchter die Geschenke, welche bald Diesen, bald Jenen verbinden sollten; und da die zahlreiche Dienerschaft nicht zurückbleiben wollte, mußte des Prinzen Freigebigkeit auch hier aushelfen, welches aber seine Kasse sehr übel empfand, ja welches alles nicht möglich gewesen wäre, wenn die Sparsamkeit Alexanders nicht manches schöne Kapital in früheren Jahren aufgesammelt, daß dann nun alles durch Hülfe des wackern Biondello, der stets mehr Geschenke zeigte, aber auch mehr Geld brauchte als der Gegner, darauf ging.

Jetzt beabsichtigte der Prinz gleichfalls, Venedig zu verlassen, und nur die Wechsel sollten noch erwartet werden. Da er gewußt, daß sein Aufent-

halt nicht von kurzer Dauer seyn würde, so hatte er manches Merkwürdige zu sehen aufgeschoben. Der junge Maler, Carlo Malfati, hatte ihn auf die bedeutendsten Meisterwerke aus Titian's und Tintoretti's, aus Correggio's und Paul Veronese's Zeit aufmerksam gemacht. Jetzt benutzte er diese Andeutungen, und mit Civitella durchlief er alle Kirchen und Klöster der Inselstadt, häufig die seltensten Prachtwerke der größten Meister in einem Refectorium versteckt und verräuchert findend. Allein wie sehr ihn jetzt, da er durch den Umgang mit Kunstverständigen und durch Vergleiche dessen, was die ausgezeichnetsten Maler geleistet, auch die Bilder eines Annibal Caracci, eines Julio, eines Salvator Rosa u. s. w. ansprachen, wie großen Genuß ihm das stundenlange Anschauen derselben gewährte, so war ihm doch nirgend mehr wohl; in seinem Innern schien ein Zwiespalt erwacht, er schien mit sich selbst unzufrieden, und die äußeren Umstände waren nicht geeignet, ihn besser zu stimmen.

Was man längst erwartet, Geld und Wechsel — blieb aus. Eine Woche nach der andern verstrich; die Verlegenheit ward immer größer, immer herber, und endlich mußte der Prinz zu

einem ihm äußerst unangenehmen Mittel, zum Borgen von einem Juden, schreiten.

Biondello hatte die Sache so trefflich eingeleitet, daß Niemand etwas davon wußte, als bis der Hebräer die Goldrollen brachte, da dann erst Fahrnbach merkte, woran er war. Einen geschickteren Unterhändler als Biondello konnte der Prinz sich gar nicht wünschen; die Gewandtheit, mit welcher er Alles einzuleiten wußte, ging ans Unbegreifliche, und ohne eine Caprice des Juden hätte selbst Fahrnbach nichts erfahren. An dieser Klippe aber scheiterte das Geheimniß. Der Hebräer verlangte nämlich einen Schein vom Prinzen — das war natürlich — aber mißtrauisch, wie diese Leute sind, verlangte er einen Schein, welchen der Prinz in seiner Gegenwart unterzeichnen sollte, da er der Dienerschaft nicht traute; als welche ihm leicht eine andere Unterschrift, als die ihres Herrn bringen, das Geld hinter seinem Rücken für sich verbrauchen konnte.

Dem Prinzen konnte nicht wohl proponirt werden, in des Juden Spelunke zu kriechen. So mußte er denn in das Hotel und aus diesem sah ihn Civitella schleichen. Ein ernsthaftes Gespräch, welches Alexander mit Fahrnbach über die Nothwendigkeit dieses Schrittes, und über das,

was denselben veranlaßt hatte, ward durch Civitella's Erscheinen abgebrochen, welcher den Prinzen zu einer neuen Excursion durch die Kirchen und Klöster aufforderte.

Diesmal fuhr man vom Markusplatz hinüber nach San Giorgio Maggiore, eine der schönsten Inseln, von einer der prächtigsten Kirchen geziert. In dem Refectorium befand sich das herrliche, mehr als dreißig Fuß lange Gemälde von Paul Veronese, die Hochzeit zu Cana vorstellend. Der Prinz, welcher, seitdem Ludwig von Baden abgereist war, sich seiner Begleiter nicht mehr schämte, hatte Fahrnbach und Zetwitz wieder, wie sonst gewöhnlich, mitgenommen. Als die mächtige Kirche nebst allen ihren Gärten und sonstigen Merkwürdigkeiten, zu denen eine alte, mit seltenen Handschriften angefüllte, aber gar nicht gebrauchte Bibliothek gehörte, hinlänglich besehen war, schiffte man nach der zunächst gelegenen Insel, der Giudecca, über, um dort in einem der reizend gelegenen prächtigen Gärten den Abend zuzubringen.

Schon nahete sich die Sonne dem Untergange, als Civitella, welcher lange Gelegenheit gesucht hatte, Fahrnbach zu sprechen, denselben in ein Bosket nahm und ihm sagte, wie er befürchte, der Prinz befinde sich in einer Geldverlegenheit.

Fahrnbach wollte läugnen, allein dies führte zu nichts, da er ihm bemerklich machte, wie er den Hebräer, dessen Geschäft er wohl kannte, aus dem Hotel des Prinzen kommen gesehen, wie es ihm bei einem solchen Menschen, dem Alles feil, nur ein paar Zechinen koste, um entweder seine Furcht gegründet oder widerlegt zu wissen. Er bat daher den Baron, ihn nicht zu diesem Schritte zu nöthigen, sondern ihn aufrichtig und unverholen von dem Stande der Dinge in Kenntniß zu setzen.

Fahrnbach, der sah, daß mit dem hartnäckigen Verneinen nichts gewonnen war, gab lieber zu, was er mit Vortheil nicht abläugnen konnte, sagte aber, daß die ganze Verlegenheit von dem Ausbleiben einiger Wechsel, die man über Trient erwartet, herrühre, daß irgend ein unvorhergesehener Zufall daran Schuld, oder daß man sie zurückhalte, bis der Prinz, von dessen naher Abreise man unterrichtet sey, geschrieben, wohin man dieselben adressiren solle. Dies sey nun geschehen, und bis zur Ankunft derselben habe allerdings der Jude aushelfen müssen.

Civitella schüttelte unwillig den Kopf, machte dem Baron bemerklich, daß er sich vor ihm, welcher dem Prinzen die höchsten Verpflichtungen habe,

viel zu sehr verwahre, sagte, daß er mit seiner Frage nicht etwa Gelegenheit suchen wolle, durch ein Darlehen einen Theil dieser Schuld abzutragen, sondern nur das einzige Mittel, sich gefällig zu zeigen, ergreifen möchte. Er fügte hinzu, daß er fast ganz frei über das ungeheure Vermögen des Cardinals, seines Oheims, disponiren könne, und daß vollends, was solche Veranlassung zu Ausgaben betreffe, er völlig unumschränkt sey. Dann bat er Fahrnbach, daß er dem Prinzen jede Summe, die ihm wünschenswerth sey, von seiner Seite und zu welchen Bedingungen immer, anbieten möchte, bat ihn, zu sagen, daß er sich Alles gefallen lassen wolle, was der Fürst darüber festsetze, wenn er ihn nur nicht ganz als Fremden behandle, welches allein ihn schmerzen würde, da er voll der allerwärmsten Anhänglichkeit für den Prinzen sey, — und ließ nicht nach, bis der Baron versprach, das Erbieten seinem Herrn vorzutragen, zu dessen Annahme er jedoch wenig Hoffnung gab.

Als dieses abgemacht war, wollten sie sich wieder zur Gesellschaft begeben; ihnen entgegen kam Herr von Zetwitz, nach dem Prinzen fragend. Beide äußerten, daß sie denselben in dem verabredeten Cirkel vermuthet und sich eben dahin

hätten begeben wollen. Man wußte nicht, wo er hingekommen. Allein Civitella half auf die richtige Spur; er sagte, daß er Alexander auf die schöne Kirche von San Joan Battista, die auf der großen Insel, der Giudecca, steht, aufmerksam gemacht habe, und daß derselbe aller Wahrscheinlichkeit nach dahin gegangen sey. Man suchte ihn, allein Biondello hatte ihn nach der Kirche della Croce geführt; dort sah man diesen schon von ferne stehen.

Bevor sich die Freunde ihm näherten, kam Alexander eilig aus einer Seitenthür, seine Wangen glüheten, seine Augen funkelten und blickten forschend nach Jemand umher, bis er Biondello ersah, den er zu sich winkte. Angelegentlich flüsterte er ihm etwas zu, deutete auf die Kirche, deren Thür er immer im Auge behielt. Darauf lief Biondello in die Kirche, der Prinz aber, ohne auf die Menge, welche auf dem Quai auf und ab wogte, zu achten, sah seinem Diener nach, endlich drängte er sich an den Häusern hin, nahe bei seinen Freunden vorbei und ging zu der Gesellschaft zurück, bei welcher er noch früher anlangte als Civitella und Fahrnbach.

Es war sichtbar, daß irgend etwas ihn gewaltsam ergriffen haben mußte; er schien zerstreut,

er nahm an nichts Theil. Das kleine Souper, gewürzt durch ein anmuthiges Concert, bei welchem sich eine Sängerin hören ließ, deren Stimme so lieblich war, als ihre Besitzerin schön, — eine Sängerin, welche seiner Aufmerksamkeit in einem minder aufgeregten Zustande gewiß nicht entgangen wäre, machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Er sprach nicht, er rührte von allen Leckereien, welche Civitella hatte auftischen lassen, nichts an, nur dann und wann stürzte er schnell ein Glas des feurigen Cyperweines hinunter, welcher ihn nur noch immer mehr erhitzte, das schon heftig bewegte Blut in unnatürliche Wallung brachte. Sein Blick war unruhig nach der Gegend gerichtet, woher Biondello kommen mußte, und seine Zerstreuung nahm immer zu, je länger dieser ausblieb.

Vergebens bemühete sich Fahrnbach, so wie der Marquis, ihn auf andere Gedanken zu bringen; selbst direct an ihn gerichtete Fragen beantwortete er so, daß man wohl sehen konnte, sie seyen ihm entweder lästig oder er habe dieselben gar nicht gehört. Endlich stand er auf, unfähig, seine Unruhe länger zu unterdrücken. In einer abgelegenen Allee ging er auf und ab. Keiner konnte sich enträthseln, was ihm wohl begegnet

seyn mochte. Nach zehn Uhr kam Biondello wieder. Die Nachricht schien nicht gemacht, den Prinzen zu erheitern; er blieb so einsylbig wie zuvor; es schien ihm nicht mehr heimlich in der Gesellschaft, er bestellte die Gondel und man fuhr nach seinem Hotel.

Schon lag Alles im Bette, nur den Prinzen floh der Schlaf, tausend Plane und Ideen kreuzten sich in seinem Hirn, und die Ursache von all dem war, was man bei ihm wohl am wenigsten erwartet, ein schönes Mädchen. Niemand hatte ihn einer so wilden verzehrenden Leidenschaft fähig gehalten, und es bestätigte sich somit an ihm eine schon längst gemachte Bemerkung, daß die Liebe die Vernachlässigung an ihr auf das empfindlichste früher oder später strafe und daß die Ahndung um so härter sey, je länger man sich ihr entzogen. Alexander, in der höchsten Blüthe des reifern Mannesalters, einige dreißig Jahre zählend, galt bis dahin, wenn auch nicht gerade für einen Verächter des weiblichen Geschlechts, doch in keinem Falle für einen Freund desselben; er hatte die Liebe nie gekannt und oft über die Thoren, welche sich von ihren Neigungen beherrschen lassen, gespottet. Nun, nachdem die Jünglings- und die ersten Mannesjahre schon entflohen, er-

griff auch ihn die dunkle Gewalt, der noch kein Sterblicher entgangen. Ein Blick hatte die Flamme entzündet, welche ihn zu verzehren drohete.

Civitella hatte den Prinzen auf die schöne Kirche von San Joan Battista aufmerksam gemacht, er wollte sie sehen; es fand sich keiner der Begleiter in seiner Nähe, er ließ sich also durch Biondello führen. Dieser geleitete ihn an eine andere Kirche, an die della Croce, woselbst seiner schon lange ein Schauspiel, nur für ihn bereitet, wartete.

Er trat in die ganz leere Kirche ein. Mächtige, dicke Mauern, hohe, schlanke Fenster, doch mit buntem Glase oder mit grünen Teppichen verhängt, machten dieselbe sowohl schaurig dunkel als grabeskühl, beides um so auffallender, als man aus einem hellen Tage, aus schwüler Wärme hineinkam. Alexander überließ sich ganz diesem fast beklemmenden Eindruck, der ihn erfaßte, so oft er eine solche düstere Kirche betrat. Er stellte sich in die Mitte des hohen, von schlanken Säulen getragenen Domes, um sich an den schönen Verhältnissen desselben zu erfreuen, und bei der Betrachtung des Irdischen der Schauer los zu werden, welche die Ahnung des Jenseits über ihn brachte. Endlich ging er von dem Schiff der Kirche nach den sie von beiden Seiten umlaufenden

Säulengängen, und besah die einzelnen Altäre und deren Bilder, welche ihn nach dem Hintergrunde immer tiefer in das Innere des Doms führten, bis er am Ende des einen Säulenganges vor einer Erhöhung stand, zu welcher einige Stufen führten, die den Vorplatz einer eigenen Nebenkapelle bildeten. Da sieht er vor dem Altar, auf der Erhöhung, welche den Sarg trägt, die Gebeine oder die Reliquien enthaltend, denen diese Kapelle geweihet ist*), ein Mädchen liegen, deren Anblick ihn so ganz außer Fassung brachte.

Es war Antonia, welche sich, von ihrer Führerin begleitet, jeden Sonnabend dort einfand, um für das Heil ihrer Mutter zu beten. Von Landriotti hatte sie vernommen, wie schwer es derselben werde, einem bis jetzt festgehaltenen Glauben zu entsagen. Das edle Wesen, welches fürchtete, so wie hier der Mutterpflege, so auch dort der Mutterliebe entbehren zu müssen, wenn die Pforten des Grabes sich nicht beide auf denselben Weg leiteten, hoffte, daß ihr Gebet die

*) Jeder Altar der katholischen Kirche hat die Form eines Sarges und ist auf den Reliquien eines Heiligen gebaut, oder enthält dieselben, schließt sie ein. Oft ist das ganze, bekleidete Gerippe des Heiligen durch große Glastafeln sichtbar.

Theure stärker werde in ihrem Kampf, und so entschloß sie sich, an jedem Sonnabend, nachdem sie durch die Beichte ihr Herz gereinigt, durch den Fasttag ihre etwaigen Fehler gebüßt, für die Mutter zu beten, und gewissenhaft hielt sie ihr Gelübde.

Landriotti, welcher sie seit seiner Rückkehr nach Venedig noch nicht besucht hatte, war doch auf's Genaueste von dem, was sie that, unterrichtet. Alexander sollte mit ihr bekannt werden; dazu war ihm schon Carlo Malfati mit dem Portrait Antoniens zugesendet. In solchem heiligen Augenblick mußte selbst das minder Schöne einen mächtigen Eindruck machen, wie nun nicht erst ein Mädchen von solcher Vollkommenheit, solchem Liebreiz und so viel edlem tiefem Gefühl, das sich mit vollester Klarheit in den reinen Zügen aussprach.

Biondello hatte nun den Auftrag, den Prinzen irgend an einem Tage, wo Antonia in jener Kirche war, wie zufällig dahin zu führen, und dies konnte gar nicht besser geschehen, als da, wo er gerade mit einer Gesellschaft auf der Giudecca war, also kein Gedanke an eine Veranstaltung aufkommen konnte.

Düster war Alles rings umher. Durch ein einziges Fenster fielen die Strahlen der unterge-

henden Sonne auf den Altar und das Gesicht des schönen Mädchens, das halb knieend, halb liegend auf den Stufen hingegossen war. Ihre eine Hand umschlang den Stamm des großen Kreuzes, die andere stützte den schlanken Körper. So lag sie betend, in der Glut der Andacht verklärt, und höher noch wie von einem Himmelsfeuer durchstrahlt, geröthet von der schon halb im Meere versenkten Sonnenscheibe; so erblickte Alexander das Engelsbild, und wie ein Blitzstrahl zuckte es durch seine Seele.

Sie ist's! sagte er sich, — sie, welche dich schon in jenem Gemälde so entzückte; sie ist's! du hast sie gefunden! O Carlo, Carlo! was bist du für ein elender Stümper! Hätte ich wohl noch leben können ohne sie, wenn du ihre Züge wirklich treu aufgefaßt? O dank dir, daß es nicht geschehen, daß es nicht in deiner Gewalt war! Wie elend wäre ich gewesen, wenn ich bis jetzt ohne sie hätte existiren sollen!

Mit gierigen Blicken sog er seine Seele voll von diesem Himmelsbilde, jede Einzelnheit, wie unbedeutend sie auch seyn mochte, von dem Schleier, welcher ihr Haupt bedeckte und das reiche blonde Haar halb verbarg, das losgegangen, in reizender Unordnung über Nacken und Schulter floß, bis

zu dem Kleid von schwarzem Seiden-Moor, der die vollen runden Arme, die leichte, schlanke Taille umspannte und in breiten schweren Falten von den Hüften herniederfloß. Alles lebte in seinem Busen, und es schien, als lebte er nur noch um dieses Bildes willen. Unaufhörlich wiederholte er sich, wie schön ihr goldenes Haar im Vergleich mit dem Gemälde Carlo's, wie matt dort das blaue Auge, wie voll Glanz es hier sey, wie reizend, wie so echt antik das Profil, von welchem jene gefärbte Leinwand — anders mochte er, seit sie lebend vor seinen Blicken gestanden, jenes Kunstwerk nicht mehr nennen — gar keine Ahnung gab.

So blieb er wie eingewurzelt auf der Schwelle der Kapelle. Das liebliche Mädchen ließ sich durch seine Dazwischenkunft nicht stören; sie war so sehr in ihrer Andacht vertieft, daß sie ihn gar nicht zu bemerken schien; und der Prinz ward durch diese heilige Reinheit in dem Ausdruck der Betenden so hingerissen, daß er zu ihr, wie sie zum Erlöser betete und er nach seinem eigenen Geständnisse damals zum ersten Male fest und unerschütterlich an ihn glaubte, zu dem sich ihre Blicke, ihre Bitten wendeten.

Sie erhob sich. Wie beschämt, als habe er

ein Unrecht gethan, als habe er einen Raub begangen, indem er sie so heimlich und verstohlen in sein Herz aufgenommen, ihre Züge seiner Phantasie eingeprägt, wich Alexander ihr aus, und erst jetzt, durch das Geräusch, was seine Tritte machten, aufmerksam werdend, bemerkte sie ihn.

Mit unaussprechlicher Ruhe blickte sie ihn an; ein sanftes, mildes Lächeln spielte auf ihren Lippen; sie kam aus ihrem Himmel, in ihrer Seele konnte kein Unwille gegen den Lauscher keimen; sie schwebte noch auf der letzten Sprosse ihres Gebetes, sie hatte die Erde noch nicht berührt.

Ein Rauschen hinter ihm weckte seine Aufmerksamkeit von Neuem. Eine ältere Dame erhob sich von einem Sitze. Bestürzt, sich von einer zweiten Person beobachtet zu wissen, beschämt, sich so ertappt zu sehen, schlug er die Augen nieder, und beide Damen schwebten an ihm vorüber.

Sechster Abschnitt.

I.

Daß jetzt von keiner Abreise mehr die Rede war, versteht sich von selbst. Biondello erhielt, als der Prinz sich gefaßt, den Auftrag, den Damen nachzugehen. Die peinlichste Unruhe verzehrte seinen Herrn, bis er wieder kam, und seine Nachrichten waren auch nicht tröstlich.

Längs des Kanals der Giudecca hatte er sie im Auge behalten, dann war sie um die Stadt gefahren und seinen Blicken entschwunden. Beim Herausgehen aus der Kirche hatte die junge Dame den Armen Almosen gespendet. Die Bettler hatten ein Goldstück bekommen; von einem derselben hatte er das Empfangene eingehandelt — es war ein holländischer Ducaten. Der Nämliche hatte erzählt, daß die junge Dame an jedem Sonnabend hier erscheine und Niemand unbeschenkt entlasse. Ferner erzählte Biondello, daß sie mit einem vor der Kirche wartenden bürgerlich gekleideten Manne, der sie zu ihrer Gondel geleitet, in einer ihm

unbekannten Sprache geredet, und daß er glaube, dies sey griechisch gewesen; der Gondelier sey ihm gleichfalls nicht bekannt, er erinnere sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben; vielleicht sey er gar nicht aus Venedig, sondern von einer der benachbarten Inseln; indessen habe er sich das Gesicht so wohl gemerkt, daß er glaube, ihn wieder zu finden.

Von da an schien Biondello unaufhörlich thätig für den Prinzen und erzählte an jedem Abend seine Heldenthaten, wie er durch die ganze Stadt gelaufen und gefahren; wie er wo möglich an allen Plätzen zugleich gewesen wäre, wo er sie nur irgend hätte vermuthen können; wie er alle seine Maschinen in Bewegung gesetzt, um sie zu entdecken; wie er, ein rechtgläubiger katholischer Christ, seinem Herrn zu gefallen sogar in der griechischen Kirche gewesen, kurz alles Mögliche zu ihrer Entdeckung gethan, doch alles Mögliche umsonst! Daß er ziemlich weit an der Wahrheit vorübergegangen, sagte er freilich nicht. Zu ganz anderen Dingen hatte ihn Landriotti unterdessen gebraucht. Wozu sollte er sich Mühe geben, den Aufenthalt der Schönen zu erforschen, da der Prinz sie vor Verlauf von mehreren Wochen nicht sehen sollte? Sobald der rechte

Zeitpunkt erschien, fehlte Antonia auch nicht, dafür ließ er den Jesuiten sorgen. Zerstreuen wollte man den Prinzen, ihn zu allen möglichen Thorheiten verführen, und dazu war nichts mehr geeignet, als die Ungeduld, in welcher er sich befand.

Indessen schien Biondello der treueste und thätigste Diener, kein Abend verging, wo er nicht irgend etwas Neues zu erzählen wußte, das Alexander beschäftigte. Einmal hatte er erkundet, daß der Gondelier, der jene Dame geführt, nicht von der Giudecca, sondern von Murano sey; dann war er ein ander Mal auf Murano gewesen und hatte den ganzen Tag nach dem Baccariol gesucht, aber nur den Begleiter der Damen gesehen; war ihm nachgesprungen, dieser jedoch, ob er ihn erkannt oder ob es Zufall gewesen, hatte sich verborgen, so daß er ihn nicht auffinden konnte; an einem dritten Abend war endlich der Baccariol erkundet, er war richtig von Murano, er hatte dort die Damen abgesetzt, sich aber weiter nicht um sie bekümmert; Engländerinnen waren es nach seiner Versicherung, denn sie hatten ihn mit einem Goldstück bezahlt und eine Sprache geredet, welche er nicht verstand — natürlich konnte das keine andere als die englische seyn.

Jetzt war man so klug als vorher.

Alexander befand sich in einer so exaltirten Stimmung, daß er für gar nichts Sinn hatte und seine Umgebung für ihn sorgen und handeln mußte. Der verlängerte Aufenthalt in Venedig machte neue Ausgaben nöthig. Des Prinzen von Baden Erscheinen hatte einen thörichten Aufwand veranlaßt; jetzt war er fort, allein die Ehre des Prinzen litt, da sein Stand einmal entdeckt war, und er bisher auf großem Fuß gelebt hatte, nicht, daß er sich nun mehr einschränke; er konnte in den Stand des unbemerkten Privatmannes nicht wieder zurücktreten. So blieb, obschon die Ursache nicht mehr vorhanden war, die Wirkung doch nachhaltig, und das Geld, das man von dem Juden aufgenommen, konnte unter diesen Umständen nicht lange reichen; es war nur bestimmt gewesen, so weit auszuhelfen, als nöthig, um die Wechsel zu erwarten, die vom Hofe von Stuttgart kommen sollten. Dort hatte Landriotti indessen schon dafür gesorgt, daß sie nicht kamen.

Bunter, entsetzlicher als je ging es dort zu. Wenn auch der Herzog seine Erniedrigung herb genug fühlen mochte, so hatte er doch nicht den Muth, sich den unwürdigen Fesseln zu entreißen; und jetzt, da sein letzter Freund, der Einzige, der es redlich mit ihm meinte, da Forsiner vom

Hofe entfernt, da er für Würtemberg bürgerlich todt war, konnte die Gräfin Würden machen, was ihr gefiel. Ihr gefiel aber, kein Geld aus dem Lande zu lassen, und so bekam denn auch Alexander nichts.

Jetzt glaubte Fahrnbach, das Civitella gemachte Versprechen halten zu können. Er sagte dem Prinzen, wie der Marchese sich erboten, jede Summe vorzustrecken, und wie es ihn freuen würde, sich auf irgend eine Weise gefällig zu zeigen. Nach kurzem Bedenken ward der Antrag angenommen und Fahrnbach beauftragt, die Sache in Richtigkeit zu bringen. Er sandte eine Verschreibung über 6000 Zechinen an Civitella; in einer Stunde kam diese mit Protest zurück und 12,000 Zechinen folgten.

Alexander ließ sich endlich die Erhöhung der Summe gefallen, allein die Verschreibung mußte der Marquis annehmen, so sehr er sich auch dagegen sträubte. Alsbald ward des Juden Forderung getilgt. Doch des Prinzen Unmuth verschwand nicht; es war unmöglich, ihn von seinen Träumereien abzuziehen; der Bucentauro, seit Ludwigs Anwesenheit wieder häufig und dann auf des Cardinals Bitten noch öfter besucht, ward jetzt ganz vergessen; für Niemand als für Bion-

dello war er sichtbar, selbst Civitella wurde sehr von ihm vernachlässigt, so gefällig sich derselbe auch bezeigte

Dieser Letztere meinte seine Nachforschungen zu der schönen Unbekannten ernstlich, weil er eine wahre Verehrung für den Prinzen fühlte und ihm zu dienen bereit war, auf welche Weise es auch immer sey.

Daß er nun bei sehr zahlreichen Excursionen wieder mit vielen seiner alten Bekannten in Berührung kam, war natürlich. Diese, obschon sie ihn oft genug gesehen, waren doch immer durch die Nähe des Prinzen verscheucht worden; jetzt drängten sie sich wieder an ihn und suchten ihn zu fesseln.

Leicht ließ er sich von den ehemaligen Genossen all seiner Abenteuer zu neuen Tollheiten verführen; Alexander war nicht mehr an seiner Seite, kein Wunder, daß sein rasches Blut, nicht gezügelt durch den würdigen Freund, ihn hinriß.

Eine sogenannte Villegiatura ward verabredet — am Besten durch Landpartie zu übersetzen, eine Fahrt nach einem Dorfe des festen Landes oder einem Städtchen der Lidi, der flachen Ufer, welche den Golf von Adria umgeben und durch Dämme den Lagunen abgewonnen sind.

Ein großes, etwa funfzig Fuß langes und zwölf Fuß breites Boot von hohem Bord und mit einem Steuerruder versehen, so daß es die See zu halten vermag, wird zu diesem Behuf gemiethet. Es ist dunkelbraun von dem Theeranstrich, wie alle Miethsboote, hat aber in der Mitte eine Hütte mit flachem Dach, welche aus zwei Zimmern und einem bedeckten Vorplatze am Ein- und am Ausgange besteht. Am Lande wird dasselbe von Pferden gezogen; in den Lagunen spannen ein paar Bugsirboote sich vor, um es bis an die Ufer zu ziehen. Die höchst geschmacklos bunt angemalte Cajüte, gewöhnlich ein Zeuge der Kunstfertigkeit des Barcajol, dem das Schifflein gehört, ist der Aufenthalt der Herrschaft; auf dem flachen Dache befindet sich die Dienerschaft.

Sind die Ufer etwas weit entfernt, ist das Ziel der Reise nicht das nächste, an der gegenüber liegenden Küste gelegene Dorf, so ist die Fahrt ziemlich langweilig, weil sie sehr langsam geht; da kommen dann von dem Orte selbst, schon auf bedeutende Strecke in die See hinein, Gondeln oder Batelli, leichte Schiffchen zum Wettrennen, äußerst schmal und schlank gebaut, dem großen Boote entgegen, und suchen die Passagiere zu überreden, sich ihnen anzuvertrauen, wel-

ches dann auch meistens gelingt, obwohl man auf solche Weise doppeltes Fahrgeld zahlen muß; man ist froh, aus der schwülen Cajüte zu kommen; bis aber die Gondeln sich zeigen, sucht man so gut als möglich sich mit Trinken und Erzählen die Zeit zu vertreiben.

Zu diesen Mitteln wurde von der lustigen Gesellschaft, welche Civitella bei der Fahrt umgab, auch diesesmal geschritten, und Brunelleschi, ein getreuer Gehülfe aller tollen Streiche, welche der Marchese ausgeführt, theilte der Gesellschaft ein Abenteuer mit, welches er gehabt, seit Civitella ihnen untreu geworden, sich an den Principe tedesco — an den deutschen Prinzen — gehängt.

II.

Ihr wißt, so erzählte Brunelleschi, welch ein Wunderland Krain ist. Schon vor Jahrtausenden und damals wohl noch mehr als jetzt, wo denn doch ein und der andere vorurtheilsfreie Mann durch dasselbe reiset, war es berühmt und berüchtigt wegen der mächtigen Bäche und kleinen Flüsse, welche sich in Felsen verlieren oder in offene Trichter hinabstürzen, wie der St. Canzian, der Poick,

die Loqua, die Temenitz u. s. w.; wegen der Ströme, welche bis an ihre Quellen schiffbar sind, wie der Kulpa, die Klokot, die Laibach und andere, alle von der merkwürdigen Eigenschaft, daß sie im Winter dämpfen und rauchen durch die erhöhete Temperatur, während sie im Sommer so kalt sind, daß kein Fisch und kein Wasserthier, nicht einmal ein Wasserinsect, in denselben wohnen kann; wegen des Timavus-Stroms, der nur eine halbe Meile lang ist und auf dieser Länge, vom Meere aus, in welches er sich unmittelbar und mit ungeheurer Wassermasse ergießt, bis an seine sechs Quellen auch für die allerschwersten Lastschiffe vollkommen fahrbar ist. Unwissenheit und Aberglaube setzten zu jeder natürlichen, aber seltenen Erscheinung so viel Unnatürliches von dem Eindringen in die tiefsten Eingeweide der Erde, von unterirdischen Meeren, von Lindwürmern, ungeheuren Riesenschlangen, mehrere hundert Fuß messend, und von Drachen, welche diese Gewässer bewohnten, von giftigen Flüssen und giftigen Wäldern u. s. w. hinzu, daß es berüchtigter und gefürchteter ward, als Thessalien durch seine Zauberinnen jemals zu Perikles Zeiten gewesen ist.

Ich wollte das Land, den Zirknitzer See, die Adelsberger Grotte und die Hrudschiza (der Birn-

baumer Wald) auch einmal sehen, und so entschloß ich mich vor kurzem, als unser langweiliger Freund tugendhaft zu werden anfing und sich von der weisen Minerva, in Gestalt eines deutschen Prinzen, wie ehemals Telemachos von Mentor, führen und uns lustigen Gesellen entführen ließ, nach Laibach zu reisen.

Der erste Eintritt überraschte mich. Ich glaubte wieder in Venedig zu seyn; die hohen Häuser, die schmalen, ganz glatt gepflasterten Straßen, der Fluß Laibach, welcher mit dunkelgrünem, tiefem Gewässer langsam durch gemauerte Ufer zieht, die vielen schwarzen Schiffe, die eilenden Boote, das rege Handelsleben, die Lastträger auf dem Fondamente, die gewölbten Brücken, das alles erinnerte mich an meine liebe Vaterstadt; ich träumte mich an dem großen Kanal, in die Nähe des Ponte Rialto versetzt und wollte eben einem Barcariol zurufen, er solle mich nach der Riva de Chiavoni fahren, woselbst in einem eleganten Caffeehause ich meinen Freund Civitella zu treffen hoffte, weil er mich zu einem guten Frühstück auf Triester Pholaden*) und trefflichen Chioswein gebeten.

*) Das Thier, wovon hier die Rede ist, gehört seiner Lebensart wegen zu den merkwürdigsten, welche die

Die Freunde lachten über die Anspielung, welche der Gesellschaft, sobald das Land erreicht war, die frischesten Pholaden, so viel deren nur in dem nicht felsigen Lidi zu haben waren, eintrug. Brunelleschi aber fuhr fort:

See bewohnen. Es gehört zu den dünnen, fast papierartigen Schaalthieren und kann doch den festesten Marmorfelsen durchbohren; wegen der äußerst zerbrechlichen Schale bedarf es eines andern Schutzes, und diesen gewährt ihm der durchbohrte Stein. Nahe an der hintern Spitze der Muschel hat es einen starken Saugmuskel, mit welchem es sich an den zu bewohnenden Fels ansetzt. Die Schale, wie schwach und dünn sie auch ist, hat an ihrer Oberfläche Narben und Reifen, welche ihr das Ansehen einer sehr grob gehauenen Feile geben. Da sie nun zum großen Theil aus Kiesel besteht, so ritzt sie die mehrsten anderen Steinarten. Noch ganz jung, saugt die Pholade sich an den Fels, den sie bewohnen will, und rückt mit der Ecke ihrer Muschel stets auf einem Fleck hin und her. Da das ununterbrochen fortgeht, so bohrt sie sich endlich ein Loch von ein paar Linien Oeffnung und mehr als Zolles Tiefe. Darin bleibt sie wohnen. Allein sie wächst bedeutend, und nun wiederholt sie diese Bewegung im Innern ihrer Wohnung, wodurch dieselbe im Lauf der Zeit groß genug wird, um das vier bis fünf Zoll lange und beinahe zwei Zoll breite Schalthier aufzunehmen. Aus der noch immer ganz engen Oeffnung streckt es den Rüssel, der mit Franzen besetzt ist, und fängt sich so, was ihm vor den Mund kommt. Niemals kann es die Höhle verlassen; um seiner habhaft zu werden, muß man den Felsen absprengen. Das Thier ist zarter und pikanter, als die Austern und gehört zu den gesuchtesten und seltensten Leckerbissen.

Nachdem ich mich einige Tage in Laibach aufgehalten, reiste ich wieder zurück über den öden, unfruchtbaren Carso (den Karst) und näherte mich dem Orte Lohitsch. Die Gegend hat ein ganz eigenthümliches, wildes Ansehen; ich möchte sagen, sie ist dem Erdboden so fremd, daß man eher glaubt, auf einem Mondvulkan, als in der Nähe von Triest auf dem Korst zu stehen. Rauh und flach ist sie besäet mit größeren und kleineren Felsen-Trümmern, zwischen denen sich Trichter von der allerregelmäßigsten Bauart in das Erdreich senken. Diese haben vier Fuß Durchmesser und Tiefe und steigen von da bis auf mehr als hundert Fuß in ihren Dimensionen. Nun denkt Euch auf den Rändern einer Unzahl solcher Trichter, deren nur wenige die erstgenannte, die allermehrsten eine beträchtlich größere Ausdehnung haben, umherwandelnd, in ihre oft schwindelnde Tiefe hinabschauend, nichts Lebendes um und neben Euch — es ist der seltsamste Anblick, den man haben kann.

Als ich von Lohitsch mir einen Führer, der kein Wort Italienisch, sondern nur sein abscheuliches Slavonisch verstand, genommen hatte, der mich von der Straße ab nach dem Zirknitzer See bringen sollte, begann erst recht die eigentliche

Gebirgsreise. Die Höhe, auf der wir wandelten, blieb mit den vielen Trichtern fort und fort besäet; dann und wann bot ein Einschnitt in den Gebirgskamm eine freundliche Aussicht in die herrlichen Thäler dar, unter denen vor allen der Anblick von Planina, einem hübschen Marktflecken mit einem großen alten Schlosse, an der Unz liegend, die sich, wie mehrere andere Flüsse, in den Boden verliert, mich entzückte. Der ferne Saum der Berge zeigte die schroffsten Felsmassen, welche oft phantastisch geformt, oft auch alten gothischen Bauwerken, oder mächtigen Bastionen, oder hochgethürmten Wänden, Häusern mit flachen Dächern und zackiger Attika ähnlich sahen.

Endlich nach langer Wanderung, welche mir unbehülflichem Menschen, dessen Beine des Barcariols Ruder sind, sehr schwer ward, blickten wir in einen weiten, von schroffen Felsen und mächtigen Bergen eingeschlossenen Thalkessel hinab, aus dessen Grund uns die Fläche des berüchtigten Zirknitzer Sees entgegen glänzte. Das kleine Zirknitz, mit seinen schwächlichen Thürmen, und ein paar armselige Dörfer schienen sich zu fürchten vor den ungeheuern Massen, welche sie umgeben; es war mir wirklich, als sehe ich die Thürme des Fleckens immerwährend vor Angst

zittern. Die Gegend verliert ihr Wunderbares und Eigenthümliches auch hier nicht, die Berge sind schroff und steil. Der mächtige Javornig ist sehr hoch, schwarz bewaldet, und seine beiden Seiten sind so vollkommen unter gleichen Winkeln gegen den Boden geneigt, daß sie wie das Dach eines Titanenbaues, wie das Dach eines riesigen Cyklopenhauses aussehen, dessen First oder Forst aus den mächtigsten Felsenstücken von beinahe regelmäßiger Form und ganz gleicher Höhe gebildet ist. Der Slivinza, durch seine düstere, nebelvolle Höhle berüchtigt, gleicht einer spitzigen Pyramide, gegen welche die größte egyptische nur ein Fingerhut ist. Die Trichter fehlen nirgends, und die Felsen haben Gestalten, welche der erhitzten Einbildungskraft allen möglichen Spielraum lassen.

Das kleine Dörfchen Jessero (See, Jeschero auf Polnisch) ist dicht am See gelegen. Die größte der elenden Strohhütten ward mir als Kertschma *) gezeigt, in welcher übrigens nichts als abscheulich schmeckender Branntwein, aus verdorbenen Pflaumen bereitet, zu haben war. Das

*) Wirthshaus, in der reinern polnischen Sprache Kretscham, so wie der Wirth Kretschmarsch heißt.

einzige Zimmer des Hauses hatte eine Menge sehr verschiedener Bestimmungen. In einer Ecke war die ganze Wand mit Heiligenbildern auf das abscheulichste angemalt, beklebt; das war die Kirche, in welcher es nicht an kleinen Fetzen Band und an Rauschgold zum Schmuck und zur Vermehrung der Rührung fehlte. Gleich daneben zeigte ein großer Backofen und ein Backtrog, daß hier die Feldbäckerei zu sehen. Unmittelbar an diese stieß aber das Schlafzimmer, der Winkel hinter dem Ofen. Auf der andern Seite neben der Kirche war die Küche, dann kam der Schwein- und Gänsestall, in welchem die verschiedenen gefiederten und behaarten Bewohner ganz friedlich neben einander Mittagsruhe hielten.

Ich Leckermaul, das nicht einmal mit Austern zufrieden ist, sondern Pholaden haben muß, ich war genöthigt, aus erbärmlichem Hunger ein abscheulich Stück des schwärzesten stachligen Haferbrodes hinunter zu würgen.

Der vortreffliche Gastwirth erfuhr nun, daß ich den See zu befahren gedenke. Er führte mich dann in den Hof, an eine Bucht, welche bis dicht an die Thüre sich erstreckte, und zeigte mir die Kähne, mit denen dies geschehen sollte — ich sah zu meinem großen Schrecken zwei Seelenverkäu-

fer, das heißt, ausgehöhlte Baumstämme von achtzehn Zoll Breite und zehn Fuß Länge.

III.

Mit unglaublicher Sicherheit fahren in diesem schwankenden, zerbrechlichen Fahrzeuge die Fischer auf dem gefährlichen See umher. Jetzt war er es doppelt, denn er war in sichtlichem Abnehmen begriffen, welches aber nicht, wie man fabelt, in jedem Jahre regelmäßig geschieht, sondern blos von der Witterung abhängt.

Der Boden des Sees ist, so wie das Land umher, mit Trichtern von gräulicher Tiefe übersäet. Viele derselben saugen immerfort Wasser ein und zwar in der Regel so viel, als dem See zuströmt. Schwellen seine Bäche und Flüsse, so steigt das Wasser des Sees bedeutend, weil mehr heran fließt, als durch die unterirdischen Kanäle wegkommt; es erhebt sich, bis es in die großen Felsenlöcher Welka, Karlauza und Mala Karlauza kommt, in die es sich hinabstürzt, um in dem Thale von Sanct Canzian wieder zum Vorschein zu kommen und sich nach nochmaligem Verschwin-

den hinter Felsen oberhalb Planina in die Unz zu ergießen. Wenn jedoch anhaltender Regen den Zufluß noch vermehrt, dann führen selbst diese Oeffnungen das Wasser nicht mehr fort, und der See erhebt sich oft auf 24 Fuß über seinen gewöhnlichen Standpunkt, Felder, Wiesen und Dörfer überschwemmend. So ist sein Steigen und Fallen von Trockniß oder Regen abhängig. Er fällt manchmal zwei- auch dreimal in einem Jahre, und bleibt oft wieder drei Jahre unverändert.

Dieses war eben jetzt der Fall gewesen. Er begann nach dreijährigem Stillstande seit acht Tagen langsam zu fallen, und schon wurden die hochgelegenen Stellen mit Buchweizen und Hirse besäet. Der Hausherr stellte sich nun in den schaukelnden Nachen, empfahl mir das Stillesitzen vor Allem und stieß dann vom Ufer, sich einer breiten Schaufel statt des Ruders bedienend.

Wir fuhren jetzt bald über ganz flaches Gewässer, das den kaum zwei bis drei Fuß unter dem Spiegel befindlichen Felsboden durchsehen ließ; bald sahen wir uns urplötzlich über einen schwarzen Abgrund schwebend. Dies sind die Trichter, welche das Wasser aufnehmen, und deren einige vierzig sind, in welche man dasselbe deutlich einströmen sieht. Ueber einem solchen zu verunglücken, ist

das Schrecklichste, was einem begegnen kann, denn selbst der geübteste Schwimmer wird da hinab gezogen und ist rettungslos verloren. Der Kahn sank beim Hinüberfahren mit der Spitze so tief ein, daß er Wasser schöpfte; dasselbe geschah, als wir darüber weg waren, mit dem Hintertheil; und nahe daran vorbeifahren, war noch weit gefährlicher, weil das Fahrzeug dann, seitwärts gebogen, gewöhnlich umschlägt.

Die Trichter haben alle ihre eigenen Namen, wie: der Kessel, das Faß, der Wasserträger (Kottu, Betschek, Wadonos). Bei zweien hört man deutlich den brausenden Lärm, den das Hinabstürzen der Wassermasse in die unterirdischen Räume verursacht, und daher heißen sie die große und die kleine Trommelschlägerin Welka und Mala Bubnarza).

Das ist das Wahre an der Sache, während Bücher und Reisende mit großem Pathos erzählen, dieser See erlaube seinen Anwohnern Jahr für Jahr auf seinem Grunde zu säen, zu ernten und Heu zu machen, auf den Stoppeln zu jagen und endlich zu fischen. Im Frühling sollen sich seine Gewässer mit großem Gebrause in unterirdische Vertiefungen, in schauderhafte Abgründe stürzen, im Herbste aber eben so schnell und plötz-

lich, und mit gleich furchtbarem Getöse sammt allen wohl erhaltenen Fischen wieder hervorkommen und ihn binnen vier und zwanzig Stunden zu seiner alten Höhe füllen.

Er hat unterirdische Abflüsse wie ein anderer dergleichen über der Erde. Sind Abfluß und Zufluß im Gleichgewicht, so bleibt er unverändert; hat eines oder das andere ein Uebergewicht, so verschwindet oder erhebt er sich. Im ersten Falle trocknet er ganz aus, so daß nur ein Loch, die Piauze, der Blutegelteich, und das Bett des Jesseru noch Wasser haben. In diesem Loch bleiben Fische zurück, bewacht und beschützt von unzähligen Blutegeln, so daß keiner sich der Piauze zu nähern wagt. Da vermehren sich nun die Fische unglaublich, und wenn der See sich wieder füllt durch die mehr Wasser ausspendenden Quellen, so ist derselbe auch wieder mit Fischen angefüllt — daher wohl all die Fabeln.

Mein Führer sang und jodelte die schönsten Steyerischen und Krainer Melodien, welche durch den Wechsel zwischen Brust- und Fistelstimme einen ganz eigenen Reiz erhalten, und schaukelte mich dabei immer auf dem See umher, von einem Vorgebirge zum andern, — Einsprünge, durch welche der See eine sehr unregelmäßige Gestalt er-

hält. Eine solche Halbinsel ist weit in den Wasserspiegel vorgeschoben und hat nahe bei im Westen die Insel Vorneck mit dem Dorfe Ottok. Noch zwei kleinere Inseln, **Welka Goriza** und **Mala Goriza**, so wie das flache **Venetik** — ein im Wasser schwimmendes zweites Venedig — machen die Spiegelfläche dieses merkwürdigen Sees belebt und interessant.

Indem wir über eines jener felsigen **Promontorien** hinausfuhren, hörten wir auf der andern Seite desselben plötzlich einen lauten Schrei. Ein paar rasche Ruderschläge trieben unsern Kahn schnell um die Spitze der Halbinsel. Da bemerkten wir einen umgeschlagenen Seelenverkäufer und mehrere Menschen nahe bei demselben mit den Wellen kämpfend. Ein feiner Mann hatte sich an den umgekehrt mit seiner Wölbung nach oben gerichteten Kahn geklammert; eine etwas ältliche, noch recht schöne Dame schwamm, gehalten von dem Schiffer, dem Lande zu; ein junges hübsches Mädchen war im Untersinken und streckte nur noch in Todesangst ihre zarten kleinen Hände aus dem schwarzen Wasser heraus, das bodenlos unter ihr in den Abgrund sich senkte und die schöne Beute verschlingen zu wollen schien.

Sogleich rief ich meinem Führer zu, daß er

auf jenes Mädchen, das in der hülflosesten Lage war, steuern sollte, und da er meine Worte nicht verstand, zeigte ich ihm das arme Kind, welches so eben untersank. Schnell war er dort, noch einmal tauchte sie auf, und das Haar ergreifend, das verworren um ihren Scheitel hing, gelang es mir, sie über den Wasserspiegel zu erheben und so mit ihr dem Ufer zuzufahren; davon nämlich, sie in den Kahn zu nehmen, war keine Rede, weil er sonst sammt uns sich überschlagen hätte.

Bald war das Land erreicht. Die Gerettete ward auf das Trockene gezogen und der Kretscham kehrte allein mit seinem Kahne auf den See zurück, auf welchem der Fremde noch schwamm, gehalten durch den umgekehrten Seelenverkäufer. Die ältere Dame war in guten Händen; der Fischer kam ganz ruhig mit ihr auf die Felsenspitze zu.

Ich beschäftigte mich unterdessen mit dem halb ohnmächtigen Mädchen, das noch kaum im Stande war, sich zu fassen, aber doch in abgebrochenen fremden Worten, welche ich für deutsch erkannte, mir zu danken suchte. Mein Halstuch und ein anderes frisches Tuch, das ich in der Tasche führte, mußten dienen, um Gesicht und Hals und Hände zu trocknen, und bei diesem süßen Geschäft sah

ich unter meinen eifrig um sie bemüheten Händen eine seltene Schönheit sich entfalten. Unsere Venetianerinnen sind zierlicher und regelmäßiger gebaut, sie nähern sich mehr den antiken Formen; allein hier war eine so liebliche Fülle mit einer so ausgezeichneten Frische gepaart, daß man um derselben willen gern darüber hinweg sah, daß ihr Näschen nicht wie das der Venus Kallipygos, die noch um anderer Theile willen sehr berühmt ist, — sondern etwas stumpf und ihre Lippen ein wenig aufgeworfen waren, welches ihr übrigens ein äußerst anziehendes Wesen verlieh und zu dem Geständniß verlockte, als sey dieser Mund doch weit mehr zum Kusse einladend gemacht, als der feingeschnittene der Italienerinnen.

Ich konnte nicht umhin, ihr im Feuer meiner Gefühle zu gestehen, welchen Eindruck sie auf mich gemacht, und daß nichts auf der Welt mich mehr beglücken würde, als ein freundlicher Blick von ihr. Diesen gab sie mir dann auch mit aller Lieblichkeit, die auf dem unschuldigen Gesichtchen in wahrer Engelsmilde lag. Ich ergriff ihre schöne, weiche, runde Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen, etwas, das sie ganz geduldig litt. Dies machte mich kühner, ich beugte mich — ihr müßt wissen, daß sie auf dem Felsgestade lag und nur

der Kopf ein wenig erhöhet war, ich aber an ihrer linken Seite kniete — ich beugte mich über sie und drückte einen brennenden Kuß auf die süßen schwellenden Lippen, in diesem Augenblick hatte ich aber eine solche Ohrfeige auf meinem linken Backen, daß ich mit ziemlicher Gewißheit behaupten zu können glaube, auch ein weiches, zierliches Patschchen könne tüchtig zuschlagen.

Ich konnte mich auf nähere Erörterungen, wie das gemeint sey, ob im Scherz oder im Ernst, nicht einlassen, weil so eben die Dame mit ihrem Petrus, der sie aufgefischt, landete, und auch der fremde Herr mit dem umgestürzten Kahn dem Ufer zuschwamm, bugsirt am Schlepptau von dem Wirth aus Jessero.

Hier auf der öden Halbinsel war unseres Bleibens natürlich nicht; wir mußten nach dem Dorfe zurück; und so blieb denn nichts übrig, als die erbärmlichen Fahrzeuge wieder zu besteigen, welches auch geschah, nur mit dem Unterschied, daß nicht, wie früher, der Herr, die beiden Damen und der Fischer in einem Boote waren, sondern die jüngere in das von mir gemiethete übertrat, wodurch die Last gleichmäßiger vertheilt wurde.

Der Tag war sehr warm, daher nur das

Unangenehme der nassen Kleider zu überwinden blieb; schädlich konnte das Bad nicht wirken. Wir langten in Jessero an. Für frische Wäsche und für neue Anzüge ward aus der Garderobe der Hausfrau gesorgt. Meine Gäste nämlich hatten ihre Kutsche in Lohitsch verlassen, waren, wie ich, nur etwas früher, nach dem See gegangen und wollten von hier nach Planina (Alben) hinab. So mußten dann sehr grobe Hemden von den Damen angelegt werden, bis die ihrigen getrocknet waren. Die schöne Frau machte in dem Bauernrock eine wunderliche Figur, es lag etwas so Erhabenes, Majestätisches in ihrem Wesen, das sich gar nicht mit der groben, kurzen Kleidung vereinigen wollte. Das junge Mädchen hingegen sah eher aus wie eine Dorfjungfer, nur war sie zehntausend Mal schöner als alle Krainermädchen zusammen genommen; denn diese haben in der That nichts besonders Anziehendes. Ich will zwar nicht darauf sterben, aber schwören und das Sacrament darauf nehmen, daß ich keine Krainerin auf meiner ganzen, vierzehn Tage langen, Reise geküßt — das will ich kecklich.

IV.

Auf der Seereise war keine Intrigue anzuspinnen gewesen. Die Ohrfeige hatte mich zwar nicht abgekühlt, noch weniger abgeschreckt; ich hatte darin nur die Nationalität erkannt — eine Italienerin hätte es nicht gethan. Allein ich konnte nichts als gleichgültige Sachen mit ihr sprechen, weil der andere Kahn dicht neben dem meinigen fuhr; überdies ging unsere Unterhaltung ziemlich nüchtern einher, weil sie nicht Italienisch, ich aber nicht gut Französisch redete, welche letztere Sprache sie in großer Vollkommenheit zu können schien. Ich nahm dann zu dem einzigen Mittel in solchen Fällen, zu dem Mittel, mich lächerlich zu machen, meine Zuflucht, schwatzte in den Tag hinein allerlei durch einander, worüber sie anfangs nur den Mund verzog, dann lächelte, dann laut lachte; und hat man es einmal so weit gebracht, dann hat man gewonnen Spiel — ein Mädchen, das über mich so herzlich stundenlang gelacht und mit mir sich unterhalten hat, das kann mir auch, wenn ich zu dreist werde, nicht mehr ernstlich zürnen, weil es in meiner Gewalt steht, sie in jedem Augenblick wieder zum Lachen zu bringen. Wo soll dann die Fähigkeit, böse zu werden, herkommen?

Bald dieses, bald jenes Mißverständniß veranlassend, indem ich Worte falsch betonte, oder falsch aussprach, wenn ich auch das rechte wußte, hielt ich sie immerfort in Athem, und nun war sie eine Bäuerin geworden, jetzt hatte ich vollends gar keinen Respect vor ihren finsteren Blicken, lachte doch der Schelm dahinter hervor.

So rückte dann der Abend, so rückte die Nacht heran, und man fand endlich allgemein in mir einen sehr liebenswürdigen Gesellschafter, mit welchem schon ein vernünftig Wort zu reden war, ja die vornehme fremde Dame gab sich viel mit mir ab, mehr als mir eigentlich lieb war, denn obgleich sie vortrefflich Italienisch sprach, unterhielt ich mich doch in meinem gebrochenen Französisch lieber mit der jüngern.

Der Begleiter fiel mir auf. Ich hatte nie etwas so Erhabenes, Edles, Ernstes gesehen, wie in diesen Zügen. Er war offenbar älter als die schöne Dame, man sah, daß mancher Kampf durch sein Leben gezogen seyn mußte, allein er war noch so einnehmend, daß ich mich gar nicht gewundert hätte, wenn die jüngere seine Geliebte gewesen und ihn recht von Herzen geliebt hätte. Er war so fein in allem, was er that und sprach, es war darin so ganz das Gepräge des vollen-

deten, gebildeten Weltmannes, daß man nicht umhin konnte, ihm wohl zu wollen, wie das offenſte Wohlwollen aus ſeinen ernſten Zügen ſprach. Allein tief in den dunkeln Augen lag ein ſo ſcharfer, ſtechender Blick, vor welchem ich ganz unwillkührlich immer meine Augen niederſchlagen mußte; er drang durch Mark und Bein, es war, als könne er die Seele damit bis in ihre innerſten verborgenſten Falten durchſchauen, es war, als müſſe des Herzens geheimſte Regung in das Auge, in welches er blickte, treten, um ſich ihm unverholen hinzugeben.

Himmel! rief Civitella, das iſt mein Unbekannter von Muraro, aus dem Garten, den ich bewohnte, als ich mich vor dem ſpaniſchen Geſandten und ſeinen Dolchen verbarg; es iſt ein hagerer, großer Mann, mit dunklem Haar —

Ja wohl, ſagte Brunelleſchi. Weißt Du, wer er iſt?

Nun? frug der Marcheſe — —

Nun, erwiederte der Marcheſe, ich meine, ob Du es weißt, denn ich weiß es nicht, obwohl ich noch ſtark mit ihm in Colliſion kam.

Ach ſo — nein, mir iſt er auch nicht weiter bekannt, als von einmaligem Sehen. Nun theilte Civitella ſeinen Freunden den ganzen bereits an-

geführten Vorfall mit, und wie er seitdem vergebens auf die reizende Unbekannte gehofft, sie aber nicht wieder erblickt. Die Damen, welche Brunelleschi beschrieb, waren es übrigens nicht, wie er versicherte, denn weder war die jüngere mit einem Stumpfnäschen und mit aufgeworfenen Lippen versehen, noch war auch die ältere schön zu nennen, was sie auch wohl niemals gewesen seyn mochte.

Es war nun wohl möglich, daß der Unbekannte sich wieder eingefunden, und dabei die Nothwendigkeit gar nicht einzusehen, warum er gerade dieselben beiden Damen in seiner Gesellschaft haben mußte, von welchen er im vorigen Jahre Abschied nahm. Darum zerbrach sich der Marchese weiter nicht den Kopf und bat Brunelleschi, in seiner Erzählung fortzufahren, was dieser folgendermaßen that:

Kleider und Wäsche der Fremden waren nun wohl getrocknet, aber es war unterdessen so spät Abend geworden, daß sie den beschwerlichen Gebirgsweg nach Lohitsch so wenig als nach dem noch fernern Planina einschlagen konnten. Man mußte sich daher entschließen, in dem Hause zu übernachten. Dies war bei dem beschränkten Raum und der mangelnden Gelegenheit keine

kleine Aufgabe. Man fand endlich das Auskunftsmittel, daß die Damen Kirche, Küche, Backhaus, Wohn- und Schlafzimmer des Wirthshauses, das heißt, die einzige Stube, welche darin war, beziehen und daß die eigentlichen Bewohner sammt uns beiden Männern suchen sollten, wo sie ein Unterkommen fänden.

Als diese Anordnung getroffen war, blieben wir ganz heiter zusammen bis lange nach Mitternacht, so daß es mir fast zu lange wurde, denn ich hatte so meine eigenen Plane mir gemacht, von deren Ausführung ich mir große Freude versprach. Ich war nämlich dem hübschen Mädchen, welches mir große Anlage zu einer Kokette zu haben schien, immer näher gerückt und glaubte schon etwas wagen zu können. Bei einem zweiten Versuch, sie zu küssen, bekam ich keine Ohrfeige mehr, sie sträubte sich nur dagegen; bei dem dritten Versuch sträubte sie sich nicht mehr, den vierten duldete sie willig, und endlich drohete sie mir, wenn ich sie nicht mit Küssen ruhig lasse, so werde sie mir jeden Kuß zurückgeben. Auf die Gefahr hin wagte ich's, und sie hielt wahrlich Wort!

Ich hatte nun mit aller möglichen Sorgfalt das Zimmer durch Laden verfinstert, hatte mir

wohl gemerkt, wie die Betten der beiden Damen standen, und darauf ging ich schlafen. Allein ich blieb nicht lange auf dem Heuboden, den ich mir zur Schlafstätte ausgesucht; ich schlich um das Haus, öffnete behutsam einen der Fensterladen, welchen ich zu diesem Behuf gar nicht fest geschlossen hatte, öffnete das eben so schlecht verwahrte Fenster und stieg nun in das Zimmer hinein.

Mit einer wahrhaft exemplarischen Vorsicht, mit einer Behutsamkeit, die ich euch allen zur Nachahmung anempfehlen kann, tappte ich durch das Zimmer bis zu dem Bette des schönen süßen Kindes. Meine Lippen suchten die ihrigen, Kuß auf Kuß raubte ich denselben, drückte sie in heißer Liebesglut an mich; da schreit sie auf einmal laut auf: Hülfe! Räuber! Mörder! Diebe! Feuer! Feuer! Ich bin zum Tode erschrocken, solch einen Empfang hatte ich mir nicht im Entferntesten geträumt; aber die verdammte dumme deutsche Kreatur hatte gar keinen Begriff davon, daß ein Mann in das Schlafzimmer eines Mädchens in anderer Absicht, als in der, zu stehlen und zu morden, kommen könne. Hätte ich ihr nur darin Unterricht gegeben, der Abend lieh Zeit genug dazu; aber wer konnte auch so etwas den-

ken! Mir war bei den Italienerinnen solch eine Stupidität noch gar nicht vorgekommen.

Kurz von der albernen Sache zu reden — sie schreit mörderlich; ich halte ihr den Mund zu, sie beißt und kratzt so, daß ich sie gern loslasse. Die alte Dame ist erwacht und vereinigt ihr Rufen mit dem des Mädchens. Ich entfliehe, trete aber auf einen abscheulichen großen Kater, der sich auf den Stuhl gelegt hat, über welchen ich zum Fenster hinaus will; die Bestie nimmt das übel und zerbeißt meinen Fuß und zerkratzt meine Wade so, daß ich vor Schmerzen lauter noch schrie, als die beiden Weiber. Nun war ich auf dem großen Fensterbrett — in diesem Augenblick geschieht hinter mir ein Schuß. Ich stand jetzt sichtbar in dem schwachen Licht, welches durch den geöffneten Laden eindrang, und bot einen guten Zielpunkt dar. Zum Glück aber streifte der Schuß, obwohl er sehr gut gemeint war, denn er ging mir zwischen dem Arm und der Brust durch und verwundete mich zweimal, doch nur ganz leicht. Wie dies mir die Beine rasch in Bewegung setzte, davon habt ihr keinen Begriff; ich lief — aber der Teufel war hinter mir, denn wohin ich meine Schritte lenkte, ich hörte an raschen leichten Fußtritten, daß mich jemand verfolgte. Immer fort

ging's über die Felder bergan, wobei ich die große Vorsicht brauchen mußte, um nicht in einen der zahllosen Trichter zu stürzen, welche von allen Seiten in meinem Wege lagen. Endlich hörten die Getreidefluren auf und ich sah mich in dem fürchterlichsten Steingeklüft verfangen, in welchem der ermüdete Fuß nur mühsam festen Stützpunkt faßte; schwere Felsenmassen versperrten mir den Weg und immer hörte ich den Verfolger dicht hinter mir; ich sah mich um und erblickte nichts, doch war sein Laufen, das Rollen der Steine unter seinen Tritten unverkennbar. Ich bückte mich nieder und sah dann hinter mich, da gewahrte ich ihn am Horizont, groß, lang, ganz schwarz, wie man den Teufel malt, von mächtigen, riesigen Formen, auf mich zuschreiten. Als habe er mich schon beim Genick, so war seine Faust ausgestreckt gegen mich. Voll des tiefsten Entsetzens sprang ich empor, in wilder Flucht trieb's mich weiter fort bis zum Saum eines Waldes, an welchem ich erschöpft niedersank. Da hörte ich das Knistern der Tritte vor mir und sah doch auch hinter mir die schwarze Gestalt so gerade auf mich zukommen, als sähe sie mich, was wirklich ganz unmöglich war, da ich mich schon im Dunkel der düsteren Fahren befand. Auf einmal

faßte mich etwas rasch bei der Hand, ich schrie laut auf, aber eine freundliche Stimme sprach leise: Fürchte nichts, ich will dich retten!

Die kräftige Hand erhob mich und hinein ging es in die Hrudschiza, den berüchtigten Birnbaumer Wald, immer festgehalten von dem unbekannten und unsichtbaren Führer, der mich mit unglaublicher Schnelligkeit Berg auf zog. Wenn ich euch hier von unglaublicher Schnelligkeit erzähle, so müßt ihr nicht etwa glauben, der Teufel habe mich ganz geschwinde bergauf getragen; davon ist keine Rede, es ging nur rascher, als ich jemals gestiegen bin, an den steilen Höhen empor, weil der Führer des Kletterns gewohnt und so stark war, um die Last, welche er in mir zu schleppen hatte, nicht besonders zu spüren.

Urplötzlich umfaßte mich der Begleiter, eine Riesenfaust umklammerte mich, in wagerechter Lage schwebte ich, wie man ein Stück Holz unter den Arm nimmt, und nun sprang er mit mir in eine Kluft hinab, so daß mir Hören und Sehen verging — nun das letztere war mir schon vergangen, so lange wir uns in dem Walde befanden — das ist so eine sprichwörtliche Redensart — kurz, wir befanden uns nach ein funfzig solcher Sprünge auf dem Boden einer Schlucht,

in der es auf der andern Seite eben so steil bergauf ging. Allein wir gingen da nicht hinauf; mein Führer setzte mich nieder, ergriff von Neuem meine Hand und flüsterte mir dann zu: Tritt leise, er darf uns jetzt nicht mehr hören. Wie leise ich immer konnte, schritt ich vorwärts, und dies ging darum gut, weil kein Reißig unter unsern Füßen lag; wir gingen entweder auf festem, ebenem Felsengrund oder auf Sand in dem trockenen Bette eines Waldwassers.

V.

Endlich war das Ziel erreicht. Der Führer hob mich wieder in seinen Armen empor, stieg mit mir über ein paar Felsentrümmer bergan; darauf schob er mich in eine Höhle und kroch mir nach, flüsterte mir aber zu, ich solle mich nicht eher aufrichten, als bis er es sage. Dies geschah dann nach einiger Zeit; wir befanden uns in einem ziemlich weiten Kessel, auf dessen einer Seite ein Lager von dürrem Laub gemacht war, worauf der Fremde sich niederstreckte und mich an seine Seite zog.

Ich war so ermüdet, daß ich, unbesorgt, in wessen Händen ich mich befinde, sogleich in Schlummer versank, aus dem mich nur einmal der Druck der Hand des Retters weckte, welcher ein paar Flüche murmelte und mir ein Pistol in die Hand drückte, auch ein gleiches Instrument spannte, wie ich aus dem Knackern des Hahnes vernahm. Zugleich hörte ich draußen vor der Höhle eine Stimme, welche einige Worte wie im Zorn über eine verfehlte Mühe ausstieß und dann sich wieder verlor.

Mein Wirth stellte sein Pistol in Ruhe, nahm mir das meinige wieder ab, streckte sich aus, und ehe er sich noch recht nach seiner Bequemlichkeit gelegt, schlief ich schon wieder und weiß nicht, wie lange es gedauert hat, bis ich von selbst aufwachte.

Ich frug jetzt meinen Wirth, wie es komme, daß ich ihm mein Leben zu danken habe. Er antwortete mir, daß er ein Schwärzer, ein Pascher sey, der sich damit abgebe, aus Triest und Venedig die mit hohem Zoll belegten Waaren nach den österreichischen Staaten zu tragen; er sey eben im Begriff gewesen, nach Planina hinabzusteigen, als er gehört, wie flüchtige Tritte ihm entgegen kommen; er sey nach dem Saum des Waldes

geeilt und habe bemerkt, wie ich so eben niedergesunken sey vor Erschöpfung, und wie ein anderer ganz schwarzer Mensch auf mich zugeeilt; es habe ihn gejammert, daß er mich vor seinen Augen solle verderben sehen; er habe keine Waffen bei sich gehabt, mich also nicht vertheidigen können, da habe er dann gedacht, mir durch seine Hand und seine Kräfte weiter fortzuhelfen; des Bergsteigens gewohnt, mit dem Walde und allen seinen Wegen hinlänglich bekannt, sey ihm dies leicht geworden; er habe mich in seine Wohnung gebracht und zum mindesten geglaubt, der Teufel müsse den Verfolger holen, wenn er in die Schlucht hinunter wollte, in welche er hinab gesprungen; allein der Fremde müsse Augen haben wie eine Katze, denn er sey, wie er gehört habe, unserer Spur richtig gefolgt, deshalb habe er die Pistole gespannt und mir eine solche gleichfalls gegeben, woran es ihm hier in seiner Behausung nicht fehle.

Wenn Ihr nicht mehr müde seyd, so will ich Euch dann auf einem andern Wege, als den wir gegangen sind, zu Tage führen, sprach er, sich erhebend. Ich hatte mich erholt und stand gleichfalls auf. Ein Schmerz quer über beide Beine, fast unerträglich beim Gehen, wollte mich zurück-

halten; allein ich sagte mir, daß dieser, von der heftigen dauernden Anstrengung entstanden, vor vier bis fünf Tagen nicht weichen würde, daß ich also durch Bewegung denselben mindern müsse, indem er in dieser Heftigkeit nur anhalte, bis die Muskeln wieder in Thätigkeit seyen. So war es denn auch: nachdem wir eine halbe Stunde in allerlei Windungen gegangen waren — ich immer an der Hand des Führers — ließ das Uebel ein wenig nach, ich konnte doch den Fuß heben, ohne jedesmal zu lautem Aufschreien versucht zu seyn. Nun blieb der Schmuggler plötzlich stehen, schlug Feuer an, und mit einem großen Stück glimmenden Zunders einen Kreis beschreibend, der eine schwache Helle verbreitete, schritt er seitwärts, während ich ruhig auf meinem Posten blieb, zu einem Felsenloch, aus welchem er Schwefelfaden nahm und mittelst dieses und in demselben Loche liegenden Tannenholzes ein kleines Feuer machte.

Nun kommt her, sagte er; dies ist hier meine Vorrathskammer und meine Küche, dort vorn schlafe ich; aber Feuer mag ich da nicht machen, damit es meinen Aufenthalt nicht verräth.

Wo sind wir denn eigentlich? frug ich ganz erstaunt, als ich im Scheine des brennenden Holzes Säulen um mich her stehen sah, welche die

den Blicken unerreichbare hohe Decke zu tragen schienen.

Ei, erwiederte er, wir sind in der Adelsberger Grotte und das ist hier der Dom. Nun setzt Euch hier auf den Stein, ich will sehen, was meine Küche uns bietet.

Ich that, wie er geheißen, und betrachtete mir dabei meinen Mann, der, wenn ich ihn gesehen, mich wohl schwerlich bewogen hätte, ihm zu folgen, selbst als der Teufel mit geschwungenem Dolche hinter mir war. Denkt euch einen Mann von beinahe sieben Fuß Länge, breit und stark wie ein Herkules, mit einem Gesicht, darin nur wilder Trotz und kein Zug von Gutmüthigkeit lag, mit wildem, struppigem Haar, das nur wenig gekrümmt, als wolle es sich dann und wann zu einer halb vollendeten Locke fügen, um die breite Stirn hing und an den Schläfen, von den Ohren herab, in einen dicken, fast das ganze Gesicht umgebenden Backenbart überging. Die Nase war trotzig hinaufgestülpt, die Lippe eben so aufgeworfen, als wolle er die Miene der Nichtachtung jeder Gefahr annehmen oder festhalten. Das Augenbraun hing tief über, und dahinter glüheten ein Paar schwarze Augen, welche jeden Menschen fürchten machen mußten. Ein schwarzes Tuch war

leicht um seinen Hals geschlungen und hing auf die Tuchweste herab, welche er unter einem Rock von grauem und gebleichtem Drillich trug. Derselbe reichte ihm nur bis an das Knie und war vorn ganz offen. Seinen Leib umschloß ein breiter Lendengürtel, wie man dieselben in Tyrol trägt; zierlich war er mit feinen Lederstreifen genäht, gestickt, könnte man fast sagen, so fein war die Arbeit daran. Aber nicht fein war, was darin steckte, ein langes schweres Messer, beinahe wie ein römisches Schwert gestaltet, von welchem es sich nur durch die Masse unterschied; diese trugen, wie ihr wißt, nur Schwerter von Erz gegossen, das meines Begleiters war dagegen vom reinsten Steyerischen Stahl und scharf und spitz, daß es für Hieb und Stich gleich gefährlich seyn mußte.

Außer diesem Messer hatte er noch ein Stilet darin stecken, so wie drei tüchtige Pistolen. Ein Trombon, ein Karabiner mit weiter Mündung, in welchen man bei gewöhnlich starker Ladung funfzehn bis zwanzig Kugeln steckt, stand an der Säule, an welcher das Feuer jetzt schon lustig emporloderte. Er mußte sich in seinem Schlafzimmer so furchtbar bewaffnet haben, ohne daß ich etwas davon wahrnehmen konnte — warum nicht? wußte er ohne Licht den Weg bis hieher zu finden, so

konnte er wohl noch seinen Karabiner und seine Pistolen auch fassen. Auffallend war mir noch seine Fußbekleidung, welche nicht in Stiefeln oder Bindeschuhen, sondern nur aus einem Kalbfell bestand, das um den Fuß gewickelt und mit ein paar Riemen fest geschnallt war. Daß er damit sehr gut klettern konnte, war begreiflich, denn die Sohle ließ dem Fuß seine ganze natürliche Geschmeidigkeit; wie er aber weit zu marschiren, wie er sich vor Verletzungen zu hüten vermochte, konnte ich doch nicht recht begreifen.

Während ich meinen Wirth so aufmerksam betrachtete, hatte er aus einer kleinen Tropfsteinhöhle eine Flasche, einen blechernen Becher, etwas in Papier Gewickeltes — dies war treffliche Salami, — ferner gebratenen Bärenschinken und eine Menge Kastanien geholt. Die letzteren that er auf ein Blech und röstete sie am Feuer. Dann gab er mir Braten und Wurst und sein großes Messer, damit ich mir abschnitte, so viel ich wollte. Die Kastanien dienten uns statt des Brodes. Den Becher schwenkte er mit Wein aus, füllte ihn dann aus seiner Flasche — es war deliciöser, feuriger Monte fiascone —, reichte mir denselben und lagerte sich dann zu dem Feuer, mit seinem kleinen Messer sich gleichfalls abschneidend, was

ihm mundete, wobei ich bemerkte, daß er den fetten Bärenschinken der Salami vorzuziehen schien; auch sprach er dem Wein wacker zu.

Meine Furcht, obwohl sie mich im ersten Augenblick, da ich ihn sah, recht ordentlich überfiel, hatte nachgelassen, indem ich bedachte, daß er, wenn er mir hätte Böses anthun, wenn er mich hätte berauben oder morden wollen, nicht nöthig gehabt, erst bis jetzt zu warten, indem ich ja schon lange wehrlos in seiner Gewalt war. Ich bat im Stillen ihm das Unrecht, das ich ihm angethan, ab und stellte so meine Betrachtung über den Widerspruch zwischen seinem Gesicht, zwischen dem Wilden und Bösartigen seiner Züge und dem vielleicht sehr guten und ehrlichen Herzen an; so hatte er sich doch mir gezeigt, und was er für Einen thun konnte, das vermochte er vielleicht für einen Jeden, und so wäre aus diesem Räuber unter anderen Umständen wohl ein sehr brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden — — Nun, das war er auch wirklich, so unterbrach sich Brunelleschi selbst; er sorgte dafür, daß die Leute jenseits der Krainer Alpen Kaffee und Zucker, das köstliche Getränk, welches wir jetzt schon nicht mehr entbehren können, obwohl es kaum vor zwanzig Jahren so recht Mode geworden ist, — auch so

wohlfeil haben, als wir in der Hafenstadt; allein er hätte doch noch etwas Besseres werden können als ein Packträger, wie gut es auch ist, daß dergleichen Leute existiren, weil wir sonst die Päcke selbst tragen müßten.

Laß Deine tiefsinnigen, gelehrten Forschungen und philosophischen Entwickelungen, theurer Freund, so unterbrach den langen Fluß der Rede jetzt Civitella, und spare sie auf ein andermal für die Academia del Cimento zu einer Dissertation, welche Du mit den nöthigen Versuchen über Psychologie und Physiognomik, aus dem reichen Schatz Deiner Erfahrung entnommen, belegen kannst; jetzt aber befleißige Dich beliebter Kürze, denn siehe, schon nähern wir uns dem Lido, und in der Ferne kannst Du die kleinen schwarzen Punkte, welche bald zu guten Gondeln anwachsen werden, unterscheiden; — erzähle das reine Factum mit historischer Treue und Wahrheit wie Thucydides, und werde nicht so weitschweifig wie Cicero.

VI.

Die Freunde lachten über die weise Mahnung und Brunelleschi fuhr fort: Nachdem wir unser

Mahl verzehrt, räumte der Schmuggler Alles wieder an den alten Ort, nahm dann ein paar lange Fackeln aus dem nämlichen Versteck, zündete die aus langen dünnen Holzsplittern gemachten an dem Feuer an, gab mir eine solche und behielt selbst die zweite nebst noch vier anderen, welche er unter den Arm nahm, und so gingen wir weiter in die Höhle hinein. Jetzt, beim Schein unserer beiden hochflammenden Feuer konnte ich hier und dort die Decke des ungeheueren Stalactitengewölbes erkennen. Wunderbarer Bildungstrieb der Natur, welcher hier zerstört, um dort zu schaffen, und dort schafft, um hier zu zerstören — — diese unermeßliche Höhle ist ganz mit Tropfsteinsäulen durchwachsen. Das Regenwasser, durch die Kalklager dringend, löst einen Theil derselben auf und tropft dann aus der Decke in diesen leeren Raum hinab; aber jeder Tropfen läßt von dem aufgelösten einen Theil oben an dem Gewölbe, von welchem er hinunter fällt, und einen andern Theil unten, senkrecht unter jenem Fleck, von welchem er sich ablöste. Dort oben entsteht ein Zapfen, hier unten ein Kegel. Beide wachsen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende, bis der obere den gerade unter ihm stehenden Kegel berührt und das an

ihm herabrinnende Wasser sie verbindet. So werden erst schwache, dann immer stärkere Säulen und zuletzt so starke mächtige Pfeiler daraus, daß drei bis sechs Mann sie nicht umspannen können.

Hier hat sich die Phantasie der Natur in den wunderlichsten Formen erschöpft; wo wir hinsahen, da waren wieder neue sonderbare Gestalten, Thiere und Menschen schienen auf die seltsamste Weise vereint, Zwitter und Doppelbildungen zu geben, wie des Menschen Einbildungskraft sie gar nicht erfinden kann. Ich glaube wahrlich jetzt und finde es sehr begreiflich, daß die Höhle äußerst verrufen ist, denn wer diese Figuren sieht, er läßt sich gar nicht überreden, daß es nicht versteinerte Thiermenschen sind, Hexen und Kobolde, welche vielleicht zur Strafe für ihre Sünden hier in Stein verwandelt büßen müssen. So seltsam hat die Tropfsteinbildung gespielt, daß ich nicht nur anfangs auf's höchste überrascht wurde, sondern selbst, als ich lange schon unter diesen Bildern umhergewandelt war, vor jedem neuen wie vor einem Gespenst erschrak. Da guckte eine Teufelsfratze um einen Pfeiler, hier stand ein kleiner Kegel, den man von fern für nichts anders als eine Kalksteinerhöhung angesehen, urplötzlich in der röthlichen Fackelbeleuchtung als ein Berg-

männlein mit langem gelbem Mantel, mit scharf gezeichnetem Gesicht und mit einer blitzenden Juwelenkrone auf dem Kopfe vor den Blicken des Erschrockenen, — da grinste aus einer Ecke ein grimmiger Wolf mit feurigen Augen, und hier hob ein furchtbarer Riese, dessen Leib sich als breite Schlange um eine Säule wand, die schwere Keule drohend empor und war spurlos verschwunden, so wie man einen Schritt weiter trat, denn nur auf einem Punkt konnte man aus den Stalactiten, durch Schatten und Licht, durch Beweglichkeit der Flammen und der Streiflichter unterstützt, sehen, was von einem andern Standpunkt betrachtet, keine Aehnlichkeit mehr mit der früher erblickten Gestalt hatte.

Jetzt hörten wir ein furchtbares unterirdisches Donnern, was immer lauter und tosender ward, je weiter wir schritten. Endlich verstand mich mein Begleiter nicht mehr, wenn ich sprach; ihn konnte ich noch verstehen, denn seine Stimme erhob sich so mächtig, daß sie den Donner unter uns übertönte. Nun kamen wir an einen schwarzen Abgrund, aus welchem das Sturmgebrülle herauf schallte. Das ist die Piauka, sagte mein Führer, welcher nicht weit von Postrino (Adelsberg) sich in die Höhle stürzt und weit durch

den ganzen Berg hindurch fließt, bis sie als Unzfluß wieder zu Tage kommt.

Er geleitete mich in diesen Abgrund, dessen schaudererregende Tiefe ich euch nur durch einen Versuch, den wir machten, versinnlichen kann. Wir waren lange, lange geklettert, endlich standen wir am Ufer des brausenden, mit wüthender Schnelligkeit dahin steuernden Flusses. Nun löschte er meine Fackel aus und kehrte mit der seinen zur Höhe zurück; ich blieb in der grausigen Finsterniß allein. Nach wenigstens einer halben Stunde sah ich in senkrechter Höhe über mir einen kleinen glänzenden Stern. Das war die Fackel des Paschers. Sie hatte all ihr flammendes, flackerndes Feuer verloren und schien ein einziger kleiner glänzender Punkt.

Mich ergötzte das Schauspiel, weil es mir die ungeheure Tiefe zeigte, in der ich mich befand; aber ein inneres Grausen erfaßte mich doch, als ich mich hier so allein dachte, in die Willkühr des fremden Menschen gegeben, dem sein Handwerk jede Grausamkeit erlaubt macht, weil eine jede gegen ihn verübt wird, dem Mord ein Spiel ist, weil er sich überall vom Tode bedrohet sieht. Noch mehr als dieses aber — denn ich hatte doch schon ein wenig vertrauen gelernt auf seine

Ehrlichkeit — mehr noch machte mir die Möglichkeit bange, daß seine einzige Fackel verlösche und wir hier rettungslos verschmachten müßten, denn da hinaus den Weg zu finden, aus diesem Labyrinth, ohne Ariadne's Faden, schien unmöglich, und war es im Finstern ganz gewiß, noch schrecklicher, wenn er selbst verunglückte. Er kam glücklich zu mir herab und ich entzündete meine zweite Fackel schleunigst an der seinen, ihm sagend, was ich befürchtet. Er beruhigte mich über den einen Punkt damit, daß er Feuerzeug bei sich führte; was das andere betrifft, erwiederte er: So stehen wir freilich Alle in Gottes Hand.

Solch guter Glaube mag wohl in jeder Gefahr am besten helfen, und so folgte ich ihm dann getrost weiter an dem schäumenden dunkeln Strom hinauf. Da sah ich etwas Weißes am Boden sich langsam bewegen; das ist der **Bieli Rib** (weißer Fisch), sagte er, darauf zugehend und das Thier, das etwa einen Fuß lang seyn mochte, aufhebend, — der einzige Bewohner dieser Unterwelt *).

Er hatte die Form eines Aals, doch war er

*) Proteus anguineus.

vom zarteſten Fleiſchfarb und hatte eine ſo durchſichtige Haut, daß man die feinſten Aederchen durch dieſelbe erkennen konnte. Ueber die kleinen Augen des eidechſenartigen Kopfes zog ſich eine Fortſetzung dieſer Haut; auf vier ſchwachen, der Eidechſe nachgebildeten Füßen bewegte ſich das unbehülfliche Geſchöpf; ſeine Athemwerkzeuge trug es in Geſtalt eines ſehr veräſtelten, röthlichen Geweihes auf dem Kopfe — dies ſind ſeine Lungen oder Kiemen, die bei anderen im Waſſer lebenden Thieren im Innern des Kopfes ſitzen, hier aber ſich ganz frei außerhalb deſſelben befinden. Das kleine Ding ächzte ſehr kläglich, doch ganz wehrlos, wie es war, machte es nicht einmal den geringſten Verſuch, ſich zu befreien. Mein Führer ſetzte es behutſam ins Waſſer, in welchem es ſogleich mit ſchnellen Schlägen ſeines Schweifes davon ſchwamm.

Das Brüllen des Waſſerfalls ward nun immer ärger, denn wir näherten uns demſelben, bis er in ſeiner ganzen Pracht und Majeſtät vor uns ſtand. Das war nun ein ganz eigenthümlicher Anblick; ſchwarz ſchien das Waſſer, ein glänzender Cylinderſpiegel, nur hie und da von einer weißen Schaumwelle überflogen, die mit Blitzesſchnelligkeit herniederflog; unten aber, wo wir ſtanden,

sprühete der Schaum in hohen Wogen umher und der breite Wasserbaum schien darin zu wurzeln, mit übernatürlicher Kraft hinanzustreben. Die Fackeln warfen breite Streiflichter darauf. Aber wie beschreibe ich Euch den wundersamen Anblick? Als mein Führer mit beiden Fackeln, mich im Finstern lassend, hinter den gläsernen Vorhang ging, da stand der grüne Obelisk, dessen Krümmung man nicht sehen konnte, in unbeschreiblicher Pracht vor mir; in den schwarzen Nachthimmel schien sich seine Spitze zu verlieren, denn das den Blicken unerreichbare Gewölbe schien das ewig feste, unerschütterliche Firmament, und der Wasserthurm reichte, unten stark, dann immer schwächer und schwächer beleuchtet, zu einer nicht absehbaren Höhe hinauf. Es gibt nichts so Magisches, so Zauberähnliches, als diesen wunderbaren Anblick; und mein Führer sagte mir, daß wenn ich anderen Leuten, welche aus dem Zeigen der Höhle ein Geschäft machen, auch alle Schätze der Erde verspräche, so würden sie nicht hier hinunter gehen, weil sie sich vor Gespenstern fürchten; ich aber, sagte er, ich fürchte mit vor dem Teufel nicht, das weiß er auch, darum thut er mir nichts zu leide. Uebrigens kennen die gewöhnlichen Cicerone noch gar nicht alle die Schön-

heiten dieser wunderbaren Höhle, und so ist's mit dem Wasserfall hier auch.

Wir stiegen nunmehr aus dem unterirdischen Schacht bergan, und mir war ordentlich wohl, als ich mich wieder auf dem Stalactiten-Boden unter der spukhaften Tropfsteingesellschaft befand. Jetzt kamen wir an eine kühn gewölbte Brücke, hoch in einem einzigen Bogen über dem Abgrund schwebend, welchen wir so eben verlassen. Sie war, wie die Pfeiler und Kegel, aus der Kalkmasse, welche von oben herab sickert, gebildet. Hier war es gewesen, wo ich die vier Fuß hoch und einen Fuß breit flammernde Fackel wie einen einzigen Punkt gesehen hatte. Durch das sogenannte Labyrinth ging dann unser Weg von einer prächtigen Höhle zur andern, bis wir nach mehrstündiger Wanderung (während welcher mein Führer oft die Fackeln erneuert, wovon er im ganzen Raum ziemliche Vorräthe aufgehäuft hatte) von fern einen matten Schimmer — das Tageslicht erblickten.

Wir löschten unsere Reißigbündel aus und schritten auf die Oeffnung zu, welche selbst noch nicht zu sehen war, sondern sich nur durch den schwachen Schein verrieth. Dies geschah, damit noch eine Zeit lang im Dunkeln wandelnd, ich durch

die Tageshelle und das schöne Romantische der Gegend desto mehr überrascht werde. Dazu machte der Schmuggler mir eine gar schöne Musik vor, indem er mit dem Kolben einer Pistole an verschiedene der frei stehenden dünnen Kegel schlug, welche einen klaren, reinen Ton, nach ihrer Stärke und Länge bald höher, bald tiefer, gaben.

Während ich selbst dies wiederholte, rief er auf einmal: Still! Ich sah mich um, da gewahrte ich in der Gegend des Einganges einen röthlichen Schimmer, der immer heller und heller ward. Siehe, das war eine Gesellschaft von mehr als dreißig Personen, welche alle zwei Fackeln in Händen hatten und sich uns näherten. Der Schmuggler zog mich seitab; hier sind wir ihnen gerade im Wege, flüsterte er leise, und es wäre mir nicht lieb, wenn mich Jemand hier sähe.

Der Raum war so ungeheuer groß, daß es ganz leicht seyn mußte, sich in demselben zu verbergen. Wir stellten uns hinter ein paar hohle Stalactiten-Säulen, in die wir zur Noth selbst hineinkriechen konnten, und erwarteten die Ankunft der Fremden. Jetzt, bei dem Schein von mehr als sechzig mächtig flammenden Wachsfackeln, konnte man sich erst einen Begriff von der Pracht und der Herrlichkeit der Höhle machen; alle Säu-

len schienen durchsichtig und flimmerten dabei, als wären sie mit tausend, mit Millionen kleinen Diamanten besäet; röthlich, gelb, violett und grün spielten die zarten Farben durch einander. Nun kamen zwei Diener, welche mehrere Bunde Stroh trugen, herbei. Diese wurden locker auf einander gehäuft und dann von allen Seiten zugleich entzündet. Diesen Anblick euch zu beschreiben, versuche ich ganz vergeblich; nehmt etwas von eurer Phantasie zusammen und denkt euch eine fünf und zwanzig Fuß hohe Flamme, vielleicht noch höher, in der säulenreichen Peterskirche zu Rom angezündet und die ganze Pracht dieses Gebäudes von einem Punkt aus beleuchtet, so möchtet ihr doch wenigstens ein Miniaturbild von dieser Scene haben, deren Erhabenheit über alle Erklärung und Auseinandersetzung geht. Aber mitten in der Freude über den wunderbaren Anblick des unermeßlich hohen, dunkelroth erglühenden Gewölbes, getragen von viel hundert Fuß hohen Riesensäulen, welche von noch fließendem Eisen gegossen zu seyn schienen, — mitten in dieser mich fast zum lauten Aufjauchzen hinreißenden Freude, sah ich plötzlich meinen Verfolger unter den Zuschauern, und nun erkannte ich auch das junge Mädchen, die Gans, will ich sagen, die einen Liebhaber, ei-

nen Bewunderer ihrer Reize für einen Räuber angesehen, — erkannte ich auch die ältere Dame, welche es wahrscheinlich gewesen, die nach mir geschossen, denn der Fremde hatte nicht im Zimmer der Damen geschlafen, und dem jungen trauete ich den Muth, ein Pistol abzudrücken, nicht zu.

Der Schreck beklemmte mir die Brust. Ich schlich zu meinem Begleiter, bat ihn, mir ein Pistol zu leihen, und sagte ihm die Ursache. Er beruhigte mich; Niemand ahnet uns hier, so meinte er, Niemand sucht uns, — so bleibt nur ohne Sorgen, auf jeden Fall bin ich bewaffnet.

Er hatte recht. Nachdem das Feuer herabgebrannt war, gingen die Fremden weiter in das Innere der Höhle und wir auf den Eingang zu, unter welchem wir wieder viel stärker das Brausen der Piauka hörten, welche sich in das untere größere Eingangsgewölbe der Höhle stürzt.

Der Berg ist da, wo die Eingänge sich befinden, plötzlich abgebrochen und gewährt deshalb eine eigene schöne romantische Aussicht, welche um so reizender und malerischer in ihrem frischen Grün prangte, als ich so lange im Dunkeln gewesen, das Auge also doppelt empfindlich für die Farben und die Eindrücke des Lichts war. Mein Führer stieg hier bergauf, gab mir die Weisung

hinunter nach dem Flecken Adelsberg, an den Ruinen des Schlosses vorbei, und wünschte mir dann eine glückliche Reise. Das Goldstück, das ich ihm bot, wollte er anfänglich nicht nehmen, denn er sagte, denn er sagte, er lasse sich die Bewirthung nicht bezahlen; da ich ihm aber bemerklich machte, daß er meinetwegen einen Gang versäumt, der ihm leicht hätte mehr einbringen können, so nahm er die Zechine, biß sie mit einem Druck entzwei — ich wünschte mir seine Zähne, — behielt die Hälfte und gab mir die andere Hälfte wieder, meinend, das sey genug, mehr hätte er in der Nacht doch nicht verdient, und es wäre ihm gewiß schwerer geworden, einen Pack mit zwei bis zwei und einen halben Zentner über das Gebirge zu tragen *), als mich zu führen.

VII.

In der frohen Aussicht auf eine neue Begegnung mit meinem bösen Fremden wagte ich mich

*) Gewöhnlich tragen die Schmuggler achtzig bis neunzig Pfund.

gar nicht in den Flecken hinein. Ich blieb vor Adelsberg, ließ mir in einem schlechten Wirthshaus etwas zu essen geben und setzte dann meine Reise fort, hoffend, ihm auf dem Wege nach Resderto (Prewald) auszuweichen. Ach, so gut ward mir's nicht und ich war genöthigt, abermals vor dem Verfolger zu fliehen. Der hohe Nanas, ein mächtiger Berg von über einander gethürmten Felsmassen, mit seiner geringen Neigung gegen das nördliche Gebirge sich verlaufend, mit jähem Absturz gegen Süden, fast senkrecht abgeschnitten, lag vor mir, weit über alle Gebirge emporragend.

Hatte der Fremde Nachricht von mir? Hatte er einen Spürhund, welchen er mir nachschickte? — ich weiß es nicht, es kann auch Zufall seyn, — kurz, ich war in Prewald kaum angekommen, als ich einen Wagen heranrollen hörte; ich sehe mich um, — die beiden Damen und der Teufelsfremde sitzen darin. Alsbald führte mein Weg mich von der Straße ab, wieder bergan, zum alten Nanas, anfangs über Felder, dann über Viehweiden, dann über kleines und immer größeres Gerölle, das unter meinen Füßen hinabglitt und hinter mir noch lange polterte, zu meinem großen Vergnügen, denn ich sah, daß mein

Verfolger zurückbleiben mußte, um nicht verwundet zu werden, — bis zu der Felsschichte des eigentlichen Berges, welcher sich von seinem mit Trümmern umgebenen Fuß zu senkrechter Höhe erhebt.

O weh! wie hatte ich mich verrechnet, nicht kleine Absätze, nicht kleine Stufen waren es, welche ich zu ersteigen hatte; sechs, acht und zehn Fuß hohe Wände waren es, die mir entgegenstarrten und welche zu erklettern nicht leicht war. Nur einen Trost hatte ich, daß mein Verfolger auch von seiner gestrigen Partie müde schien und nicht mehr so leichte luftige Sprünge machte. Auf die Felsen zu klettern, war wohl vergebliche Mühe; so suchte ich dann in den Klüften fortzukommen. Allein hier wäre ich fast meinen Feinden in die Hände gelaufen, denn als ich so eine Kluft zu Ende durchschritten hatte, erhob sich die senkrechte, unersteigliche Wand vor mir, und ich mußte umkehren, dem Fremden entgegen. Mein Glück verließ mich nicht: ich ersah mir einen Felsenvorsprung, auf den ich stieg; dann klimmte ich von Stein zu Stein; endlich kam ich aus der Schlucht zur Höhe und befand mich an der Seite des Berges, die den furchtbaren Abgrund bildet. Mir blieb nichts übrig, als den steilen

weißen Felsen, der sich dicht vor mir in die Höhe thürmte und in den Wolken verlor, zu ersteigen. Das war nun keine Kleinigkeit; ich mußte mir kleine, oft kaum einige Zoll breite Absätze suchen, an welchen mein Fuß haften konnte, mußte mit Händen und Knieen mir hinaufhelfen, und war jeden Augenblick in Gefahr, von dem thurmhohen Felsen hinab und zerschmettert zu meines Feindes Füßen zu stürzen.

Als ich so etwa fünfhundert Fuß hoch war, bemerkte ich, daß der Schwarze mir nicht mehr folgte. Jetzt triumphirte ich! Ist dir die Lust vergangen, dich mit mir zu messen? rief ich ihm zu und warf ein paar tüchtige Steine nach ihm, die wahrscheinlich sein Lebenslicht ausgeblasen, wenn sie ihn getroffen hätten. Dies geschah leider nicht und ich dachte: Male den Teufel nicht an die Wand, sondern danke dem Himmel, daß er nicht da ist, und stieg weiter, noch etwa so hoch bis der Schwarze unter mir wie eine Pygmäe aussah. Und vor dem Bübchen, vor dem Zwerge hast du dich gefürchtet, so dachte ich, mich vor mir selbst schämend; jetzt sollte er mir nur kommen, ich wollte ihn schon bedienen.

Die Freunde lachten über die Prahlerei des Erzählers, der wohl Courage zeigen konnte, wenn

er sich tausend Fuß hoch über seinem Verfolger, der ihn zu erreichen kein Mittel hatte, befand. Er aber meinte, wenn er nur Waffen gehabt, so würde er auch früher nicht vor ihm geflohen seyn, so aber führte der Fremde Dolch und Degen bei sich, und er hatte nicht einmal einen Stock, um sich zu wehren, da sey dann das Entfliehen wohl natürlich ganz am rechten Fleck; dann fuhr er in seiner Erzählung fort:

Auf einmal, als ich so im Stolz auf meine Unbesiegbarkeit hinunter blickte, siehe, da trat am Rande des Horizonts das Meer hervor. Nun frohlockte ich, nun glaubte ich schon den Berg überwunden zu haben, hatte ich doch nur noch ein paar Klafter zu dem Gipfel. Sie werden erstiegen — aber ach, ein sechs Fuß breiter Rand war alles, was ich fand, und dahinter stieg noch weit höher und gewaltiger der furchtbare Fels empor.

Hier schien nun kein anderes Mittel, als auch diesen Fels zu überwinden, der allerdings mir so hoch vorkam, als die ganze schon zurückgelegte Strecke. Doch zurück konnte und wollte ich nicht, und, wie Kaiser Max auf der Martinswand, hier bleiben, mochte ich auch nicht; also frisch an's Werk. Nach einer sehr beschwerlichen Stunde

hatte ich den Rand erklimmt — und wie ich den Kopf darüber hinausstrecke — ich wäre fast herniedergestürzt vor Schreck — steht eine eben so hohe Felsenwand vor mir und nur ein Rand von etwa sieben bis acht Fuß läuft an derselben hin. Ich stand so dicht unter der mächtigen natürlichen Mauer, daß ich nur ihre Krone erblicken und auch nicht erspähen konnte, was wohl über ihr noch thronte. So war es mir schon zweimal gegangen. Hinunter sehen aber durfte ich gar nicht, denn da erfaßte mich ein furchtbarer Schwindel; die Tiefe war so jäh, den sechs Fuß breiten Absatz, von welchem ich eben heraufgeklettert war während dieser Stunde, sah ich gar nicht mehr, oder er kam mir so breit vor wie ein Messerrücken. Ein Versuch blieb noch übrig, — längs des Randes fortzuwandeln, um vielleicht auf diese Weise einen Ausgang zu finden. Doch ach, ich verdarb damit nur eine halbe Stunde, und mußte nach so vergeblichem Suchen doch wieder an das Hinaufklettern mich machen, was dann auch wieder in dem Zeitraum von einer Stunde geschah — — alles wie vorher, die zackige steile Wand war über mir wie unter mir; aus dem Abgrund starrten furchtbar schroffe Felsspitzen hinauf, und tief unten am Abhange weideten Heerden, welche ich

nur als sich bewegende Pünktchen wahrnahm; feierliche Todtenstille war um mich, und mit meinem Muthe war es zu Ende; das Herz klopfte mir hörbar. Ich ging wieder auf dem Rande fort — ach ich hatte nicht einmal den Trost, dieses lange zu können; er nahm ab, ward schmäler, und schmäler, ja er maß zuletzt kaum mehr einen Fuß. O wie bereuete ich meine tollkühne Reise, meine feige Flucht! Der erste beste Knüppel hätte mir zur Wehre dienen sollen, um meinem Feinde entgegen zu treten; in eine solche Gefahr, wie diese, hätte ich ja gar nicht kommen können.

Da stand ich trostlos, verlassen, als wäre ich ganz allein in der weiten Schöpfung. Schon hole ich meine Schreibtafel heraus, um derselben anzuvertrauen, wer ich sey, um den Finder meines Leichnams, vielleicht nur meines Gerippes, von dem Namen des Unglücklichen in Kenntniß zu setzen; der hier, für seine Feigheit wie für seine Verwegenheit bestraft, sein Leben ausgehaucht. Ich bückte mich nieder, um das Pergament auf einen Stein zu legen und so zu schreiben — da ging mir die Rettungssonne auf — der leichte Anflug von Erde war durch einen Tritt von diesem Felsbröckel gelöst — dort hatte ein Fuß gefaßt; ich sah aufmerksam weiter umher —

kein Zweifel — noch ein Tritt zeigte sich. Nun hatte ich Hoffnung; wenn auch nur ein Gemsjäger hier gewesen — wo er war, wirst du auch hinkommen können, so dachte ich, packte meine Pergamentblätter wieder ein und ging an die neue Arbeit, ohne ein Testament zu hinterlassen.

Die Tritte, welche allerdings nur schwache Spuren hinterlassen hatten, da sie lediglich in einem leichten Strich, durch das Abstreifen des Staubes veranlaßt, bestanden, kamen mir dennoch wohl zu statten. Nach den verschiedensten Richtungen, bald rechts, bald links, vorwärts und bald zurück, führten sie mich immer scharf an dem Abgrunde hin, doch auch immer aufwärts, von einem Absatz zum andern stets höher hinauf, bis ich den vierten, fünften, sechsten und siebenten Absatz erreicht hatte. Erst hier war ich nahe am Ziel; es folgte, als ich ihn erstiegen, keine neue Felswand, vor mir lag eine steile Dachfläche, mit spärlichem Gras bewachsen, welche sich noch ziemlich weit, bis gewissermaßen zu dem Forst des Daches erhebt. Dieser ist zwei bis drei Fuß breit, und von beiden Seiten desselben senkt sich die Fläche zu einem fünftausend Fuß tiefen Abgrunde. Ich befand mich keine tausend Fuß unter der ewigen Schneegrenze und spürte an der Schärfe und

Kälte der Luft, daß ich nicht weit unter derselben war. Noch immer stieg ich bergan, indessen jetzt in dem Gefühl der freudigen Ruhe, alle Gefahr war ja überstanden, mein Verfolger durch eine ihm unersteigliche Wand von mir getrennt, ich aus der Gefahr, in den furchtbaren Abgrund zu stürzen, befreit — was wollte ich mehr?

Die Sonne sank tief im Westen nieder und beleuchtete auf's herrlichste noch im Scheiden alle Gegenstände, welche durch die kräftigen Lichter und Schatten doppelt bemerkbar wurden. Gegen Westen hin überschaute ich ein tiefes Thal, durch welches sich die Straße nach Görz wie ein feiner weißer Faden schlängelte. Der Bach, der dieses Thal bewässert, war nicht zu erkennen. Jenseits des Thales sah ich die bewaldeten, dann die steinigen Felder und endlich die nackten Felsen in voller, feuriger Linie, welche den Karst krönen. Weiter hinaus erblickte ich die unermeßliche Fläche des Meeres, auf welche ich die Schiffe gleich kleinen Punkten sehen konnte. Rechts konnte ich die Thäler und Lagunen von Grado, Aquileja, Murano und Caorle, endlich Venedigs ausgedehnte Ebene und hinter derselben, scharf den Horizont mit ihrem Schnee begrenzend, die Gebirge des Friaul überschauen. Links lag die Halbinsel Istria

mit allen ihren Bayen und Buchten bis zu dem dreißig Stunden entfernten Premontoro vor mir; die Städte Pirano, Isola, Rovigno, Umayo, Citta Nuova und Parenza waren ganz deutlich zu erkennen; der hohe Utschka, oder wie wir ihn nennen, Monte maggiore, erhob sich im Osten der Halbinsel bis zu den Wolken, während der westliche Theil derselben nur Waldungen und sanfte, wellenförmige Hügel zeigte. Weiter hinaus konnte ich den wegen seiner Räuber und seiner Unsicherheit so berüchtigten Meerbusen von Quarnero sehen, und die Inseln Cherso, Veglia und Osero blieben in den Umrissen des Abendlichtes noch sichtbar, nebst der Küste von Dalmatien, welche sich am äußersten Rande des Horizonts verlor.

Wie ich mich nach Osten wendete, so sah ich stolz und triumphirend hinab auf den zurückgelegten Weg und auf die überstandenen Gefahren. Da lag das Thal zwischen Prewald und Adelsberg vor mir, so daß ich jeden Punkt der Landstraße und die Häuser und all die zwanzig oder mehr kleinen Ortschaften erkennen konnte. Seitwärts lag die Adelsberger Höhle und der Berg, den ich durchwandert hatte, und dann kam der Birnbaumer Wald, bis sich in tiefster Ferne der hohe Krainische Schneeberg, hell und grell von der

sinkenden Sonne beleuchtet an dem dunkeln östlichen Horizont schloß.

In der ganzen Gegend war kein Haus, kein Dörfchen, nur eine Kapelle stand auf der Höhe. Dort beschloß ich zu übernachten, da in der Finsterniß an ein Hinunterkommen nicht mehr zu denken war; auch fühlte ich mich sehr ermüdet und erschöpft. Das letztere wird nun wohl, dachte ich, auch bis morgen nicht viel besser werden, denn ich hatte nichts bei mir, was die gesunkenen Kräfte ersetzen konnte; allein die Müdigkeit konnte durch einen gesunden Schlaf auf den Stufen des Altars doch zum Theil gehoben werden, und so blieb ich dann ruhig auf meinem schönen Standpunkte, den Untergang der Sonne erwartend.

Wolkenlos war der Himmel, im reinsten Gold trat sie an den Horizont, und schien, wie sie halb hinunter war, ein mächtiges Riesenthor am Eingang in die bessere Welt.

VIII.

O Himmel! rief Civitella, jetzt kommt er schon wieder mit seiner bessern Welt! Ich will deine philosophischen Ideen gar nicht hören und will auch gar keine bessere Welt, diese hier ist mir gerade recht; das einzige Unangenehme ist, daß es Dolchstöße in derselben gibt — indeß wer weiß, womit die eifersüchtigen Liebhaber sich in der andern rächen. Laß du den Sonnenuntergang und die Faseleien, welche du jetzt trilleriren hören wirst, wie ich fest überzeugt bin, und schreite zur Sache.

Wie kommt es denn, frug Brunelleschi, daß Du, der so viel poetischen Sinn hat, daß Du Dich gegen jedes Gespräch oder jede Erzählung, welche nur ferne an das Gebiet der Poesie stößt, sträubst, nichts davon wissen magst?

Gerade weil ich Gefühl habe, erwiederte jener, genügt mir das Erzählen nicht; das Leben an sich selbst, die Natur um uns und wir darin — das ist die wahre Poesie. Wenn ich dort oben auf der Höhe des Nanas an Deiner Stelle gestanden hätte, so wäre ich durch den Untergang der Sonne entzückt worden und hätte die Gefahr vor mir und den Verfolger hinter mir vergessen,

in das Anschauen des herrlichsten Naturschauspiels versunken; allein gerade deßhalb genügt mir das Erzählen nicht! Wie kannst Du mir mit ein paar kahlen Worten diese Sonne schildern! Ich lernte in Wien einen Baron des heiligen römischen Reichs kennen, der hatte eine hübsche goldene Dose mit einem Emailgemälde, auf welchem die Sonne aufgehend vorgestellt war. Ich ärgerte mich über die Geschmacklosigkeit; die Strahlen opalisirten, weil sie von der weißlichen, halb durchsichtigen Masse war, welche die Farbe wechselt, je nachdem das Licht eintritt. Der Baron aber fand dieses Kleinod höchst vortrefflich und rühmte gegen Jeden wie gegen mich die „triple couche d'email," welche die Sonnenstrahlen bildete, und wiederholte sein triple couche d'email bis zum Unausstehlichen. Nun sage mir, konnte die triple couche d'email mir wohl ein Bild der aufgehenden Sonne geben? Diese muß man sehen, aber nicht sich von ihr erzählen lassen. Wer ihren Aufgang immer träge verschlafen hat, bekommt nie eine Idee davon, wenn Du es auch noch so gut machst; der aber, welcher des Anblikkes auch nur einmal sich erfreut, der lacht Dich aus, denn Du kannst, was er gesehen, niemals durch Worte noch durch Pinsel erreichen — Deine

Sonne bleibt ein gemalter oder ein erzählter gelber Klex.

Die Freunde lachten über den Ausdruck, aber selbst Brunelleschi mußte ihm Recht geben, darum fuhr er ohne fernere Beschreibung folgendermaßen in seiner Erzählung fort:

Nachdem die Sonne völlig untergegangen, ging ich auf die Kapelle zu, um dort, wie beschlossen, zu übernachten. Fast mit der Sonne Abschied zu gleicher Zeit war der Vollmond in der höchsten Klarheit aufgegangen und übergoß die Gegend mit seinem bläulichen Licht. Ich trat in das Bethäuschen und legte mich gleich auf den Stufen des Altars nieder. Kaum mochte ich ein paar Stunden geschlafen haben, als mich das Pfeifen der Thür weckte. Ich schlug die Augen auf — siehe da, mein Beschützer, mein Führer durch die Höhle, stand vor mir. Er hatte zu seinen Waffen noch einen mächtigen, schwerbeschlagenen Spitzstock gefügt, welcher ihm diente, die Last, die er trug, beim Ruhen zu stützen. Ein gerader Rahmen ruhete auf seinem Rücken, unten, wo die Hüfte begann, ging ein Brett, von zwei Leisten festgehalten, rückwärts waagrecht hinaus; oben, über seinem Kopfe, ragte ein eben solches Brett waagrecht nach vornen,

so daß es über seinem Kopfe stand und auch mittelst eines Kissens auf seinem Kopfe ruhete. Dieses Zförmige Gerüst diente ihm, die Gepäcke aufzunehmen, welche längs des Rückens und über dem Kopfe aufgethürmt wurden. Der Breite seiner Ladung nach zu urtheilen, mußte die Last ungeheuer seyn.

Als er mich sah, richtete er sich auf, stellte den spitz beschlagenen Stock unter das Brett in seinen Rücken, und nun stand die ganze Bürde auf demselben, ja er lehnte sich ruhend noch daran. Nun frug er mich, wie ich denn hierher auf den Nanas komme, wer mir den Weg heraus gezeigt, und wo ich meine Begleiter gelassen.

Ich sagte ihm, auf welchem Wege ich das Gebirge erstiegen und wie zuletzt nur einzelne schwache Spuren eines Fußtrittes mich geleitet. Er lachte; das hat der Zufall gut gemacht, Du bist meiner Spur gefolgt, — hätte ich doch nicht gedacht, daß es möglich wäre, — wir Schmuggler tragen keine Schuhe, erstens um in den Felsen besser fortzukommen, zweitens damit die Nägel, mit denen Sohlen beschlagen werden müssen, wenn sie auf dem Gestein aushalten sollen, uns nicht durch die blanken bläulichen Spuren, welche sie zurücklassen, verrathen, — und ihr habt doch

die Fährte gefunden, Ihr müßt scharfe Augen haben!

Ich konnte diese Bemerkung bejahen; er aber fuhr fort: Seyd Ihr gesonnen, hier zu bleiben?

Da ich kein besser Lager wüßte, wäre dies allerdings mein Entschluß gewesen, erwiederte ich.

Wenn ihr noch Muth und Kräfte habt, ein paar Miglien zu machen, so könnte ich Euch ein besser Lager geben als dieses hier, sagte er; es ist doch nicht das sicherste, auch nicht das ruhigste. Wenn ich nicht gerade der Erste gewesen, der herein gekommen in die Kapelle, so wäret ihr schwerlich mehr aufgestanden, man hätte Euch auf den Stufen des Altars todtgeschlagen. Wir sind gute Kerls, wenn wir nichts auf dem Rücken haben, allein sobald wir bepackt sind, so ist Jedermann unser Feind, und wir schießen oder hauen nieder, was wir auf unserem Wege antreffen. Euch wäre es eben so ergangen, wenn ich Euch nicht schon gekannt hätte.

Mir lief es kalt durch Mark und Bein, als ich dachte, wie man mir so in aller Stille das Lebenslicht ausgeblasen hätte, wenn nicht der Zufall mich mit jenem Ehrenmanne zusammengeführt, — und nahm gern sein Anerbieten, mit ihm zu gehen, an.

Wir segelten nun mit der Bora, einem wüthenden Sturmwind, welcher diese Gegend äußerst rauh und unfruchtbar macht, nach dem Carso ab, — wir segelten, kann ich wirklich sagen, denn der Wind hob uns fast auf und trug uns mehr als wir gingen, nach Süden zu. Als wir ein paar hundert Schritte gemacht, gesellten sich noch fünf Schmuggler zu uns, mit denen mein Führer gekommen und welchen er voraus in die Kapelle gegangen war, um zu sehen, ob nicht Grenzsoldaten etwa darin versteckt seyen, in welchem Falle sich häufig ein förmliches Tirailleurgefecht zwischen ihnen entspinnt, bei dem der Krieg auf die grausamste Art geführt, bei welchem, der verwundet in die Hände der einen oder der andern Partei fällt, immer auf das Grausamste ermordet wird.

Eine öde Steinfläche, der eigentliche Carso oder Karst, breitete sich nun vor uns aus. Die Bora — der Boreas der Alten — wüthet hier so grimmig, daß sie kein Gras, keinen Strauch aufkommen läßt. Der Kalkfels, an der Oberfläche grau verwittert, ist nach allen Richtungen zerklüftet und hat nur hier und da in kleinen Vertiefungen eine Spur von Vegetation — nun ihr wißt ja, daß dieser Wind nicht selten in Triest

Häuser abdeckt und Menschen und Vieh auf den Straßen niederwirft, — hier oben auf der Landstraße, welche über den Carso nach dem Hafen führt, reißt er oft ganze Lastwagen nieder. Dennoch wohnen auch hier Menschen; die Ortschaften Sesana, Satoriana und Orlech, welche wir sehen, liegen zwar in Vertiefungen und sind folglich etwas geschützt, allein auch ganz oben auf der Höhe sind Häuser zerstreut, natürlich von einer Bauart, wie der Sturm, der Alles niederreißt, es erfordert.

Die mächtigsten Steinmassen sind aufgethürmt und bilden fünf Schuh dicke Wände, welche unmittelbar auf den Felsen stehen; einige Balken decken die Hütte; auf ihr ruhet ein ganz niederes Strohdach, auf diesem aber liegen quer über Bretter, mit mächtigen, viele Zentner schweren Steinen beschwert, welche das Abdecken der Häuser verhindern. Um diese Häuser sind dann kleine Flecke, unbedeutende Vertiefungen, mit Erde bedeckt und besäet; allein sie müssen durch tüchtige Steinwände vor der Bora geschützt werden, sonst erlaubt diese dem Getreide nicht höher als drei oder vier Zoll zu wachsen. Darum sind große zusammenhängende Felder immer mit einem dichten Netz von solchen Mauern bedeckt, welche die Ge-

walt des Windes brechen und dem Korn erlauben, aufzukommen.

Nach zweistündigem Marsche kamen wir an solch eine Hütte, die sich in nichts, als in etwas größerer Ausdehnung vor den anderen auszeichnete. Auf ein gegebenes Signal ward eine mächtige mit Eisen über und über beschlagene Thüre und dann eine zweite, eben so wohl verwahrte, geöffnet, und wir traten ein.

Ein gar hübsches junges Mädchen flog dem Anführer — als solchen konnte man meinen Retter wohl nicht verkennen — zu, umschlang ihn und küßte das ernste, trotzige Gesicht; eine große, feingebaute Frau — wahrscheinlich nicht in diesem Handwerk erzogen — ging ihm gleichfalls entgegen und bot ihm einen Gruß, den er freundlich erwiederte. Ihm und seinen Gefährten wurden die Gepäcke abgenommen, und bald war man um einen großen runden Tisch zu einem Mahl versammelt, das mir nach langer Entbehrung ganz besonders schmeckte. Ein wohlbereiteter Rehbraten bildete das Hauptgericht, welchem eine dicke Reissuppe, in unserem Geschmack, vorherging; ein schwerer Klumpen Maismehl, mit Wasser angeknetet und im Ofen getrocknet — gebacken kann man nicht sagen — diente als Brod. Uns Ita-

lienern ist dies nichts Neues; ich möchte jedoch wohl wissen, was der deutsche Prinz zu diesem Brod gesagt haben würde.

Civitella glaubte, daß Alexander dergleichen auch wohl schon gegessen habe, ohne es gerade übel zu finden — hat es doch dir auch geschmeckt.

Allerdings, fuhr Brunelleschi fort; ich aß und trank für zwei; meinen erschöpften Kräften half ein guter Vino cotto*) wieder auf, bald war ich so lustig wie jemals, und meine freundliche Nachbarin, des Hausherrn Tochter, trug nicht wenig dazu bei, mich lebhafter zu stimmen. Sie hatte — wie sich begreifen läßt — nicht den geringsten Anstrich von Bildung; ist dies ja leider selbst bei unsern vornehmen Damen fast durchgängig der Fall: sie lernen nur ihr Gebetbuch und in diesem nur die Meß- und Beichtgebete lesen, sind von einer grassen Unwissenheit innigst durchdrungen; desto liebenswürdiger werden sie indessen durch na-

*) In Italien ist, besonders in ergiebigen Weingegenden, das Sieden des Mostes gebräuchlich, wodurch derselbe einen großen Theil seines Phlegma verliert, zuckerreicher und in Folge dessen nach der Gährung geistreicher wird. Man behauptet, daß er zugleich nahrhaft sey, welches mit den andern Weinen nicht der Fall ist. Die Italiener nennen diesen Vino cotto, gekochten Wein.

türlichen Witz, und ich habe mich manche Nacht mit einer jungen Frau, welche bei der Trauung kaum den Ehecontract unterzeichnen konnte, sehr wohl und sehr angenehm unterhalten.

Das Mädchen hatte nun gerade diesen Witz; ob in einem höhern Grade als Andere, oder ob er mir nur darum auffiel, weil sie Vergleiche und Wortspiele anbrachte, die mir noch neu, die übrigens darum nicht gerade von ihr erfunden, sondern vielleicht in ihrer Gegend üblich waren, — das will ich nicht entscheiden, kurz, das Mädchen interessirte mich und ich machte ihr auf ländlich den Hof, das heißt, ich ging ohne Umschweife gerade zu.

Vater und Mutter schienen dafür keine Augen zu haben, oder sie hielten es nicht für bedeutend genug, kurz, ich setzte meinen Operationsplan ungestört fort, und nach aufgehobener Tafel zog ich die niedliche Joanna — ihr könnt in dem abgesonderten Aussprechen der drei Vocale schon einen Anklang des Griechischen, welches sich in Illyrien und Dalmatien häufig findet, wahrnehmen — auf eine Bank am Kamin, in dem ein freundliches Feuer hell und hoch aufloderte und knisterte, und war schon so vertraut mit ihr, als

wären wir vor ein paar Tagen mit einander verheirathet.

IX.

Unterdessen ward an einem um den Hauptbalken der Stube gebundenen Strick eine Rolle gehängt; unter derselben öffnete man den mit großen Marmorplatten getäfelten Boden; die Spitze einer Leiter ward sichtbar und einer der Schmuggler stieg hinunter, in der Tiefe verschwindend, während ein zweiter ihm nachfolgte, der auf der Leiter stehen blieb.

Durch die Rolle über der Oeffnung ward ein Tau mit einem Haken gezogen und mittelst desselben die Waaren von den Trägern in den Felsenkeller gelassen. Dies waren, wie man sehen konnte, lauter feine und hochbesteuerte Gegenstände — Zimmet, Kaffee, Thee, feiner Tabak, Seidenzeuge und dergleichen.

Als sie mit dem größten Theil der Sachen schon in Sicherheit waren, hörte man plötzlich stark an die Thüre schlagen. Aus dem Klirren und Poltern war zu schließen, daß dieses Gewehrkolben seyen, mit denen man auf die Pforte los-

hämmerte. Mein Führer, welcher sich mit seinen Kleidern schon auf ein Bette gelegt hatte, erhob sich sehr ruhig und langsam, während die anderen ihre Eile beschleunigten und die noch übrigen Päcke vollends zu verbergen suchten.

Der Alte stellte sich in all seiner Größe und Mächtigkeit, mit ruhigen Blicken nach der Thüre schauend, mitten in das Zimmer, nahm in die eine Hand ein Pistol, die andere ergriff ein zweites, welches jedoch noch im Gürtel stecken blieb.

Neues Poltern brachte ihn nicht im mindesten aus seiner Fassung, die Frau aber ging auf ihn zu und bat zu öffnen, nicht sein Leben auf's Spiel zu setzen und sich vor Mord zu hüten; das Mädchen klammerte sich an ihn und wollte sich seiner Hand bemächtigen; er ließ es geschehen, wohl im Vertrauen auf seine Kraft, und wissend, daß er das Pistol mit sammt dem Kinde erheben und doch sicher schießen könne.

Wer hier herein tritt, sprach er, bevor ich öffne, der ist des Todes! Plaudert nicht weiter, ihr wißt wie ich bin; sobald Alles in Ordnung ist, öffne ich, und dann hat Niemand etwas zu besorgen. So blieb er in seiner gefaßten Stellung; einer seiner Knaben aber kauerte sich an der Thüre nieder, um durch die Spalte, welche

die abgetretene Schwelle unter der Thüre ließ, hindurch zu schauen; ein großer Wolfspacker stellte sich neben ihn und fletschte die blanken, milchweißen Zähne, während sein struppiges Fell über die ganze Länge des Rückens borstig empor stand und er den Schweif fest eingeklemmt hatte; doch that er keinen Muck, kein Laut verrieth, daß er da war, es schien einer von jenen dressirten Hunden zu seyn, welche ohne Gebell ihren Feind erwürgen.

Jetzt ward das letzte Kistchen in die Grube gesenkt; noch zwei von den fremden Männern stiegen hinab; ihre Tragbretter wurden hinunter gereicht; der andere Knabe kniete an der Oeffnung, aus welcher nur zwei Hände eines darin Versenkten hervorsahen, um das letzte Stück zu empfangen. Jetzt ward der Stein auf den Keller gelegt, die Rolle mit dem Strick entfernt, ein Tisch über den Stein gestellt, und nun rief der Alte den Hund zurück, welcher sich auch sogleich in einen Winkel niederlegte, doch, scheinbar ganz theilnahmlos an allem, was vorging, die blitzenden Augen offen behielt und einen Jeden scharf beobachtete.

Den ungestümen Pochern ward geöffnet, nachdem der Pascher seine Waffen abgelegt, und her-

ein traten sechs Soldaten in grauen Mänteln, mit einem Gefreiten an ihrer Spitze.

Was sie suchten, brauchten sie nicht erst zu sagen — es waren die Spürhunde, welche man Grenzjäger nennt, und welche Venedigs ganzen Handel mit der Zeit zu Grunde richten werden. Ich hätte gewünscht, es wäre zum Schlagen gekommen, ich hätte auch einem paar von den Schelmen hinüber geholfen.

Der Gefreite sagte zu dem Paschèr, er solle die eingeschmuggelten Waaren sogleich herausgeben.

Sucht sie euch, erwiederte jener ganz gelassen, sich auf die Bank am Kamin setzend, unter welcher seine Pistolen lagen.

Das Suchen ließen sich die Soldaten nun wirklich angelegen seyn. Ich plauderte sorglos mit dem Mädchen, das vorhin aufgesprungen war, um den Vater am Schießen zu hindern, das jetzt aber wieder zu mir gekommen und sich ohne weitere Umstände auf meinen Schooß gesetzt hatte, — behielt jedoch die Grenzwächter immerfort im Auge, um für den schlimmsten Fall mich an die Schmuggler anzuschließen, welche übrigens bei ihrer Bewaffnung ganz leicht mit den sieben Jägern fertig geworden wären, da ihre langen Musketen in dem engen, beschränkten Raum ih-

nen nur hinderlich seyn konnten, indessen die Pistolen auch im geschlossenen Kampf noch brauchbar bleiben.

Die Soldaten durchstörten und durchstöberten Alles. Merkwürdig war mir bei diesem ganzen Auftritt nicht die Ruhe des Mannes, oder der Frau, oder der Kinder — das war Zuversicht bei dem einen und Resignation bei den anderen — nein, der Hund war mir eine fast wunderbare Erscheinung. So still, wie er da lag, in sich zusammengerollt, als schliefe er, beobachtete er immerfort die Soldaten, und zwar nur mit mühsam zurückgehaltenem Grimm; denn über seinem Rücken, obgleich er am Boden lag, standen die struppigen Borsten straff empor; er war voll Grimm und Wuth, er zitterte vor Begier, auf die Störer eindringen zu dürfen, und hatte so viel Kraft, so viel Beherrschung seiner selbst, um trotz des innern Zornes sich äußerlich ganz ruhig zu verhalten. Ich sah wohl auch schon Hunde, die gern zugefahren wären und es nicht thaten, allein diese standen, wie er vorhin, mit glühenden Augen, mit hervorgestreckten Zähnen und Fängen knurrend und den Grimm deutlich zeigend. Davon war hier keine Spur. Ich konnte mich auch nicht enthalten, den Pascher darauf

aufmerksam zu machen, welcher dann sagte: Es hat Mühe gekostet, bis man ihn dahin gebracht hat, allein endlich ist es gelungen. Wir können nicht laute Hunde brauchen, und haben doch den scharfen und wachsamen sehr nöthig.

Nachdem die Jäger Alles durchsucht, alle Kasten und Schränke durchwühlt, selbst die Betten nicht ungestört gelassen, forderten sie, daß der Pascher ihnen den Boden über der Hütte öffnen solle. Auch dies geschah; zwei krochen in den engen Raum hinauf, in welchem sie sich kaum umkehren konnten und auf dem Leib ausgestreckt suchen mußten, weil das Dach sehr niedrig ist. Sie fanden auch dort nichts, kamen in die Hütte zurück und verlangten nochmals, daß der Pascher ihnen seine Vorräthe zeige, bevor sie Gewalt brauchten.

Dieser erwiederte: Ich habe nichts im Hause; ich stelle euch frei, zu suchen; mein Geschäft kennt ihr, könnt aber doch von mir nicht glauben, daß ich so dumm seyn werde, euch selbst meine Waaren zu zeigen! Wenn ihr mich auf der That ertappt, so nehmt mich gefangen und liefert mich an das Kreisgericht ab, hier aber, in meinem Hause, bin ich Herr — und jetzt ist's genug!

Wir haben Dich mit mehreren Andern über das Gebirge gehen sehen; ihr wart hoch bepackt; wo sind die Sachen geblieben?

Ihr hättet mich auf dem Gebirge ergreifen sollen; seht, hier sind die Sachen nun einmal nicht — sucht, und wenn ihr sie findet, so thut eure Schuldigkeit, sonst aber laßt mich ungeschoren.

Die Soldaten sahen noch einmal nach allen Seiten umher; endlich nahmen sie ihre Gewehre und gingen, wie sie gekommen, unverrichteter Sache, zurück.

Nunmehr stand der Pascher auf, verschloß die schwere Thüre wieder sorgfältig, dann aber ward der Tisch weggeräumt und den Gefangenen die Freiheit gegeben, welche, ohne aus dem Vorfall irgend etwas zu machen, ein paar Bündel Maisstroh aus einem Winkel holten, sich eine breite Streu bereiteten und darauf sich zur Ruhe niederlegten.

Ich frug den Alten, wie er das alles so ohne Zorn habe erdulden können; er erwiederte, daß ihm dieses allerdings sehr schwer geworden sey, daß er sich jedoch vor allem Ausbruche des Zornes in Acht nehmen müsse, da solcher gewöhnlich einigen Menschen das Leben koste. Wenn die Buben grob gewesen wären, mir Frau

und Kind angerührt oder an jenen Stein gekommen wären und so mein Magazin entdeckt hätten, so wäre keiner von ihnen ganz, geschweige denn lebendig aus dem Hause gekommen; ich hätte einen bei den Beinen gefaßt und mit ihm die Andern todt geschlagen, dann hätten wir die Kerls auf den Nanas getragen und in eine Schlucht gestürzt — die Wölfe und Luchse brauchen ja auch Futter — und es hätte kein Hahn darnach gekräht.

Der furchtbare Zornesblitz, der bei diesen Worten aus seinen Augen leuchtete, verdarb mir allen Appetit zu ferneren Fragen. Daß seine Aufwallungen gewöhnlich einigen Menschen das Leben kostete, schien mir zu sagen, daß sie nicht ungewöhnlich seyen und daß er wohl mehrere dergleichen gehabt haben mochte. Mir ward fast unheimlich in seiner Nähe, doch ließ ich mir das nicht merken, und er legte keinen weiteren Werth auf das Gesagte.

Des jungen Mädchens Bette ward mir eingeräumt; sie legte sich auf die Ofenbank; bald schlief Alles ruhig und fest.

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als ich erwachte. Die ganze gestrige Gesellschaft war abgezogen. Das Stübchen, hübsch und sauber

aufgeputzt, sah mit seinen wunderlichen verschiedenartigen Möbeln ganz malerisch aus; ich erinnerte mich, ein altes niederländisches Bild gesehen zu haben, auf welchem auch diese ordentliche Unordnung mit großem Fleiß und zierlicher Genauigkeit ausgedrückt war, und betrachtete so mit Wohlgefallen die stille Häuslichkeit dieser Räuberfamilie. Vollkommen ausgeruhet, keine Müdigkeit mehr empfindend, indem die Anstrengung des gestrigen Tages ein Mittel gegen die Folgen des vorgestrigen zu seyn schienen, sprang ich vom Lager, um das Frühstück einzunehmen. Die Kleine, deren Platz ich diese Nacht usurpirt, schien nicht so wohl geschlafen zu haben, es sprach eine große Müdigkeit sich in den Augen und in ihren Bewegungen aus. Sie that mir leid, ich hätte ihr gern die Entbehrung, welche sie um meinetwillen erduldet, vergessen gemacht, nur scheuete ich mich ein wenig vor dem Papa. Dieser war mir so gewaltig und groß, daß ich für ihn nur ein Schluck gewesen wäre; er hätte mich aufgespeist mit Haut und Haar. Ich sah daher darauf, ihn zu entfernen, und siehe, dies ging dadurch vortrefflich, daß ich meine Effekten, die in Lohitsch zurückgeblieben, durch ihn holen ließ. Ich war von dort weggezogen in der Absicht, den Zirk-

nitzer See zu besehen und gegen Abend wieder zurückzukehren. Nun wollte ich allerdings über Planina nach Adelsberg, aber nicht gehen, sondern fahren. Dies war mir durch mein nächtliches Abenteuer verdorben. Ich war, wie ich ging und stand, durch die Unterwelt gedrungen und dann durch die Wolken marschirt; nun wollte ich nicht zwei Tagereisen weit zurück, beauftragte daher meinen Wirth, das Gepäck sowohl hierher zu holen, als es mir auch von hier nach Triest zu schaffen.

Der gute Mann fand diesen Auftrag sehr vernünftig; er wußte wohl, daß ich gut bezahlte, doppelt so hoch, als er es selbst verlangte, was die durchgebissene Zechine bewies. So machte er sich dann auf den Weg, und nun hatte ich schon etwas freieres Spiel.

Zu romantischen Spaziergängen war nun allerdings hier der Ort nicht, doch gaben die unzähligen kleinen Quadrate, von Stein aufgeführt, Gelegenheit, sich zu verbergen, und das liebe Mädchen war nicht so plump, wie die ungeschliffene Deutsche — ich lebte drei Tage in dem größten Vergnügen hier, dann kam der Vater wieder. Ich blieb noch eine Nacht in dem Hause; an dem Morgen des fünften Tages, von meinem Eintritt

an gerechnet, verließ ich mit ihm die Hütte, in der ich unverhofft eine gefällige Schöne gefunden, während die so eifrig verfolgte Deutsche mir die eifrigsten Verfolgungen zugezogen hatte; — nun, ich war zufrieden, führten sie mich doch gerade dem hübschen Mädchen zu, mit welchem ich vielleicht glücklicher war, als ich in den Armen der kalten Person, welche mit Ohrfeigen lieber, als mit Küssen um sich warf, hätte werden können.

X.

Sieh, wie gut Du es mit Deiner Erzählung getroffen, sprach Civitella, als der Freund geendet; schon legen die Gondeln an unser Schiff. Wollen wir uns ihrer bedienen? — Die Frage bejahend, stieg man ein und das größere Schiff, welches, für den ganzen Tag gemiethet, die Gesellschaft wieder zurückführen sollte, zog langsam hinter den fliegenden Gondeln her.

Deine Erzählung, Brunelleschi, hat mir die größte Lust zu irgend einem tollen Streich gemacht, sagte Civitella; wie wär' es, wenn wir

so gescheut wären, irgend eine rechte Dummheit anzustellen?

Wir sind dabei! sprachen die Anderen, und es ward ausgemacht, wenn sich Gelegenheit zeige, sie nicht entschlüpfen zu lassen.

Die raschen Gondeln hatten bald das nächste Lido erreicht; an einem Damm, der den Andrang der Fluthen von den tiefer als das Meer liegenden Aeckern abhält, stiegen die Freunde aus. In der nächsten Lokande ward das Essen bestellt, bei welchem die Pholaden nicht vergessen werden durften; man stärkte sich durch Speis' und Trank, und nunmehr zog die fröhliche Bande in dem Orte umher. Die Einkleidung einer Nonne war ein würdiger Gegenstand für die Neugier der Libertins; nach dem Frauenkloster richteten sie also ihre Schritte.

Wenn das eigentliche Claustrum auch für jeden Fremden verschlossen ist und selbst Frauen nur am Gitter mit den Nonnen sprechen dürfen, so ist die Kirche, wie natürlich, einem Jeden offen, und dort hinein begaben sie sich, die Geschenke, welche der neuen Braut Christi gemacht und welche hier aufgestellt waren, in Augenschein zu nehmen. Schon begann der Gesang der Mädchen auf den verschlossenen und eng vergitterten Chören,

dann kamen sie in den abgesonderten Raum in der Nähe des Hochaltars, wohin kein Männerfuß sich mehr wagen durfte; nun ward die junge Nonne aus der Sakristei abgeholt, um noch einmal sich in allem irdischen Schmucke dem Volke zu zeigen, dann aber auf immer von den Eitelkeiten der Welt Abschied zu nehmen.

In der That, sie war schön zu nennen, und auf des Marchese leicht entflammte Sinne machte sie einen um so lebhaftern Eindruck, als er durch Brunelleschi's Erzählung schon gereizt und durch das längere Zeit geführte ordentliche Leben doppelt empfänglich für jeden schönen Eindruck war.

Sechszehn Jahre mochte sie höchstens zählen, welche heute von allen Freuden der Welt Abschied nehmen sollte. Etwas Schmachtendes, Rührendes in dem großen schwarzen Auge, das kein so verzehrendes Feuer zeigte, als gewöhnlich aus den Blicken der Italienerin spricht, fesselte Civitella gleich mit großer Gewalt an die Unbekannte. Der schöne Wuchs, ganz so fein und zierlich wie der ihrer Landsmänninnen in der Regel zu seyn pflegt, schwächte den günstigen Eindruck nicht; etwas Nachlässiges in der Haltung, wie man es an recht ermüdeten Personen bemerkt, schien auf

eine schmerzhafte Ueberwindung, auf eine resignirende Hingebung zu deuten; das Gesicht war blaß, und der ganze Ausdruck zeigte, daß nichts Freudiges für sie in diesem wichtigen, für das Leben entscheidenden Schritte läge; sonderbar stach daher gegen das Leidende in der Figur der höchste Putz ab, in welchem sie sich bewegte, obwohl heute zum letzten Mal.

Sie trug ein Sammetkleid vom prächtigsten Rubinroth; sie war mit schweren goldenen Ketten um Hals und Stirne und Arme geschmückt; die kostbarsten Spitzen zierten den schönen Busen, den weißen Nacken; Brillanten blitzten aus dem Haar, blitzten von den ringbedeckten Fingern und von den gestickten Blättern der Schuhe. Aber nur die Zuschauer bewunderten die Pracht, ihr war sie gleichgültig. Sie ging nun an den Tischen umher, geführt von der Priorin und einer Nonne, um die ihr dargebrachten Geschenke in Augenschein zu nehmen. Es fiel kein Blick darauf, sie wandelte daran vorüber, als wäre das alles gar nicht vorhanden.

Das arme Kind! sprach Civitella; man sieht wohl, daß ihr nicht viel daran gelegen ist, Nonne zu werden. Wenn man sie doch den Nonnen entreißen könnte, welch ein kühner Streich wäre

das, — wie würde er wieder Anlaß geben, von uns zu sprechen! O Himmel! schon so lange hat man uns nichts als Gutes nachgesagt, das ist eigentlich nicht mehr zu ertragen — wollen wir sie entführen — sagt? — ich habe Courage genug dazu.

Stille! bat Brunelleschi; wenn wir dergleichen wirklich thun wollen, so müssen wir es den Leuten hier nicht erzählen!

Du hast recht, erwiederte der Marchese; kommt, es brennt der Boden unter mir, bevor ich es mit euch überlegt habe.

Die tollen Menschen gingen mit einander aus der Kirche, und im Freien, weil sie nicht wagten, solch ein Gespräch in einem Zimmer zu führen, ward der ganze Operationsplan entworfen. Als es Abend geworden, ward von einigen Handlangern, an den theils gemauerten, theils nur aufgeschütteten Dämmen arbeitend, das nöthige Handwerkszeug entlehnt, und als es völlig finster und Nacht geworden war, gingen die verwegenen Menschen an das unsinnige Werk. Sie brachen mit starken Eisen ein Gitter aus den Luftlöchern für die Grabgewölbe, und nun ließ einer den andern hinab an einem Seil, indeß der letzte zusammengekauert am Boden neben dem Eingang

sitzen blieb, den darin Befindlichen ein Zeichen zu geben, wenn Gefahr sich nahen sollte.

Von innen herauf ward nunmehr die Oeffnung erbrochen, welche von der Kirche zu dem Gewölbe führte; dann stellten sie von den Särgen so viele über einander, als nöthig waren, um eine bequeme Treppe zu bilden, auf welcher sie in das Schiff der Kirche gelangen konnten.

Da standen sie nun in dem weiten, öden Raum, der nur spärlich erleuchtet war durch das Fünkchen, welches unter dem Titel der ewigen Lampe vor dem Hochaltar in einer großen silbernen, altmodisch verzierten Ampel brannte. Schauer umwehten die verwegenen Abenteurer, welche, einem Tollkopf zu Gefallen, hauptsächlich wohl, um ihn, den sie schon verloren gegeben, wieder an sich zu fesseln, ein Verbrechen zu begehen im Begriff waren, welche nach den Glaubenslehren der katholischen Religion seines Gleichen nicht mehr hat und weder diesseits, noch jenseits des Grabes abgebüßt werden kann, für welches hier der qualvollste Tod ohne Tröstung der Religion, dort die Ewigkeit der Höllenstrafen auf den Thäter wartet, — das Verbrechen des Raubes einer Braut Christi aus dem Schooß der Kirche.

Noch war es Zeit, umzukehren, noch schwank-

ten einige, vor allen Brunelleschi, welcher nicht gern daran wollte und lieber draußen geblieben wäre, wenn es nicht jetzt schon zu spät, wenn er nicht durch das moderduftige Grabgewölbe zurück gemußt.

Civitella, niemals an die Folgen denkend, nur exaltirt durch die Hoffnung, das schöne Mädchen dem geistigen Tode in diesen dicken Mauern zu entreißen, überwand durch seine Beredtsamkeit alle Schwierigkeiten, und man schritt endlich weiter zum Werk. Einer der Verbündeten blieb wieder hier zurück, indeß die Anderen die Eingangsthüre des Klosters in die Kirche suchten. Gern hätte Brunelleschi hier Posto gefaßt, wenn er nicht hätte allein in der gefährlichen Nähe der Leichen bleiben müssen, etwas, das ihm zu überwinden nicht möglich schien. Er eilte nun mit den Anderen nach den Seitengängen, die Treppe, welche zum Chor führt, hinauf. Da war zu des Marchese großem Jammer nichts zu machen: die Thüre war so fest, so dick mit Nägeln beschlagen, daß, wenn sie selbst hätten die Brecheisen anwenden wollen, der Lärm das ganze Kloster aufgeschreckt haben würde, und ihnen mußte doch vor allem an der tiefsten Stille und Geräuschlosigkeit liegen.

Das Beste schien, wieder umzukehren, Alles

wo möglich in guten Stand zu setzen, morgen nochmals wieder zu kommen, am Tage des Hauses Gelegenheit zu erkunden und alsdann in der folgenden Nacht den Plan, welcher heute an Unkenntniß des Hauses scheiterte, auszuführen.

Civitella schien dieser Vorschlag zu langweilig und unausführbar deßhalb, weil sie die Spur des aufgebrochenen Todtengewölbes nicht vertilgen könnten; was geschehen sollte, mußte gleich geschehen oder die ganze Idee mußte aufgegeben werden, wozu dann mehrere, denen jetzt schon angst und bange wurde, ein gutes Wort sprachen. Allein der tollkühne Marchese war gerade hier in seinem Element, etwas so Lockendes war ihm lange nicht geboten worden, darum wollte er nicht so schnell aufgeben, was ihm Gefahr und Freude zugleich versprach.

Die Freunde stiegen auf die Emporkirche, auf den zweiten höher gelegenen Chor, um dort einen Ausweg zu suchen. Doch auch dieses schien für's erste unmöglich, denn die einzige Thüre, welche sich dort zeigte, war eben so fest als die anderen. Da schaute Civitella zu dem hohen Fenster hinaus, und bei dem schwachen Schimmer der Nacht konnte er wahrnehmen, daß er sich über dem Dache des Klosters befinde.

Victoria! rief er leise, ich hab's gefunden! Wir lassen uns auf das Dach hernieder und gehen durch eine Oeffnung desselben in das Innere des Gebäudes. Das Fenster ward ausgehoben — der Plan schien wohl ausführbar. Brunelleschi blieb auf diesem dritten Posten stehen, indeß die Anderen auf das Dach stiegen und, langsam weitergehend, nach einer Bodenluke suchten, welche ihnen durch die Seufzer eines verliebten Katers verrathen ward.

Hinein gings nun in das Kloster, das, seit es erbaut, von keines Mannes unheiligem Tritt entweiht worden war. Hier hatte man Thüren und Treppen nicht mehr so wohl verwahrt; sie gelangten in die Kreuzgänge. Aber was half ihnen alles das, so lange sie nicht wußten, wo die schöne Beute, der sie sich bemächtigen wollten, zu finden sey.

An eine Zelle nach der andern ward gegangen, hier ward gelauscht, dort versuchten sie durch einen leisen Druck zu öffnen — Alles still, Alles verschlossen. Civitella war immer voran und versuchte jede Thür, da glitt er plötzlich über etwas, das ihm im Wege lag, aus; es war, als wäre es eine Aepfelschaale. Er wollte sich halten, um durch seinen Fall kein Geräusch zu verursachen;

die Hand griff unwillkührlich nach etwas, der Drücker der Thüre, vor der er gerade stand, wurde erfaßt, er gab nach — ein kurzer, scharfer Klang zeigte, daß er an das Eisen des Schlosses geschlagen. Der Marchese erschrak — das mußte man im Innern des Zimmers gehört haben. Lautlos blieb er aufgerichtet davor stehen. Da öffnete sich eben so lautlos die Thüre und eine weiche, warme Hand ergriff ihn und zog ihn in die Zelle, während die Andern die Worte hörten: „Du lieber Schelm, Dich hab ich ja heute gar nicht erwartet!“

Der Riegel ward vorgeschoben — der Anführer war fort. Aber bald hörten die Lauschenden einen dumpfen Schrei, dem ein Schall folgte, als fiele jemand auf die Knie — und so war es auch.

Civitella, dem, so wie den Uebrigen, das nichts Neues war, daß die heiligen Nonnen sich irgend einer Liebhaberei mit besonderer Vorliebe überlassen, hatte wohl das qui pro quo gemerkt, das sich hier ergab, aber witzig, wie er war, es sogleich zu seinem Nutzen gebraucht. Daß er nicht der Erwartete war, wußte er, daß also ein Todesschreck die Nonne ergreifen würde, sobald

sie ihren Irrthum einsehe, konnte er sich denken, und auf diesen baute er seine Hoffnung.

Das fromme Nönnchen hatte ihn kaum in ihrer Zelle, als es ihm mit heißer Inbrunst um den Hals fiel und Kuß auf Kuß mit warmen Lippen seinem Munde aufdrückte. Er ließ sich, leise lachend, dies gefallen. Zierliche Formen schienen ihm einen Bau zu verrathen, der einer kleinen Lüge schon werth war; er schloß daher das liebeglühende Mädchen in seine Arme und ließ sie nicht bereuen, ihm die Thüre geöffnet zu haben. Doch nun, wo sie seine Schuld theilte, erhob er plötzlich seine Stimme und sprach: Schöne Dame, — denn das seyd Ihr ohne Zweifel, und liebenswürdig auch — schöne Dame, Ihr habt Eure Gunst einem Unwürdigen und einem von Euch nicht Erwarteten geschenkt — — schon bei den ersten Tönen entfuhr der jungen Nonne ein Schrei des Entsetzens, der gewiß zu ihrem eigenen Verderben lauter geworden wäre, wenn nicht Civitella ihr den Mund mit der Hand geschlossen hätte. Jetzt fiel sie vor ihm auf die Knie — habt Mitleid, habt Barmherzigkeit, wer Ihr auch immer seyd, der mein Geheimniß entdeckte; fordert von mir, was ihr wollt — bin ich im Stande, es zu vollbringen, so soll nichts mich

davon abhalten, nur entehrt mich nicht, indem Ihr meine Schande öffentlich macht.

Verlaßt Euch auf meine Verschwiegenheit, sprach der Marchese; ich bin bescheiden und weiß ja, wie es in den Klöstern zugeht. Nur eine Bedingung müßt Ihr erfüllen, ohne diese werdet Ihr preis gegeben.

O heilige Jungfrau! ich will Alles thun! Ach, was würden meine Eltern sagen! Wie wäre das Haus Grigenti beschimpft, wenn man erführe, was die unglückliche Luigia gethan!

Civitella horchte hoch auf, dann brach er auf einmal in ein ihn fast erstickendes Gelächter aus, das er nur mit der größten Anstrengung so unterdrückte, daß es nicht laut ward, obschon die Freunde vor der Thüre das Kichern hörten. Endlich frug er: Ihr seyd Luigia Grigenti? — Die junge Dame, welche heute das Gelübde ewiger Keuschheit und Jungfräulichkeit abgelegt? Das Mädchen von sechzehn Jahren —

Ich bin schon siebzehn, unterbrach ihn Luigia.

Welches heute zur Braut Christi geweihet wurde?

Ich bin es, antwortete die Nonne.

Nun das ist eine herrliche Entdeckung, lachte Civitella. So seyd Ihr wohl gern hier in dem

Kloster? O erzählt mir das. Ich verlange auf der Welt nichts von Euch, als daß Ihr mir erzählt, warum Ihr eingekleidet worden seyd.

Die schöne Nonne schien durch diese Versicherung Muth zu gewinnen; sie öffnete einen Wandschrank, in welchem eine brennende Lampe stand, die nun mit mildem Schimmer das kleine Gemach übergoß, so daß Civitella sehen konnte, er habe sich wirklich nicht getäuscht, er habe nicht falsch gehört, es sey dieses die schöne junge Nonne, welche er heute in der Kirche gesehen.

Sie brachte aus dem Schränkchen eine Flasche mit Cyperwein und ein Glas, welches sie voll goß, davon nippend Civitella zutrank und es noch einmal füllte. Darauf setzte sie sich vertraulich neben ihn auf ihr jungfräuliches Lager und begann:

Wenn ich — der Himmel gebe es — nichts Schwereres für Euch thun soll, als die Erzählung meines Lebenslaufes seyn wird, so habe ich mich bald gelöst. Ich ward in meinem zehnten Jahre in dies Kloster gethan, um von den heiligen Nonnen erzogen zu werden. Fünf Jahre war ich schon hier gewesen, als unser Beichtvater krank ward und er seinen Vikar sandte, um uns Beichte zu hören. Ach dieser Vikar war jung und schön, und hatte bald mein Herz gewonnen. Ich konnte

wohl merken, daß ich ihm auch nicht gleichgültig war, und so fanden wir uns zusammen. Der Beichtstuhl ward der Vertraute unserer Leidenschaft; statt zu beichten, gestand ich ihm, wie ich ihn liebe; statt mir Buße aufzulegen und mich zu absolviren, that er mir dasselbe Geständniß. Dort verabredeten wir die erste Zusammenkunft, und so ist es seit den zwei Jahren geblieben.

Mein sechzehntes Jahr hatte ich zurückgelegt, da wollten meine Eltern mich an einen vornehmen Herrn, an den Neffen des Cardinals Amalfi, verheirathen. Ich sagte meinem Geliebten dieses; er suchte mich zu trösten und versprach alles Mögliche zu thun, um die Sache rückgängig zu machen. Bei unserer nächsten Zusammenkunft erzählte er mir, daß dieser Neffe des Kardinals, ein Marchese Civitella, der gottloseste Bube sey, der auf der Erde im Schein der Sonne umherwandle, daß jedes Laster und jedes Verbrechen ihm geläufig, von ihm verübt sey, daß der kleinsten eines sein zügelloser Hang für das weibliche Geschlecht und seine entsetzliche Veränderlichkeit sey, indem er selbst dem schönsten Mädchen oder Weibe nicht länger als drei Tage treu bleiben könne. Dann sagte er mir, wie dieser Civitella noch obendrein ein Ausbund von aller Häßlichkeit und ein so

böser, zorniger, grimmiger Mensch sey, daß er auch darin seines Gleichen nicht finde. Er habe hochrothe Haare, sey von Pocken zerrissen; er habe in irgend einem Gefecht die Hälfte der Nase verloren — kurz, er machte mir solch eine fürchterliche Beschreibung, daß ich auf's Heftigste weinte, weil ich kein Mittel sah, diesem Ungeheuer zu entgehen.

Nun, sprach er weiter, sollst Du armes, unschuldiges Lamm, Du reine Himmelsbraut, diesem Satan zum Opfer gebracht und gleich ihm verdammt werden, und mit ihm zusammen im Fegfeuer, ach nein, gleich in der Hölle brennen! Das jammert mich — und doch ist nur ein Mittel da, um diesem Unglück zu entfliehen.

O nenne es! rief ich aus, — nenne es, ich will es vollziehen!

Wohlan, sprach mein Geliebter, werde eine Nonne, bleibe in diesem Kloster, nimm von den Freuden der Welt Abschied und widme Dich den Freuden der Seligen, der Frommen!

Bravo, Herr Pater, ihr habt gut studirt, sprach Civitella; ihr macht zuerst den Kindern die Hölle recht heiß und dann öffnet ihr ihnen den lieblichen Klosterhimmel! — So laß ich's mir gefallen — nun Madonna — und Ihr — —?

O wie mögt Ihr fragen, antwortete die Nonne; natürlich wählte ich mit Freuden den Beruf einer ewigen Frömmigkeit, konnte ich doch nichts Besseres thun. Ich entfloh dem Boden der Sünde, entfloh einem häßlichen, bösartigen Geschöpf, welches mir zum Gatten bestimmt war, blieb in meiner stillen, heiligen Ruhe, blieb in den Armen des Geliebten; was konnte ich mehr wünschen? So sagte ich denn meinen Eltern, als sie mich in ihr Haus abholen wollten, daß ich mich entschlossen habe, den Schleier zu nehmen. Die Eltern waren bestürzt, allein sie durften weder ihre Autorität, noch ihr Bitten gebrauchen, um mich von meinem Entschluß abzuwenden; das wäre ein Verbrechen gegen den heiligen Geist gewesen, der mich erleuchtet und zu dem frommen Entschluß bewogen hatte. Nun blieb ich noch ein Jahr hier im Kloster als Novize. Ach mein Geliebter machte es mir leicht; doch wünschte ich es abgekürzt, weil ich erst mit der Einkleidung ganz ihm anzugehören glaubte. Endlich kam der glückliche Tag heran; ich ward zur Nonne eingesegnet — das war gestern — und nun ist meine Geschichte aus.

Noch nicht so ganz, meine schöne Luigia, meinte der Marchese; Ihr seyd mir noch einige

Aufklärung darüber schuldig, warum Ihr so traurig ausgesehen habt, als Ihr gestern in der Kirche waret. Ihr würdigtet ja die herrlichen Pathengeschenke, welche man Euch dargebracht, keines Blickes. Ich glaubte daher, daß Ihr nur gezwungen den Schleier nähmet.

O nein, das hat eine andere Ursache.

Nun, welche denn? sagt sie mir aufrichtig.

Ach, sprach Luigia, mein Geliebter hatte mir am Tage vorher gesagt, daß er mich heute Nacht nicht besuchen könne, und da war ich traurig, daß ich meinen Ehrentag beschließen sollte, ohne ihn zu sehen.

Civitella hätte gern wieder aus vollem Halse gelacht, doch rieth ihm die Klugheit, vorsichtig zu seyn. Er nahm nun auf's zärtlichste von der lieblichen Braut des Himmels Abschied, versicherte sie seines tiefsten Stillschweigens und ging. Ein leiser Händedruck, ein warmer Kuß sagte ihm, daß er nicht unwillkommen gewesen. An der Thüre kehrte er noch einmal um, öffnete den das Licht verbergenden Wandschrank und sagte: Luigia — ich bin Civitella, das rothhaarige Ungeheuer, dem Du zum Opfer bestimmt warst.

Während sie sprachlos da stand, ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrend, entwich er leise,

suchte mit seinen Freunden den Rückweg, der nach einigen Irrfahrten glücklich gefunden wird, und, nun im Freien, erzählte er ihnen, was ihm begegnet. Laut und unmäßig lachend über seine Verblendung, nach welcher er geglaubt, daß ein Mädchen von siebzehn Jahren noch unschuldig seyn könne, — in ein sardonisches Lachen ausbrechend, da keine Rücksicht ihm mehr Fesseln anlegte, als er über die Trauer der jungen Himmelsbraut nachdachte, welche doch nur darüber bekümmert war, daß ihr irdischer Bräutigam sie einmal nicht besuchen konnte.

Daß übrigens ihm diese Donna zur Gemahlin bestimmt gewesen, erfuhr er zuerst von ihr. Er hatte nichts davon geahnet. Nur das war ihm nicht unbekannt geblieben, daß sein Onkel sich schon mehrere Male nach einer Frau für ihn umgesehen, und daß auch im vorigen Jahre etwas Aehnliches geschehen. Nur kannte er von den näheren Umständen nichts, und mußte jetzt auf eine so originelle Weise zur nähern Kenntniß kommen.

Die Freunde waren übrigens zufrieden, daß die Entführungsgeschichte nicht vor sich gegangen. Ich auch, sagte Civitella, bin sehr zufrieden. Hätte ich, als das Mädchen einmal in meinem Besitze war, die Entdeckung gemacht, so wäre ich sehr

unangenehm überrascht gewesen. Jene meinten jedoch, der Folgen wegen, die es für sie alle hätte haben können, müßte man von Glück sagen, daß alles so wohl abgelaufen; machte doch schon das an zwei Stellen aufgebrochene Grabgewölbe Aufsehen genug, so daß eine ganze Heerde Sbirren von Venedig nach dem Gebiete der Republik, nach dem Lido kamen, um den Verbrechern nachzuspüren, welches sie übrigens nicht mit Erfolg thun konnten, da denn doch nichts geraubt war, was man vermuthet hatte, als der Frevel am andern Morgen entdeckt wurde. Auf die Thäter selbst, welche ganz ruhige Zuschauer der Verhandlungen waren, konnte natürlich kein Verdacht fallen, weil man nur an Raub uud gar nicht an das dachte, was eigentlich der Zweck des nächtlichen Einbruchs gewesen.

Civitella kehrte endlich nach Venedig zurück und suchte den Prinzen wieder auf, der unterdessen nähere Erkundigung eingezogen haben mußte, da der verhängnißvolle Sonnabend vorüber war.